Gall. Rev
5 p 4 - 3 Append

B. Appert,

Erinnerungen aus meinen Erlebnissen

am Hofe

Ludwig Philipps,

aus den

Zeiten des Kaiserreichs und der Restauration.

Deutsch herausgegeben

vom

Verfasser und Dr. Carl Ploetz.

Dritter Band.

Berlin, 1846.

Verlag des Berliner Literatur-Comptoir.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

I.

Marie Amélie's tägliche Beschäftigungen. — Meine Audienzen bei der Königin. — Lebensweise der Königlichen Familie. — Thätigkeit der Schwester Ludwig Philipps. — Der Charakter dieser Prinzessin. — Ihr Einfluß in Staatsgeschäften. — Die Privat-Audienzen, welche sie ertheilt. — Ein Witzwort des Herzogs von Penthievre. — Besuche des Fürsten Talleyrand im Schlosse. — Der Fürst Talleyrand beim Baron Louis. — Sein letztes Wort auf dem Sterbebette. — Die Söhne Ludwig Philipps. 1

II.

Meine Verbindungen mit berühmten Personen der Gegenwart. — Der Graf Segür. — Trauriger Erfolg der praktischen Philanthropie. — Terneaux. — Der Baron von Gerando. — Der Graf Alexander Delaborde. — Die Herzöge von Doudeauville, von Montmorency, von La Rochefaucault-Liancourt, von La Vauguyon. — Niedriges Betragen der Polizei beim Begräbniß des Herzogs von La Rochefaucault. — Der Abbé Gregoire. — Garat. — Der Graf Lanjuinais. — Die Grafen Alexander und Karl Lameth. — Die Herzöge von Bassano und Gaëta. — Eynard, der Griechenfreund. — Der General Santa Anna. — Frau von Cambry. 17

III.

Meine philanthropischen Reisen in die Departements. — Besuche in den Bagno's. — Der Seeminister Hyde de Neuville. — Geschichte einiger Verbrecher aus dem Bagno zu Brest. —

Seite

Ein Opfer der Vergnügungssucht. — Edelmüthige Aufopferung eines Galeerensklaven. — Erziehung eines Kindes im Bagno. — Der Medaillendiebstahl in der Königlichen Bibliothek. — Sonderbares Anerbieten der Diebe. 35

IV.

Fortsetzung der Berichte über meine philanthropischen Reisen. — Rettung eines zum Tode Verurtheilten. — Die telegraphische Depesche. — Sonderbares Zusammentreffen im Botanischen Garten zu Brest. — Geschichte eines Diebes. — Der betrogene Tuchhändler. — Vertheilung von neuen Testamenten unter die Armen. — Opfer der Londoner Bibelgesellschaft. — Meine Beziehungen zu ihrem General-Agenten in Paris. 49

V.

Die wahren und die falschen Philanthropen. — Selbst die guten Werke ein Mittel zur Befriedigung des Ehrgeizes. — Benehmen der Mitglieder wohlthätiger Vereine nach 1830. — Graf Montalivet, Intendant der Civilliste. — Der Justizminister Vivien. — Benjamin Constant. 60

VI.

Fortsetzung der Mittheilungen über die philanthropischen Gesellschaften. — Carnot. — Dejean. — Verville. — Der Verein zur Abschaffung der Sklaverei. — Betheiligung der Königin Marie Amélie und der Prinzessin Adelaide bei demselben durch eine Geldunterstützung, welche später verweigert wird. — Die Verantwortlichkeit, welche die Rathgeber der Fürsten auf sich laden. — Anleihen der Königin und der Schwester Ludwig Philipps, um ihre Unterstützungen fortsetzen zu können. — Die Herren Lamartine und Guizot als Redner in den philanthropischen Vereinen. 69

VII.

Nachrichten über die Familie Sanson, in welcher das Scharfrichteramt erblich ist. — Die verhängnißvolle Wahl des Richtschwertes, eine vom Henker erzählte Anekdote. — Mein erster Besuch in Sansons Hause. — Besichtigung der Guillotine durch eine Legion Engländer. — Der englische Nationalcharakter in seinem Glanze. — Der Scharfrichter zum zweiten Male

Seite

von mir zu Tische geladen. — Merkwürdige Schicksale des Kochs Gillard. — Der unschuldig Verurtheilte. — Rasche Begnadigung. — Originelle Erkenntlichkeit des Scharfrichters gegen Lord Durham. — Ebenbürtige Heirathen der Henker. — Häusliche Sitten der Familie Sanson. 77

VIII.

Einige Nachrichten über den bekannten Vidocq. — Aus seiner Jugendgeschichte. — Vidocq macht im Gefängniß Bekanntschaft mit Verbrechern. — Entspringt aus dem Kerker. — Wird für die Sicherheitspolizei gewonnen. — Seine besonderen Anlagen für diese Beschäftigung. — Vidocq's Erkundigungsbureau. — Edles Benehmen des ehemaligen Chefs der geheimen Polizei. — Ein Besuch des Zuges nach der Courtille in Vidocq's Begleitung. 96

IX.

Louis Blancs Geschichte der zehn Jahre. — Ergänzungen und Berichtigungen zu einigen in diesem Werke erzählten Thatsachen und aufgestellten Ansichten. — Der politische Standpunkt des Verfasserr jenes Buches. — Einige Worte über die Hinrichtung des Marschalls Ney, bei der ich Zeuge gewesen. — Die Mitglieder der Charbonnerie. — Herr von Martignac. Das Benehmen Casimir Periers, Lafitte's und anderer während der drei Tage. — Die Minister Karls des Zehnten im Gefängniß. — Lakonische Rede des „hölzernen Beines von Vincennes" an das Volk. — Ein ungerechter Vorwurf gegen Ludwig Philipp. 103

X.

Fortsetzung der Bemerkungen und Zusätze zu Louis Blanc's Geschichte der zehn Jahre. — Die Cholera in Paris. — Edle Handlung eines armen Handwerkers. — Irrige Ansicht L. Blanc's über Ludwig Philipp. — Die gegen den König gerichteten Mordversuche. — Die Höllenmaschine. — Fieschi's Lebensrettung. — Die Gefangenschaft der Herzogin von Berry in Blaye. — Reisen der Söhne Ludwig Philipps nach Deutschland. — Berichtigung eines falschen Urtheils L. Blanc's über den jungen Herzog von Orleans. 116

Seite

XI.

Schluß der Bemerkungen und Zusätze zu L. Blancs Geschichte der zehn Jahre. — Das Komplott Louis Napoleons in Straßburg. — Die ehemalige Königin Karoline in Paris. — Meine Unterredung mit dieser Fürstin. — Der Polizeipräfekt Gisquet. — Ein edler Zug aus seinem Leben. — Die Straßenaufstände in Paris. — Unruhe der Königlichen Familie. — Heldenmuth der Höflinge. — Eine Äußerung der Prinzessin Adelaide über die Emeuten. — Tod und Beerdigung des General Lamarque. — Sein Kopf von einem Phrenologen als Studie abgeschnitten. — L. Blancs Urtheil über Lafayette. — Bemerkungen zu den politischen Ansichten des Verfassers der Geschichte der zehn Jahre. 131

XII.

Die Heirathen der Prinzen und Prinzessinnen aus dem Hause Orleans. — Vermählung Ludwig Philipps. — Trennung der Königin von ihren Töchtern. — Tod der Prinzessin Klementine. — Die bei Gelegenheit der Verheirathung der Prinzen geforderten Dotationen. 145

XIII.

Ludwig Philipps Sorgfalt für seine Schlösser und Paläste. — Der Park zu Neuilly. — Mühevolle Versuche des Herzogs von Orleans, denselben zu vergrößern. — Hartnäckigkeit zweier alten Weiber. — Die Hütte an der Jenaer Brücke, eine Anekdote aus der Zeit des Kaiserreichs. — Bestrafte Habsucht. — Die Bildergallerien. — Ludwig Philipps Lieblingsmaler. — Die historische Gemäldesammlung in Versailles. — Die Schlösser zu Fontainebleau, Eu, Bizy, Pau. — Der Forst von Breteuil von Herrn Lafitte dem König verkauft. — Irrige Ansicht über diesen Ankauf. — Das Erbbegräbniß der Familie Orleans in Dreux. — Gleichzeitige Ausführung und Umgehung einer testamentarischen Verfügung durch Ludwig Philipp. — Des Königs eigne Thätigkeit bei neuen Bauten und Anlagen. 150

XIV.

Reisen der Königlichen Familie. — Unverschämtheit der Gast-

Seite

wirthe. — Bewirthung in Privathäusern. — Lächerliche Prätensionen der Leute vom Gefolge. — Promenaden der Königlichen Familie. — Wasserfahrten. — Die Flotille in Neuilly. — Spaziergänge Ludwig Philipps in den Straßen von Paris. — Überreichung von Bittgesuchen bei dieser Gelegenheit. — Die unglückliche Familienmutter. — Gewohnheiten Ludwig Philipps. — Einige charakteristische Anekdoten. 164

XV.

Die Gesellschaften in meiner Wohnung am Kai d'Orsay und in Neuilly. — Die gewöhnlichen Besucher derselben. — Herr von Pradt, Arnault und Etienne. — Die Dichterin Mercoeur. — Eugen von Pradèle. — Liszt. — Skizzen von einigen Originalen, die meine Gesellschaften besuchten. . . . 179

XVI.

Meine Verbindungen und Bekanntschaften mit Fürsten und bedeutenden Personen des Auslandes. — Die Großfürsten Nikolaus und Michael. — Don Pedro Ex-Kaiser von Brasilien. — Seine Gemahlin und Tochter. — König Leopold von Belgien. — Die Königin Christine von Spanien. — Der Kronprinz von Dänemark. — Der Fürst Rosseto von Rosnowano. — Anonyme Korrespondenz mit dem russischen Fürsten Demidoff. — Sein Testament. — Ein Brief seines Sohnes des Fürsten Antole Demidoff und ein Schreiben des Banquiers Aguado. — Herr von Rougemont, General-Prokurator in Neufchatel. — Der Marquis von Santa Cruz. — Martinez de la Rosa. — Der berühmte Pädagoge Pestalozzi. . . . 195

XVII.

Berühmte Schriftsteller meiner Bekanntschaft. — Casimir Delavigne. — Beranger. — Balzac. — Alexander Dumas. . . 210

XVIII.

Freunde und Bekannte in meinem Vaterlande. — Der Maler Charlet. — Ein komischer Gerichtshof. — Ouvrard. — Der Vikomte Seguier, Cathelineau und der General von Brack. — Forbin Janson. — Herr Affre, gegenwärtig Erzbischof von Paris. — Zwei Briefe dieses Prälaten. — Der Abbé Gaultier. — Der Komponist Wilhem. — Der Marschall Gerard.

Seite
— Der Graf von Montlosier. — Der Doktor Marc, Leibarzt Ludwig Philipps — Die Gesundheit des Königs das Thermometer der Börse. — Die beiden Sirey, Vater und Sohn. — Der Abbé Guillon. — Mein Verwandter Appert. 218

XIX.

Ein Wort über meine Privatverhältnisse. — Mein Aufenthalt in Lothringeu. — Verkauf des Gutes in Grand=Mesnil. — Landsitz in Neuilly. — Mein Ausscheiden aus der amtlichen Stellung, die ich bei der Königin und der Prinzessin Adelaide bekleidete. 240

XX.

Zwei Proben aus meinem Tagebuche. — Meine Unterredung mit der Prinzessin Adelaide am 23. Januar 1832. — Meine Audienz bei der Königin und der Prinzessin Adelaide am 8. August 1835. 245

Original=Briefe.

1. Brief Benjamin Constant's. 253
2. Brief Guizot's. 255
3. Brief Pestalozzi's. 255
4. Brief des Herzogs von Doudeauville. 261
5. Brief des Dichters Casimir Delavigne. 263
6. Brief Etienne's. 263
7. Brief des Herzogs von Choiseul. 265
8. Brief Berangers. 267
9. Brief Alexander Dumas. 271
10. Brief des General Dausmesnil. 275
11. Brief des Akademikers Jouy. 279

I.

Marie Amélie's tägliche Beschäftigungen. — Meine Audienzen bei der Königin. — Lebensweise der Königlichen Familie. — Thätigkeit der Schwester Ludwig Philipps. — Der Charakter dieser Prinzessin. — Ihr Einfluß in Staatsgeschäften. — Die Privat-Audienzen welche sie ertheilt. — Ein Witzwort des Herzogs von Penthievre. — Besuche des Fürsten Talleyrand im Schlosse. — Der Fürst Talleyrand beim Baron Louis. — Sein letztes Wort auf dem Sterbebette. — Die Söhne Ludwig Philipps.

Die täglichen Beschäftigungen der Königin Marie Amélie sind außerordentlich zahlreich. Ihre Majestät steht sehr früh auf und, nachdem sie eine ganz kurze Zeit auf ihre stets einfache Toilette verwendet hat, fängt sie an, die große Menge von Briefen und Bittschriften durchzulesen, welche ihr am Tage vorher zugekommen sind. Alle Morgen hört sie eine Messe, die gewöhnlich der Schloßkaplan liest, da ihr Almosenier den Gottesdienst nur an Festtagen verrichtet. Um 10 Uhr nimmt die Königin mit der ganzen Familie das Frühstück ein, bei dem, wie ich schon oben gesagt habe, nur Ludwig Philipp fehlt. Um 11 Uhr begiebt man sich in den Saal, in dessen Mitte ein großer runder Tisch steht, in welchem sich für die Königin und jede Prinzessin ein Schubkasten befindet. Die weiblichen Mitglieder der Familie setzen sich an ihre be=

stimmten Plätze und beschäftigen sich während des Gespräches mit Stickereien. Bis gegen 12 oder 1 Uhr pflegt die Königliche Familie so zusammen zu bleiben ohne Fremde zu empfangen. Hierauf ziehen sich die Prinzen und Prinzessinnen in ihre Gemächer zurück und die Privat=Audienzen beginnen. Um diese Zeit stellen sich auch die Sekretaire ein, um Ihrer Majestät oder Ihren Königlichen Hoheiten ihre Arbeiten vorzulegen und deren Befehle entgegen zu nehmen. Auch ich begab mich täglich um 1 Uhr nach dem Schlosse, wollte mich Ihre Majestät aber, wie sich das häufig ereignete, zu einer andern Zeit sprechen, so pflegte sie auf die mir zugesendeten Bittschriften zu schreiben: „Habe mit Herrn Appert zu sprechen." So wie ich angekommen war, ward ich von dem diensthuenden Kammerdiener angemeldet, und wenn sich nicht zufällig der König, die Prinzen oder andere bedeutende Personen bei Ihrer Majestät befanden, jederzeit augenblicklich von der Königin empfangen. Sobald ich zu Ihrer Majestät ins Zimmer trat, begrüßte sie mich mit den Worten: „Guten Tag, Herr Appert, willkommen," und hatte dann stets die Gnade hinzuzusetzen: „Setzen Sie sich." Niemals hat mich Marie Amélie in meinen Privat=Audienzen vor sich stehen lassen, eine Auszeichnung, welche sie zweifelsohne nur meinem Charakter als Abgeordneter der Armen zu Theil werden ließ; denn stets habe ich selbst die höchsten Personen, der Hof=Etikette gemäß, vor der Königin stehen sehen.

Diese Privat=Audienzen, in welchen die Königin mit dem höchsten Wohlwollen zu mir sprach, hatten ein besonderes In=

tereſſe und wurden für mich zu wahren Unterrichtsſtunden der Tugend und Wohlthätigkeit. In dieſen Geſprächen zeigte ſich der chriſtliche Sinn und das edle Herz dieſer vortrefflichen Fürſtin in ſeinem vollſten Glanze Ohne den Vorwurf der Schmeichelei zu fürchten, erkläre ich, daß ich es für unmöglich halte, von dieſem ganz dem Wohlthun geweihten Leben ein Bild zu entwerfen und niemals habe ich nach einer ſolchen Audienz ohne das Gefühl der höchſten Bewunderung die Tuilerien verlaſſen können.

Über die Bittſchriften, deren Unterzeichner Theilnahme verdienen und welche, wie ich aus den am Rande ſtehenden Bemerkungen ſah, bereits die Aufmerkſamkeit der Königin auf ſich gezogen hatten, ſtattete ich, meinen vorher eingezogenen Erkundigungen gemäß, mündlichen Bericht ab. Kaum blieb mir außerdem etwas Anderes übrig, als die Großmuth und Freigebigkeit der Königin nach den Umſtänden zu mäßigen und ihr hin und wieder einen Fingerzeig für die heilſamere Anwendung derſelben zu geben. Die Rechnungen, welche ich alle vierzehn Tage über die vertheilten Unterſtützungen vorlegte, beliefen ſich auf 3500—3800 und in den Monaten Januar, April, Juli und Oktober, in welchen die Miethszahlungen fällig ſind, ſelbſt auf 4000 Franken. Oftmals befahl mir Ihre Majeſtät in der zarten Abſicht, den Namen armer durch Unglücksfälle heruntergekommener Perſonen zu verſchweigen, neben der bewilligten Summe nichts Andres auf die Liſte zu ſetzen, als: Ausgaben auf beſonderen Befehl Ihrer Majeſtät.

Dieſe Poſten haben bei gewiſſen Palaſt=Beamten Auf=

merksamkeit erregt und sogar vielfachen Tadel gefunden. Jene Leute, welche nicht zartfühlend genug waren, den wahren Grund dieser Verschwiegenheit zu begreifen, ergingen sich in lächerlichen und zum Theil böswilligen Vermuthungen, über die ich aus Großmuth gegen diese Herren Nichts sagen will. Die Wohlwollendsten unter ihnen meinten, diese Summen wären Gratifikationen, welche ich von der Königin erhielte.

Wenn meine Audienz zu Ende war, so arbeitete die Königin gewöhnlich bis 3 Uhr mit ihren Sekretairen, den Herren Fain und Gerente. Außerdem ward ihr täglich der Küchenzettel vorgelegt, über den sie jederzeit selbst bestimmte. Ebenso besorgt Marie Amélie Alles, was die Königlichen Equipagen angeht und befiehlt dem Oberstallmeister Marquis von Strada, zu welcher Zeit und wie viel Wagen er für den König, für sie selbst und für die Prinzen und Prinzessinnen bereit halten solle. Auch die Vertheilung der Königlichen Logen in den Theatern hat sich Ihre Majestät vorbehalten und oft war sie so gnädig, mir die ihrige in der italienischen oder großen Oper zu überlassen.

Ein kleiner Zug möge dem Leser einen Begriff von der Herzensgüte geben, mit welcher die Königin auch ihre Dienerschaft behandelt. Eines Tages, als Marie Amélie gerade sehr mit Geschäften überhäuft war und sich daher bemühte, Alles rasch abzumachen, trat ein neuer Bediente, der seinen Dienst noch nicht genau kannte, in den Salon, in welchem Ihre Majestät sich mit mir befand, und ohne um Erlaubniß zu bitten, lud er das Holz, welches er trug, vor dem

Kamin ab, rührte die Asche auf, suchte die Kohlen zusammen und legte mit der größten Gemächlichkeit neues Holz auf. Erst nachdem er zehn Minuten lang Lärm gemacht, ging er wieder weg. Als er das Zimmer verlassen, sagte die Königin zu mir: „Sehen Sie, Herr Appert, diesen Menschen, der ungeschickt und noch neu ist, habe ich deshalb nicht schelten wollen, weil er sonst, wenn er vielleicht als unbrauchbar seines Dienstes entlassen wird, glauben könnte, es sei um meinetwillen geschehen."

Die außerordentliche Frömmigkeit der Königin ist bekannt. Sie beobachtet für sich selbst auf das Strengste die von der Kirche vorgeschriebenen Fasten, namentlich den Charfreitag, hat aber auch in dieser Beziehung gegen Andere die größte Nachsicht. Einmal sah sie im Vorzimmer einen alten Bedienten, welcher ebenfalls regelmäßig die Gebote der Kirche in Bezug auf die Fasten befolgte und der sehr leidend aussah. „Ihr scheint matt und krank zu sein," sagte Marie Amélie zu ihm, „geht nur und esset Etwas, ich will den lieben Gott für Euch um Verzeihung bitten." An demselben Charfreitage, an welchem sie durchaus Nichts genossen hatte, wäre die Königin gegen Mittag beinahe ohnmächtig geworden. Wahrlich, eine so harte Strenge gegen sich selbst, bei einer so milden Nachsicht gegen den Nächsten, verdient die höchste Bewunderung.

Marie Amélie sieht es sehr ungern, wenn man in öffentlichen Blättern von ihrer Wohlthätigkeit spricht. Ich nahm mir einmal die Freiheit, ihr zu sagen, daß die Wohlthaten der Fürsten zu gleicher Zeit mildthätige und politische Handlungen seien, durch deren Veröffentlichung man oft der

Böswilligkeit und Verleumdung entgegentreten könne. „Ich sehe wohl ein, daß Sie Recht haben können,“ antwortete sie mir, „und wenn es doch einmal sein muß, so möge man in den Blättern von den Wohlthaten des Königs sprechen, den man allerdings mit solcher Heftigkeit angreift, daß dies Mittel zu seiner Vertheidigung, wodurch wir in der That ein Opfer bringen, nothwendig scheint. Nur von mir soll man Nichts reden, darum bitte ich Sie.“ So will die Königin in ihrer Bescheidenheit stets hinter ihrem Gemahl und ihrer Familie zurückstehen. Allerdings finden ihre Tugenden eine so allgemeine Anerkennung, daß man schwerlich einen Menschen finden dürfte, welcher diese vortreffliche Fürstin mit Schmähungen oder Verleumdungen besudelte, mit denen man gegen die übrigen Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Orleans freigebig genug ist.

Die Spazierfahrten werden von der Königin stets mit Ludwig Philipp verabredet, und, so weit es thunlich ist, von allen Mitgliedern der Familie zusammen ausgeführt. Als die Prinzen noch jünger waren, ordnete die Königin die Zeit der Unterrichts-, Repetitions- und Erholungsstunden in Gemeinschaft mit den Lehrern an. Sie aßen jederzeit allein unter Aufsicht ihrer Erzieher, um an einfache Speisen gewöhnt zu werden.

War eins ihrer Kinder krank, so verließ die Königin das Bett keine Minute, wollte, wenn der Arzt ihnen eine Bouillon oder ein erfrischendes Getränk verordnet hatte, dies jederzeit selbst bereiten und brachte sehr oft die Nächte an dem Lager ihrer kranken Kinder zu. Rang und Etikette verschwan-

den sodann vor der Mutterpflicht, sie hatte keine Zeit mehr zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen, sondern strebte nur danach, sich des Namens einer Mutter, welcher für sie höher steht als der Königliche Titel, wahrhaft würdig zu zeigen.

Gemeiniglich unternimmt die Königliche Familie um 3 Uhr eine Spazierfahrt nach Neuilly, St. Cloud oder einem der andern umliegenden Schlösser. Auf diesen Promenaden beschäftigt sich der König sowohl wie die Königin damit, mit den Architekten über neue Bauten und Verschönerungen auf den Schlössern und in den Gärten zu sprechen. Gegen 5 Uhr kehrt man nach den Tuilerien zurück. Jeder begiebt sich in seine Gemächer, um sich für den Mittagstisch anzukleiden. Pünktlich um 6 Uhr speist die Königliche Familie; gewöhnlich besteht die Tafel aus 25 bis 30 Couverts.

Gegen 7 oder 7½ Uhr begiebt man sich in den großen Salon des Königs, der sich, so wie alle Gemächer Sr. Majestät im ersten Stockwerke der Tuilerien befindet. Die Zimmer der Königin und der Prinzessin Adelaide sind im Erdgeschoß und gehen auf den Garten hinaus. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß, seitdem Ludwig Philipp die Tuilerien bewohnt, in den innern Räumlichkeiten des Palastes sehr bedeutende Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen worden sind, während die Möblirung mit wenigen Ausnahmen noch dieselbe aus der Zeit des Kaiserreichs und der Restauration ist. Meine Privat-Audienzen bei der Königin hatte ich gewöhnlich in dem kleinen blauen Salon, in welchem mich in früheren Jahren, wie ich oben erzählt habe, auch der Dauphin einmal empfing. Der Sekretair von Ei-

tronenholz, die Karl dem Zehnten aus der schönen Glasfabrik von Bacarat geschenkten Vasen, die Sophas und Lehnstühle, welche alle noch aus der Zeit vor der Julirevolution stammten, waren für mich eine merkwürdige Erinnerung.

Die Prinzessin Adelaide hat fast dieselben Beschäftigungen wie die Königin, ist aber viel weniger mit Arbeiten überhäuft, als ihre erlauchte Schwägerin. Um 1 Uhr stellt sich Herr Lamy, ihr Privat-Sekretair, ein, muß aber, wenn Besuche bei Ihrer Königlichen Hoheit sind, nach der Promenade um 5 Uhr wieder zu ihr kommen. Die Prinzessin Adelaide ertheilt bei Weitem mehr Privat-Audienzen, als die Königin. Namentlich erinnere ich mich, daß der Marschall Gerard, Frau von Valence, Herr von Celle, der belgische Gesandte Lehon, der Fürst Talleyrand, der Graf Montalivet und der Architekt Fontaine sehr oft die Ursache waren, daß ich lange im Vorzimmer warten mußte. Obgleich auch die Prinzessin mir bei meinen Audienzen viel Wohlwollen zeigte, so ließ sie mich doch stets, der Hofsitte gemäß, vor sich stehen.

Die Schwester Ludwig Philipps hat einen heiteren Charakter, sehr viel Geist und ebenso wie ihr Großvater, der vortreffliche Herzog von Penthievre, ein edles und gutes Herz. Bei Erwähnung dieses Fürsten fällt mir ein, was mir der Sekretair Lamy einmal erzählt hat, daß dieser durch seine Frömmigkeit und Güte bekannte Prinz die sonderbare Gewohnheit hatte, seinen Leuten, wenn sie ihm zum neuen Jahr ihre Glückwünsche darbrachten, die Antwort zu geben: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre Glückwünsche und schenke Ihnen Alles, was Sie mir im verwichenen Jahre entwendet haben."

In der That weiß man nicht recht, ob diese drollige Antwort ein bloßer Spaß war, oder ob der Prinz durch diese nachträgliche Schenkung das Gewissen seiner Bedienten beruhigen und ihr Seelenheil retten wollte. Übrigens ist bekannt, daß der Herzog von Penthievre bei den Bewohnern der ganzen Umgegend seines Schlosses eine so allgemeine Verehrung genoß, daß er nicht nöthig hatte, dasselbe während der Schreckenszeit von **1793** zu verlassen, sondern von der Bevölkerung der umliegenden Orte auf das Treuste bewacht und beschützt wurde.

So oft Ludwig Philipp, der ein sehr zärtlicher Bruder ist, eine Stunde am Tage Zeit hat, widmet er dieselbe seiner Schwester, mit der er sich oft über Regierungsangelegenheiten zu unterhalten pflegt. Die Prinzessin besitzt einen bewundrungswürdigen Scharfsinn für die Beurtheilung der politischen Ereignisse, sie ist muthig und entschlossen in den Augenblicken der Gefahr Dabei hat sie vorzügliche Kenntnisse, ein sehr treues Gedächtniß und namentlich eine große Gabe der Erzählung. Ihr Blick ist sanft und würdevoll und drückt die Gutmüthigkeit ihres Charakters aus. Die Prinzessin ist in ihren Ansichten durchaus einem vernünftigen Fortschritt zugewendet und in ihrer Liebe zum Vaterlande hält sie den Ruhm, die Größe und Unabhängigkeit Frankreichs für unzertrennlich von dem Glück ihrer Familie, dem Glanz und der Dauer der Regierung ihres Bruders. Ihr Aufenthalt in der Fremde, das Unglück, welches sie mit ihren Brüdern getheilt hat, haben der Prinzessin Adelaide eine bedeutende Menschenkenntniß und Erfahrung in allen Verhältnissen des Lebens, namentlich in den öffentlichen Angelegenheiten gegeben, so daß sie sich

niemals vom Schein täuschen läßt. Ihrem Charakter nach liebt sie die Offenheit und Freimüthigkeit, jede niedrige Handlung und die Schmeicheleien der Höflinge mißfallen ihr, allein als Frau von feiner Bildung und Schwester eines Königs weiß sie klug in ihrem Innern die Verachtung zu verbergen, welche ihr das Betragen von dergleichen Leuten einflößt. Zwar vertheidigt sie offen und mit Eifer ihre Freunde und genirt sich auch oft nicht, gerade heraus zu sagen, was sie von diesem oder jenem denkt, dessen Charakter und Handlungsweise ihr verächtlich scheint. Jedoch von dem Augenblicke an, wo Ludwig Philipp einem dieser Leute sein Vertrauen geschenkt oder auch nur ein Amt übertragen hat, zeigt die Prinzessin Achtung vor dem Willen des Königs und läßt, wie sie sich bei solchen Gelegenheiten auszudrücken pflegt, den Strom seinen Lauf gehen. Nur selten täuscht sie sich über die Ursachen, welche das Emporkommen oder den Sturz eines Staatsmannes zu Wege bringen werden. An eine aufrichtige Versöhnung der Karlisten mit dem Hause Orleans glaubt sie nicht, sondern ist der Ansicht, daß die Prinzipien beider zu schroff einander gegenüber stehen, um je eine wirkliche Vereinigung hoffen zu lassen. Ebenso ist ihr bekannt, daß die Prinzen und Prinzessinnen der ältern Linie der Bourbonen ihr nichts weniger als gewogen waren, eine Abneigung, die sie, wie ich glaube, redlich erwidert. Da der Einfluß, welchen seine Schwester auch in politischen Dingen auf Ludwig Philipp übt, und die Achtung, welche der König vor ihren Urtheilen hat, bekannt sind, so pflegen die Minister, Generale und höheren Staatsbeamten ihr stets eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schen-

ken und sie oft mit Bitten anzugehen, welche sie nicht direkt an Sr. Majestät zu richten wagen.

Die Prinzessin Adelaide liebt und beschützt die Künste und nimmt sich eifrig der Künstler an, wenn sie in ihrer Gegenwart angegriffen werden. Wenigstens den sechsten Theil ihres Einkommens, welches sich, wenn ich nicht irre auf **800,000** Franken jährlich beläuft, verwendet die Prinzessin zu wohlthätigen Zwecken, Pensionen und Unterstützungen von Schriftstellern und Künstlern, Gründung und Unterhaltung von Schulen, Krankenhäusern u. s. w. Sie hat keinen besonderen Hausstand, sondern lebt mit der übrigen Familie zusammen; allein sie hat zwölf bis funfzehn eigne Pferde für die Personen ihres Gefolges, welches aus ihrer Ehrendame, der Gräfin Montjoie, ihrem Kammerherrn, dem Grafen Chateleux, zwei Hofdamen und ihrem Privatsekretair Lamy besteht. Dieser letztere hat drei Beamte und einen Bureaudiener unter seinem Befehle; die ganze Dienerschaft der Prinzessin besteht aus etwa zwölf Kammerfrauen, Lakaien und Kammerdienern.

Ebenso, wie die Königin, liest die Schwester Ludwig Philipps selbst alle ihre Briefe und ebenso, wie ihrer erlauchten Schwägerin, begegnet es ihr mitunter, sich durch ihre Gutherzigkeit hinreißen zu lassen und dem Eindrucke einer in rührenden Worten abgefaßten Bittschrift zu leicht nachzugeben. Besonders sorgt sie gern für Waisen, läßt sie in Pensionsanstalten unterbringen und auf ihre Kosten erziehen.

Eine besondere Liebe hat die Prinzessin Adelaide gegen alle ihre Neffen und Nichten, welche dieselbe durch beständige

Zeichen der Ehrfurcht und Anhänglichkeit zu erwidern wissen. Überhaupt muß ich wiederholen, daß in der ganzen Familie Orleans ein so inniges Verhältniß, eine so fortdauernde Eintracht besteht, wie man sie selten unter Verwandten findet. Ich bin ein langjähriger Zeuge der Freundschaft und Liebe gewesen, welche Ludwig Philipps Schwester und Gemahlin zu einander hegen. Kein anderes Geheimniß haben sie vor einander, als ihre wohlthätigen Handlungen, welche sie sich mit einer wahren Ängstlichkeit zu verbergen suchen. Hatte ich die Ehre, in dem großen Salon Zutritt zu erhalten, und wollte die Königin über ihre Bittschriften Etwas mit mir sprechen, so führte sie mich in eine Fenstervertiefung, um leise und unbemerkt mit mir reden zu können, und dieselbe Zurückhaltung ward auch von der Prinzessin beobachtet. Die Prinzessin Adelaide ist eine große Liebhaberin von Reisen, die sie jedoch nicht gern ohne ihren Bruder unternimmt; denn fern von ihm schwebt sie in einer beständigen, durch die vielen auf den König versuchten Mordanfälle nur zu sehr gerechtfertigten Unruhe. Schloß Randan ist, wie wir schon oben erzählt haben, der Lieblingsaufenthalt der Prinzessin, die große Entfernung von der Hauptstadt (100 Stunden) machte jedoch seither häufige Besuche unmöglich, bis daß jetzt endlich auch für diese Strecke Aussicht auf eine Eisenbahn ist.

Ich erwähnte vorhin der häufigen Besuche des Fürsten Talleyrand. Besonders in der letzten Zeit seines Lebens habe ich diesen berühmten Diplomaten im Schlosse gesehen. Es war in der That ein seltsames Schauspiel, diesen kranken Greis, der sich kaum noch bewegen konnte, in einem Lehnstuhl

zu erblicken, auf welchem er sich durch zwei Bedienten ins Vorzimmer tragen ließ, weil es dem alten Höflinge durchaus unmöglich war, seiner Gewohnheit zu entsagen, den Großen die Cour zu machen, und sich auch an dem neuen Hofe zu zeigen, wo er übrigens stets mit der größten Auszeichnung empfangen wurde. Obgleich man in seinem Gesicht die Symptome der tödlichen Krankheit las, die ihn bald ins Grab bringen sollte, hatten seine Züge doch den an ihm bekannten unveränderlichen und imposanten Ausdruck. Sobald der Fürst angemeldet worden war, begab sich die Prinzessin Adelaide sofort in den Salon, in welchem ihn die Bedienten in seinem Lehnstuhl niedergesetzt hatten, und unterhielt sich mit ihm auf das Wohlwollendste und in Ausdrücken, die Ihre Königliche Hoheit gegen keinen andern Besucher zu gebrauchen pflegte. Oft begab sich auch Ludwig Philipp zu seiner Schwester, wenn er hörte, daß der Fürst Talleyrand gekommen sei. Gewiß war das Gespräch, welches diese drei bedeutenden Personen mit einander führten, sehr interessant; da ich aber nicht in die Fußtapfen eines sehr beliebten Schriftstellers treten will, welcher dem Publikum in seinen Feuillitons alle geheimen Worte und Gedanken Napoleons, selbst aus der Zeit, wo er ganz allein in seinem Kabinet war, verräth, so gestehe ich ganz unumwunden, daß mir über den Inhalt jener Gespräche Nichts bekannt ist. Doch habe ich Gelegenheit gehabt den Fürsten Talleyrand bei meinem Freunde, dem Baron Louis, welcher nach der Juli-Revolution Minister gewesen ist, reden zu hören. Die Auszeichnung und Ehrfurcht, mit welcher der berühmte Diplomat in diesen Gesellschaften em-

pfangen wurde, war ordentlich auffallend. Die Bedienten konnten nicht eilig genug die Flügelthüren aufreißen, und der erste Kammerdiener meldete mit lauter Stimme an: „Sr. Durchlaucht der Fürst Talleyrand!“ Sofort erhoben sich alle Gäste von ihren Sitzen und nahmen dieselben nicht eher wieder ein, als bis sich der alte Staatsmann ganz bequem auf seinen Lehnstuhl niedergelassen hatte. Eine lautlose Stille herrschte im Saale, man wagte kaum zu athmen und Jedermann lauschte den Worten, welche er aus dem Munde des politischen Orakels der Zeit vernehmen würde. Der alte Diplomat sah unterdessen forschend im Kreise herum, wie wenn er sich überzeugen wollte, ob die Zuhörer auch werth wären, seine Unterhaltung zu genießen. Dann sagte er diesem oder jenem einige höfliche Phrasen ohne große Bedeutung, schwieg wiederum still, erhob sich und verließ den Saal, während er auch beim Weggehen mit Artigkeiten und Ehrfurchtsbezeugungen von Seiten des Wirthes ebensowohl wie der Gäste überhäuft wurde.

Kurze Zeit vor seinem Tode empfing der Fürst auf seinem Sterbebette den Besuch Ludwig Philipps und seiner Schwester. In den bleichen Gesichtszügen des Kranken war bereits sein nahes Ende zu lesen; er raffte seine letzten Kräfte zusammen, um dem Könige diese Worte zu sagen: „Der Besuch Ew. Majestät ist die größte Ehre, welche meinem Hause jemals zu Theil geworden ist. Erlauben mir Ew. Majestät, Ihnen hier meinen treuen Kammerdiener vorzustellen.“ Dieser Abschied des Fürsten Talleyrand ist vielleicht das stolzeste Wort, welches er in seinem langen Leben gesprochen;

denn zu gut kannte er die Sitte und Sprache des Hofes, um nicht zu wissen, daß in dieser Art von Gleichstellung seines Hauses mit dem der Orleans ein außerordentlicher Hochmuth lag.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehre ich zu der Königlichen Familie zurück und erlaube mir noch einige Worte über die andern Mitglieder derselben. Der Herzog von Nemours besitzt tüchtige Kenntnisse und widmet Allem, was sein erlauchter Vater seinem Studium oder seiner Besorgung anvertraut, einen besonderen Eifer. Er hat einen gewissen Ernst, eine Würde in seiner ganzen äußeren Erscheinung, so daß man ihn auf den ersten Anblick für stolz halten könnte, eine Meinung, die aber bei näherer Bekanntschaft verschwindet. Der Herzog von Nemours gewinnt ungemein, wenn man ihn genauer kennen lernt, und man überzeugt sich, daß er ein Mann von edlen Gesinnungen, von liberalen Ansichten ist, Ehrfurcht vor den politischen Institutionen Frankreichs hegt und Geschmack an Wissenschaft und Kunst besitzt.

Der Prinz von Joinville hat etwas Einfaches in seinem Wesen, das an den trefflichen Herzog von Orleans, seinen Bruder, erinnert. Seine gründliche Bildung und sein ehrenwerther Charakter sichern ihm Jedermanns Achtung. Er ist von schöner Gestalt, hat ein männliches und edles Gesicht und etwas Ritterliches und Kriegerisches in seinem Wesen, wodurch er beim Volke der beliebteste unter den noch lebenden Prinzen des Hauses Orleans ist. Auch die Herzoge von Aumale und von Montpensier sind junge Leute von tüchtiger wissenschaftlicher und militairischer Bildung. Alle vier

Brüder leben in der innigsten Freundschaft mit einander und auch die Verheirathung der drei ältesten unter ihnen hat keine Veränderung in ihren herzlichen Verhältnissen eintreten lassen. Mit vielen ihrer ehemaligen Schulkameraden und Spielgenossen stehen sie noch immer in Verbindung und sehen dieselben gern bei sich. Nur eine Eifersucht besteht zwischen den vier Brüdern, die, ihr Leben dem Dienste des Vaterlandes zu weihen, und mäßigten der König und die Königin nicht ihren jugendlichen Muth, so würden sie fortwährend in Algier sein, um unsre Soldaten zum Siege zu führen. Die Prinzessin Louise, welche gegenwärtig Königin der Belgier und die Prinzessin Klementine, welche an den Herzog von Sachsen-Coburg verheirathet ist, haben sich nach dem Beispiel ihrer erlauchten Mutter gebildet und sind, wie Marie Amélie, Frauen, die mit andern hohen Tugenden einen ausgezeichneten Wohlthätigkeitssinn verbinden.

II.

Meine Verbindungen mit berühmten Personen der Gegenwart. — Der Graf Segür. — Trauriger Erfolg der praktischen Philanthropie. — Terneaux. — Der Baron von Gerando. — Der Graf Alexander Delaborde. — Die Herzoge von Doudeauville, von Montmorency, von La Rochefaucault-Liancourt, von La Vauguyon. — Niedriges Betragen der Polizei beim Begräbniß des Herzogs von La Rochefaucault. — Der Abbé Gregoire. — Garat. — Der Graf Lanjuinais. — Die Grafen Alexander und Karl Lameth. — Die Herzoge von Bassano und Gaëta. — Eynard, der Griechenfreund. — Der General Santa Anna. — Frau von Cambry.

Der alte Graf Segür, Pair von Frankreich und ehemaliger Ceremonienmeister während des Kaiserreichs, wohnte in der letzten Zeit seines Lebens in der Rue Duphot, wo ich sehr oft mit ihm ganz allein zu Mittag gespeist habe. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein liebenswürdiges und zugleich edles Wesen im Umgange, die interessanten historischen Anekdoten über Ereignisse, in welchen er selbst eine Rolle gespielt hatte und mit denen er seine Unterhaltung zu würzen wußte, namentlich aber seine Erzählungen über den Kaiser, machten den Greis zu einem der unterhaltendsten Gesellschafter. Alle, die ihm näher standen, zollten ihm Achtung und Liebe zu gleicher Zeit.

Von dem Sekretair des Grafen Segür, einem Herrn M...., ist mir eine interessante Anekdote bekannt, die ich dem Leser, obgleich die Philanthropie darin übel wegkommt, nicht vorenthalten will. Dieser junge Mann beschäftigte sich mit socialen Reformen und hatte mir unter anderen für mein „Journal der Gefängnisse" einen sehr werthvollen Artikel gegen die in den Straßen von Paris öffentlich betriebene Prostitution geliefert, in welchem er Vorschläge zur Besserung dieser gefallenen Mädchen machte. Allein er wollte als Enthusiast nicht bei der Theorie stehen bleiben, sondern auch ein praktisches Beispiel von der Anwendbarkeit seiner Lehren aufstellen. Zu dem Ende begab er sich in ein öffentliches Haus, suchte sich unter den dort befindlichen Dirnen diejenige aus, welche ihm am Wenigsten verdorben schien, führte sie mit sich zu ihren Eltern und bat dieselben, sie ihm zur Ehe zu geben. Diese sonderbare Heirath wurde in der That geschlossen. Herr M... hatte die zarteste Aufmerksamkeit für seine Frau und bezeugte ihr die lebhafteste Zuneigung. Das erste Jahr ihrer Ehe ging ganz gut vorüber, er kam zu mir und theilte mir sein häusliches Glück mit, was er übrigens doch nicht gewagt hatte, dem Grafen Segür anzuvertrauen. Leider sollte der Versuch des großmüthigen Philanthropen für die Dauer nicht den gewünschten Erfolg haben. Nach einiger Zeit fiel die jetzige Madame M.... in ihre alten Gewohnheiten zurück, knüpfte hinter dem Rücken ihres Mannes einen sehr verfänglichen Umgang an und hatte keine Lust mehr, sich mit ihrem Haushalte zu beschäftigen. Bald sah der arme, zu vertrauensvolle Philanthrop ein, wie sehr er sich getäuscht hatte und ward genö-

thigt zu einer Trennung der Ehe zu schreiten, welche noch mehr Skandal verursachte, als die Heirath selbst. Seit der Zeit ist Herr M... völlig verschollen und ich habe leider Grund zu glauben, daß er sich entweder selbst das Leben genommen, oder daß der Kummer seine Tage abgekürzt hat.

Zu derselben Zeit, wo mich der Graf Segür mit seinen Einladungen beehrte, speiste ich auch oft bei Herrn Terneaux, einem reichen Fabrikbesitzer, welcher Deputirter und Präsident unsres Vereins zur Verbreitung der Elementar-Bildung war. Dieser vortreffliche Mann beschäftigte sich viel mit den Gefängnissen, Waisenhäusern und Schulen, und hörte nicht auf, mich in meinen ähnlichen Bestrebungen zu ermuthigen. Die Gesellschaften, welche ich bei ihm antraf, hatten stets eine sehr liberale Färbung, man fand daselbst den General Foy, Casimir Perier, Benjamin Constant, Manuel, den Baron Louis, Dupin, Etienne und andere Häupter der liberalen Partei, so daß es für mich in diesem Zirkel reichen Stoff der Beobachtung und Bildung gab.

Der edle und großherzige Sinn, welchen Herr Terneaux besaß, ließen ihn alle für das Volk bestimmte Anstalten aufs Freigebigste unterstützen. Die Bildung pflegte er die ältere Schwester der Industrie zu nennen, welche ihr guten Rath und vortreffliche Belehrungen ertheilt. Terneaux war ein Mann von einem geraden, einfachen und rechtlichen Charakter, der mit einem tüchtigen Verstande eine große Bescheidenheit vereinigte. Seine stets über das Gemeine und Gewöhnliche erhabenen Gedanken und Bestrebungen, seine edlen und unabhängigen politischen Ansichten, sein Eifer, stets der Erste

zu sein, wenn es die Begründung einer für die ärmeren Klassen heilsamen Anstalt galt, machten ihn zum wahren Volksfreunde, welcher unaufhörlich danach strebte, die Lage und die Zukunft der arbeitenden Klassen zu verbessern.

Ebenso wie Terneaux ließ auch der Baron von Gerando meinen philanthropischen Reisen und den für meine Zwecke veröffentlichten Schriften seinen Schutz angedeihen. Nicht genug kann ich das Andenken dieses edlen Mannes ehren, dessen Rath und Aufmunterung auf mich den heilsamsten Einfluß geübt haben. Herr von Gerando arbeitete mit deutscher Beharrlichkeit an der Hebung des sittlichen Zustandes der unteren Volksklassen. Ihm verdankt die Methode des wechselseitigen Unterrichts einen großen Theil der Fortschritte, welche sie in den ersten Jahren ihrer Einführung in Frankreich machte. Dieser durch seine Kenntnisse in allen Wissenschaften und namentlich durch seine philosophische Bildung ausgezeichnete Mann, welcher mit allen berühmten Männern der Gegenwart in Frankreich sowohl wie im Auslande in Verbindung stand, der als Staatsrath und Mitarbeiter bei mehreren Ministerien mit Geschäften überhäuft war, wußte dennoch Zeit und Muße zu finden, eigenhändig lange mit den ausgezeichnetsten Lehren angefüllte Briefe an die jungen Leute zu richten, welche in die Departements gesendet waren, um für die Lancastermethode zu wirken. Mit der größten Sorgfalt und Ehrfurcht habe ich die zahlreichen Briefe aufbewahrt, die mir der Baron von Gerando nach dem Norddepartement geschrieben hat und deren wohlwollender Inhalt mir für meine Thätigkeit die Hoffnung einflößte, welcher mich

meine Jugend entsagen ließ. Er ließ mich in diesem Schreiben vielmehr die Gesinnungen eines Freundes als eines Vorgesetzten sehen und um Nichts in der Welt hätte ich mich eines so hohen Vertrauens unwürdig zeigen mögen. Für Hospitäler, Blinden- und Taubstummen-Institute, Kleinkinder-Bewahr-Anstalten, Sparkassen u. s. w. hat dieser wahrhafte Philanthrop ebenfalls außerordentlich viel gethan.

Auch der Graf Alexander Delaborde beschäftigte sich mit diesen nützlichen Instituten und dem Gefängnißwesen. Wie ich schon oben erzählt habe, wurde er von dem Marschall Gouvion St. Cyr beauftragt, mit mir die Regimentsschule der Kaserne Babylon zu gründen. Während der Juli-Revolution hat der Graf Delaborde persönliche Tapferkeit bewiesen und wir werden Gelegenheit haben, weiter unten auf sein Benehmen zurückzukommen. Geistreich als Schriftsteller, liebenswürdig in der Unterhaltung, hatte der General Delaborde ein vortreffliches Herz, aber eine zu große Gefälligkeit gegen seine Freunde, welche nicht selten an Schwäche grenzte und mit einer beständigen Zerstreutheit gepaart war. Zu diesen guten Eigenschaften und Fehlern kam noch eine etwas bizarre Gewohnheit, welche seinem Vermögen und mitunter auch seinem guten Rufe Eintrag that. Diese abgerechnet, mußte man anerkennen, daß er ein ausgezeichneter Mensch und von entschiedener Liebe zum Guten und zum Fortschritt erfüllt war. Als ich in der Force gefangen saß, war der Graf Delaborde der einzige von meinen hochgestellten Bekannten, der meine That nicht mißbilligte. Während diejenigen, welche sich am Mildesten ausdrückten, mein Benehmen einen unverzeih-

lichen Fehler nannten, schrieb er mir mehrere Trostbriefe nach dem Gefängniß, bei deren Empfang ich die lebhafteste Freude empfunden habe.

Auch der Herzog von Doudeauville gehörte zu meinen ersten und eifrigsten Gönnern. In seinem in der Straße Varennes gelegenen Hause versammelte sich die Prüfungsbehörde, bei welcher die jungen Lehrer der Lancastermethode ihr Examen zu bestehen hatten. Der Herzog von La Rochefoucault-Doudeauville hatte Nichts von dem Stolze der Herren vom alten Adel. Wahre Frömmigkeit, ein gebildeter Geist und eine edle Einfachheit in seinem Wesen zeichneten ihn aus. Ohne eine glänzende Redegabe zu besitzen, hatte der Herzog von Doudeauville doch das Talent, durch seine Werke von den Wahrheiten zu überzeugen, welche ihn selbst beseelten. Auch von ihm besitze ich eine Menge Briefe, die er mir eigenhändig geschrieben und in denen sich sein großherziger Sinn, seine Liebe zum Volke, dessen Bildung und Fortschritt er wollte, kund gab. Für mich ist der Herzog von Doudeauville ein Beweis gewesen, daß es unter dem alten Adel auch Leute giebt, welche die Vorwürfe, die man ihnen gewöhnlich macht, nicht treffen, wobei ich überhaupt bemerke, daß mir das Benehmen der Emporkömmlinge gemeiniglich bei Weitem mehr Tadel zu verdienen scheint, als das der altadligen Herren. Als Karl der Zehnte den Herzog zum Generalpostmeister und kurz darauf zum Seeminister machte, nahm er diese hohen Ämter nur aus Gehorsam gegen seinen König an, forderte aber sofort seine Entlassung, sobald er sah, daß seine loyalen und freimüthigen Überzeugungen dem poli-

tischen Systeme durchaus entgegengesetzt waren, welche das Kabinet des Königs fortan einschlagen wollte. Leider vermochte dieser Schritt des tugendhaften und rechtschaffenen Herzogs nicht, dem König die Augen zu öffnen.

Der Herzog Mathieu von Montmorency that mir ebenfalls die Ehre an, mich oft in seinem Hotel in der Straße St. Dominique zu empfangen. Obgleich von einer ausgezeichneten Frömmigkeit, war er doch ein Anhänger der der Geistlichkeit verhaßten Lancasterschen Methode, wodurch er denen ein vortreffliches Beispiel gab, welche die Religion zum Vorwande nahmen, um das Volk in Unwissenheit und Dummheit zu erhalten. Während der ersten Revolution war es der Herzog von Montmorency, welcher damals jung und voll Enthusiasmus für die neuen Ideen zuerst unter allen Adligen freiwillig auf seine Privilegien verzichtete und sein Familienwappen ablegte, ein Schritt, den man ihm nach der Rückkehr der Bourbonen im Jahre **1814** niemals verziehen hat. Nichts desto weniger wurde er wegen seines bekannten ehrenvollen Charakters und auch wegen seines berühmten Namens zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und später an die Stelle des Herrn von Riviere, Gouverneurs des Herzogs von Bordeaux gesetzt, ein Amt, in welchem er dem jungen Prinzen gewiß nützliche Dienste geleistet haben würde, hätte ihn nicht der Tod plötzlich in dem Augenblicke, wo er in der Kirche St. Thomas d'Aequin das Abendmahl nahm, hinweggerafft. Seinen Verwandten, den Herzog von Laval-Montmorency, der Zeit französischen Gesandten am Römischen Hofe, habe ich ebenfalls in seinen Gesellschaften gesehen.

Es war dies ein Greis, dessen Gesundheit und frisches Aussehen keinesweges auf sein hohes Alter schließen ließen. Der Herzog von Laval hatte den besten Willen, um in seinem Amte etwas Tüchtiges zu wirken, schien mir aber für einen Diplomaten jener Zeit und an jenem Hofe, an welchem die Verschlagenheit und Verstellung zu Hause ist, zu offen und ehrlich zu sein.

Auch mit dem trefflichen Herzog von La Vauguyon, welcher vor der ersten Revolution Gouverneur der Königlichen Prinzen gewesen ist, hat mich die Lancastersche Unterrichts-Methode in mehrfache freundschaftliche Beziehungen gebracht. Der edle Greis schenkte der Verbreitung dieses Systemes die größte Aufmerksamkeit und trotz seines hohen Alters führte er unausgesetzt mit Eifer den Vorsitz in dem zu diesem Zweck gegründeten Verein. An den Höfen Ludwig des Funfzehnten und Sechszehnten hatte der Herzog eine bedeutende Rolle gespielt. Mir machte es ein besonderes Vergnügen, ihn Anekdoten aus jener Zeit erzählen zu hören und seine Mittheilungen bewiesen, wie viel die Verderbniß des Hofes und seiner elenden Schmeichler zu dem Untergang des alten Königthums beigetragen und den revolutionairen Bewegungen in die Hände gearbeitet hat.

Der Herzog von La Rochefaucault-Liancourt, einer der ersten Verbreiter der Pocken-Impfung, der Methode des wechselseitigen Unterrichts, der Gründer des Gewerbe-Instituts in Chalons, der Verwalter vieler Hospitäler, der Erste, welcher nach St. Vincent de Paul und Howrad energisch gegen den abscheulichen Zustand der Gefängnisse sich er-

klärte, gab mir und meinen Bestrebungen stets die unzweideutigsten Zeichen der Theilnahme. Ich hatte so in meiner Jugend das Glück, unter dem Schutz so mächtiger Männer zu stehen, daß ich wohl glauben kann, daß meine so außerordentlich unterstützten Bemühungen jener Zeit nicht ganz ohne Erfolg geblieben sind. Kurz vor seinem Tode sagte Herr von La Rochefaucault, von dem ich gleichfalls Briefe besitze, die meinem Herzen ewig theuer sein werden, einmal zu mir: „Mein junger Freund, lassen Sie sich nicht durch die Verfolgungen des Ministers, nicht durch die Hindernisse abschrecken, welche Ihnen anderweitig begegnen werden, folgen Sie Ihrem innern Berufe, das Schicksal der armen Gefangenen zu erleichtern. Ich bin alt und werde den Erfolg meiner Bestrebungen nicht mehr erleben, aber ich habe die Überzeugung, daß Sie die Sache der armen Sträflinge nicht verlassen werden; sein Sie mein Nachfolger in dieser heiligen Angelegenheit, darum allein bitte ich Sie!“

Der treffliche Herzog hat mir mit diesen Worten eine Erbschaft hinterlassen, deren Übernahme meine Kräfte überstieg, denn ihn ganz zu ersetzen, wäre für mich unmöglich gewesen; schon zufrieden, wenn es mir gelungen ist, nur von Weitem seinen Fußtapfen gefolgt zu sein, bleibt mir doch das Bewußtsein, gethan zu haben, was in meinen Kräften stand!

Zu einer besonderen Genugthuung gereicht es mir, sagen zu können, daß der Sohn des Herzogs, der Marquis von La Rochefaucault-Liancourt, sich mit lobenswerthem Eifer derselben Sache annimmt, welche seinem Vater so theuer war,

und daß auf diese Weise der Name dieser Familie in den Jahrbüchern der Menschheit eine schöne Stelle erhalten wird.

Wenige Monate vor dem letzten Besuche, welchen ich meinem edelmüthigen Gönner machte, war derselbe durch den Minister des Innern, Herrn von Corbiere aller der Ämter entsetzt worden, denen er ohne Gehalt vorgestanden hatte, eine Handlung, durch welche dieser Minister von Neuem bewies, daß sein Name würdig war, auch ohne daß man eine Medaille auf ihn schlägt, auf alle Zeiten das Emblem unwissender und einfältiger Staatsmänner zu sein. Kurze Zeit, nachdem er diese Ungerechtigkeit erlitten, starb der edle Herzog, und das ihm im Leben widerfahrene Unrecht ward zur Genüge durch die allgemeine Theilnahme gerächt, welche die ganze Bevölkerung von Paris bei der Nachricht von seinem Ableben an den Tag legte. Leute von allen Ständen, Reiche und Arme folgten in großer Anzahl seinem Leichenzuge; die Schüler des von ihm gegründeten Gewerbe-Instituts, welche stets seine besondere Zuneigung besessen hatten, wollten es sich nicht nehmen lassen, seinen Sarg bis zum Leichenwagen zu tragen, welcher an Thore wartete, um die sterblichen Überreste des trefflichen Mannes nach dem Schloß Liancourt, dem Lieblings-Aufenthalte des Greises, zu bringen. Bei diesem Trauerzuge ereignete sich durch die übertriebenen Sicherheitsmaßregeln der Polizei eine skandalöse Scene. Aus Furcht vor einem Aufstande wollte man sich diesem Zeichen der Liebe, welche das Volk und namentlich die Schüler des Institutes dem Verblichenen bezeugten, widersetzen. Die Polizei machte Miene, die Leiche in Beschlag zu nehmen, um die feierliche Bestattung

derselben zu verhindern, allein sie stieß auf thätlichen Widerstand, es entstand ein förmlicher Kampf, in Folge dessen der Sarg zertrümmert und in der Straße St. Honoré in die Gosse geworfen wurde.

Ich war, so wie alle Anwesenden dieses schändlichen Schauspiels, in tiefster Seele entrüstet; von allen Seiten ließ sich ein lauter Ruf der Mißbilligung und des Unwillens hören und der traurige Triumph, welchen die Behörde von der bewaffneten Macht unterstützt davontrug, galt Vielen als ein neues Vorzeichen des baldigen Unterganges einer Regierung, welche sich nicht entblödete, zu dergleichen Niedrigkeiten zu schreiten.

Der ehemalige Bischof von Blois, der Abbé Gregoire beehrte mich gleichfalls mit seiner Freundschaft und erlaubte mir, ihn öfter in seiner in der Rue de Seine gelegenen Wohnung zu besuchen. Das ganze Leben dieses merkwürdigen Mannes, welcher im Convente mit über Ludwig den Sechszehnten gerichtet und für seinen Tod gestimmt hatte, bot ein hohes historisches Interesse dar. Der Abbé war zu der Zeit, wo ich ihn kannte, ein Mann von philanthropischen Grundsätzen, welchem vor allen Dingen die Abschaffung der Sklaverei am Herzen lag. So oft sich für ihn eine Gelegenheit darbot, öffentlich über diesen schändlichen Mißbrauch zu sprechen, trat er als der eifrigste und beredteste Vertheidiger der Freiheit der unglücklichen Negersklaven auf. Die geistvolle, lebhafte und im höchsten Grade unterrichtende Unterhaltung des Prälaten bewies, daß er mit den bedeutendsten Männern der ersten Revolution in den vertrautesten Beziehungen

gestanden hatte. Ein ausgezeichnetes Gedächtniß, welches ihn nie verließ, ungewöhnliche Kenntnisse und eine große Liebenswürdigkeit in seinem ganzen Wesen verliehen seinen Gesprächen einen ganz besonderen Reiz. Seine Theilnahme an den Akten der Revolution und besonders an der Verurtheilung des unglücklichen Ludwigs des Sechszehnten verhinderten den Abbé übrigens nicht, ein frommer Mann zu sein und der katholischen Religion mit Eifer anzuhängen. Wenigstens kann ich bezeugen, daß er vor den Reliquien der Heiligen eine große Ehrfurcht an den Tag legte. Eines Tages nämlich, als ich ihm eine kleine Schrift von mir über den Zustand der Gefängnisse überreicht hatte, mit deren Inhalt er sehr zufrieden war, sagte er zu mir: „Mein lieber Appert, um Sie für Ihren Eifer zu belohnen, will ich Ihnen eine kostbare Reliquie von den Gebeinen des heiligen Augustin zeigen.“ Nach diesen Worten öffnete er seinen Sekretair, nahm mit großer Vorsicht eine über und über in Sammet eingewickelte Schachtel heraus und zog aus derselben ein kleines Reliquienkästchen hervor, in welchem man unter Glas diverse Knochen erblickte. Der Abbé Gregoire berührte diese Schachtel mit einer gewissen heiligen Scheu und sprach mit großer Frömmigkeit von ihrem Inhalte.

Ich muß gestehen, daß ich ein wenig überrascht war, diesen abscheulichen Königsmörder (wie die Ultra-Royalisten der Zeit die Conventsmitglieder nannten, welche für den Tod des Königs gestimmt hatten), eine so heilige Verehrung für einen frommen Glauben an den Tag legen zu sehen, der mir allerdings dem Charakter eines Revolutionairs, eines Richters,

welcher unbarmherzig und ohne Schonung für den Tod seines Königs gestimmt hatte, etwas fern zu liegen schien.

Da mir die Handlungsweise des Abbé Gregoire, den ich für einen Philanthropen im echten Sinne des Wortes hielt, und dem ich ein edles und großmüthiges Herz zutraute, bei jenem Prozesse im Konvent stets unbegreiflich war, so brachte ich den Abbé in unsern Gesprächen mehrere Mal absichtlich auf die Beweggründe, welche ihn zu jenem furchtbaren Urtheile bestimmt hätten. Der Prälat sowohl, als auch andre bedeutende Männer suchten mich sodann von der Nothwendigkeit jener Hinrichtung zu überzeugen. „Sie müssen" — dies waren ihre Worte — „die Ereignisse der Vergangenheit, welche sich vor vierzig oder funfzig Jahren zugetragen haben, nicht mit Ihren Ideen der Gegenwart und nach den Gefühlen des Augenblicks beurtheilen wollen. Sie sind gar nicht im Stande, die Beweggründe zu solchen Handlungen, welche Ihnen fern liegen, gehörig zu würdigen. Der Tod Ludwigs des Sechszehnten hat wenigstens einer Million Menschen das Leben gerettet und dem Vaterlande seine Freiheit und Unabhängigkeit verschafft. Die Meisten von denjenigen, welche dies Bluturtheil aussprachen und der Abbé Gregoire ganz besonders, waren schon damals Gegner der Todesstrafe, als sie die Hinrichtung des unglücklichen Königs beschlossen. Hüten Sie sich, der Sie durchaus keine genaue Kenntniß von der Lage der Dinge der damaligen Zeit und dem Zustande der Parteien haben, anklagend gegen Männer aufzutreten, welche ihren eigenen Überzeugungen und Gefühlen Gewalt anthaten, um als gute und patriotische Bürger zu handeln."

Bei meinem Freunde Oudard habe ich den ehemaligen Minister des Innern während der Revolution, Garat, gesehen. Ihm war der traurige Auftrag geworden, sich nach dem Gefängniß des Temple zu begeben, um Ludwig dem Sechszehnten sein Todesurtheil vorzulesen. Garat erzählte, daß trotz seiner durchaus patriotischen (oder was in damaliger Zeit dasselbe war, revolutionairen) Gesinnungen, jene letzte Zusammenkunft mit dem unglücklichen Monarchen sein Herz aufs Tiefste erschüttert habe. Der König, so sagte er uns, habe ihn mit einer edlen Würde empfangen und die Vorlesung seines Todesurtheils mit Ruhe, ohne eine Miene zu verziehen oder ihn zu unterbrechen, angehört. Ludwig der Sechszehnte habe während des ganzen Auftritts eine imposante und Königliche Haltung und doch dabei ohne Stolz, einen Blick voll Würde und Majestät gehabt.

Der Graf Lanjuinais der ehemalige Präsident der Deputirten-Kammer, welcher im Convent für Ludwig den Sechszehnten gestimmt hatte, war ebenso wie Garat von kleiner unansehnlicher Statur, aber er hatte in seinem Wesen eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und besaß in den Augenblicken der Gefahr eine große Energie. Er lud mich zu wiederholten Malen zu Tische, wo ich in seinem in der Rue du Bac gelegenen Hause stets eine höchst interessante Gesellschaft fand, in welcher der Gastgeber die Hauptrolle spielte. Lanjuinais hatte einen feurigen und geistreichen Blick, er war ein feiner und kenntnißreicher Kopf, hatte ein ausgezeichnetes Gedächtniß und ein besonderes Talent, schlagende Antworten zu geben. Er verstand es vortrefflich, die großen geschichtlichen Dramen

darzustellen, welche sich während der Revolution, unmittelbar nach seiner Ankunft aus der Bretagne in Paris zutrugen. Seine Zuhörer schätzten an ihm gründliche, stets zur rechten Zeit und ohne Anmaßung angebrachte Kenntnisse, ein richtiges auf den Einfluß der Verhält-isse Rücksicht nehmendes Urtheil über die Personen und Ereignisse, eine große Ehrfurcht für die Religion und die heiligen Schriften, und vor allen Dingen ein außerordentliches Wohlwollen für die Jugend, deren moralische Erziehung er eifrig wünschte. Der Graf Lanjuinais, welcher seitdem die Würde eines Pairs von Frankreich erhalten hat, ward von uns Allen für einen wahren Freund des Vaterlandes und des vernünftigen Fortschritts gehalten. Auch von der Gräfin, einer Frau von vortrefflichem Charakter, und von den Kindern dieses ausgezeichneten Mannes wurde mir stets die zuvorkommendste Behandlung zu Theil, so daß ich mich glücklich schätze, mit dieser Familie fortwährend in vertrauten Beziehungen gestanden zu haben.

Auch der Graf Alexander Lameth und sein Bruder Karl haben mich beide mit ihrer Freundschaft beehrt. Von beiden besitze ich eigenhändige Briefe und habe selbst mehr als einmal das Vergnügen gehabt, sie persönlich in meiner Wohnung zu sehen, um mir arme Leute zu empfehlen, welche sich an die Königin mit Bittschriften gewendet hatten.

Alexander Lameth war ein Mann von hohem Wuchs, dessen Gang und Haltung stets gerade und gemessen waren. Seine Kleidung war die, welche man zur Zeit der Revolution trug. Wenn man sein gepudertes Haar, seine jederzeit außerordentlich weiße Wäsche und die große Sorg-

falt, welche er auf seine ganze Toilette verwendete, erblickte, so glaubte man einen Mann aus der alten Zeit zu sehen. Eine warme und patriotische Gesinnung, eine seltene Unabhängigkeit, das beständige Bestreben, sein Leben dem Fortschritt der staatlichen Einrichtungen zu weihen, Geradheit und Aufrichtigkeit der Gesinnung, ein liebenswürdiges Wesen im Umgange erwarben Alexander Lameth die Liebe und Hochachtung aller derer, welche mit ihm umgingen. Als ein Zug seiner Uneigennützigkeit verdient dies angeführt zu werden, daß er in der Zeit, wo die Entschädigungsgesetze von der Kammer votirt wurden, die bedeutende Summe, welche ihm davon zukam, dem Vereine für Volksbildung überließ, um davon Armenschulen zu errichten. Seinen Bruder, Karl Lameth, zeichneten vor Allem eine seltene Rechtschaffenheit und ein hoher Wohlthätigkeitssinn aus.

Auch zwei ehemalige Minister Napoleons, welche während der Zeit des Kaiserreichs eine bedeutende Rolle gespielt haben, die Herzoge von Bassano und Gaëta schenkten mir und meinen Bestrebungen ihr Wohlwollen. Der Herzog von Bassano, der zu den Vertrauten des Kaisers gehört hatte, war von hohem Wuchs und hatte schöne und edle Gesichtszüge, in welchen sich die Würde seines Charakters und die Liebenswürdigkeit seines Wesens aussprach. Er war, namentlich in den letzten Jahren seines Lebens, einer der interessantesten Greise, welche ich gekannt habe. Ludwig Philipp, der ihn oft in den Tuilerien empfing, schätzte ihn sehr, und der Herzog sprach es seinerseits überall unumwunden aus, welche Achtung er vor dem Charakter des Königs der Franzosen habe.

Der

Der Herzog von Gaëta galt für einen geschickten und kundigen Finanzminister, und er hat in der That auf diesem während der fortdauernden Kriege des Kaiserreichs so ungemein schwierigen Posten durch seine allgemein anerkannte Rechtschaffenheit und außerordentliche Pünktlichkeit Frankreich und seinem Kaiser vorzügliche Dienste geleistet.

Herr Eynard, welchen ich in diesen Erinnerungen bereits erwähnt habe, hielt sich, obgleich ein Genfer von Geburt, eine geraume Zeit in Frankreich auf, wo ich ihn persönlich kennen gelernt habe. Er war der mächtige Beschützer der Sache der griechischen Freiheit und durch seinen Eifer, seine großmüthigen Opfer wurden, zum Theil auf dem Wege der Subskription, bedeutende Summen aufgebracht, durch welche die Sache dieses heldenmüthigen Volkes unterstützt wurde, und vielleicht ist es theilweise den beharrlichen und energischen Anstrengungen Eynards zu verdanken, daß die Griechen heut eine unabhängige Nation bilden.

Frau von Cambry, welche noch den Hof Ludwigs des Funfzehnten gesehen, Voltaire und später alle berühmten Männer der Revolution und des Kaiserreichs gekannt hatte, war eine Dame, deren Unterhaltung ein außerordentliches Interesse hatte und deren beständige Heiterkeit und Liebenswürdigkeit ihr hohes Alter vergessen ließen. In ihrem Hause zu Charenton habe ich mehrere Mal mit dem später so berühmt und mächtig gewordenen General Santa Anna, welcher damals als Verbannter in Frankreich lebte, zu Mittag gegessen. Wenn ich mich seiner geistvollen Reden und der Herzensgüte erinnere, welche sich in denselben auszusprechen

schien, so kann ich kaum an die Grausamkeiten glauben, deren man ihn angeklagt hat, seitdem er wiederum als Diktator in seinem Vaterlande die Macht in Händen hat und es ist mir fast unmöglich anzunehmen, daß ein Mann, der so fein und menschenfreundlich sich zeigte, plötzlich ein blutdürstiger Tyrann geworden sein soll. Allerdings darf man nicht vergessen, daß sehr viele Staatsmänner, so lange sie unglücklich und vertrieben im Auslande fern von der früheren Macht weilen, oft ganz vortreffliche Menschen sind, während Leidenschaften und Ehrgeiz sie auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit in einem ganz andern Lichte erscheinen lassen.

Ich schließe hier vorläufig die Skizzen der bedeutenden Männer, mit welchen ich in persönlicher Verbindung gestanden habe; später möge es mir vergönnt sein, noch einmal auf einige Andre zurückzukommen.

III.

Meine philanthropischen Reisen in die Departements. — Besuche in den Bagnos. — Der Seeminister Hyde de Neuville. — Geschichte einiger Verbrecher aus dem Bagno zu Brest. — Ein Opfer der Vergnügungssucht. — Edelmüthige Aufopferung eines Galeerensklaven. — Erziehung eines Kindes im Bagno. — Der Medaillendiebstahl in der Königlichen Bibliothek. — Sonderbares Anerbieten der Diebe.

Während der Restauration waren die Reisen, welche ich alljährlich nach den Departements unternahm, für die Regierung der Gegenstand einer äußerst genauen Beaufsichtigung. Gewohnt, überall politische Umtriebe zu wittern, betrachtete sie dieselben mit Mißtrauen und gab mir öfter sogar ihren Unwillen zu erkennen. Die ministeriellen Journale ermangelten nicht, meine philanthropischen Reisen entweder lächerlich zu machen oder ihnen schlechte Absichten unterzuschieben. Der Zutritt zu den Gefängnissen und Krankenhäusern ward mir von den meisten Präfekten, wenn auch unter dem Scheine der Höflichkeit, so doch nur mit Widerwillen gestattet. Ein großes Glück war es für mich, daß mein beständiger Freund und Beschützer, der Constitutionnel, ein Blatt, welches in jener Zeit einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübte, fortwährend Partei für mich nahm. In der

That hat mir dies Blatt mehr Nutzen verschafft, als mir eine ministerielle Ernennung hätte gewähren können.

Die Oppositionspresse in der Provinz, welche begierig jede Gelegenheit ergriff, die Regierung zu tadeln, verfehlte natürlich nicht, alle Mißbräuche zu publiciren, welche ich allerdings häufig genug in den Bagnos und Gefängnissen antraf. So geschah es, daß ganz gegen meinen Willen Fragen, welche die Menschlichkeit im Allgemeinen interessiren sollten, zu politischen Diskussionen umgestaltet und in den Kampf der Parteien hineingezogen wurden. Meinen Bestrebungen war dies nichts weniger als günstig; denn von dem Einen mit übertriebenem Lobe überhäuft, von dem Andern mit ungerechtem Tadel überschüttet, ward ich auf einen Kampfplatz gerissen, wo ich mich nicht mehr heimisch fühlte und so oft um die besten Früchte meiner Bemühungen betrogen wurde.

Ich habe während der Restauration nach einander die Mehrzahl der französischen Departements und die Städte Basel, Lausanne und Genf in der Schweiz in den angegebenen Zwecken besucht. Sehr oft empfing ich an den verschiedenen Orten, an welchen ich verweilte, die lebhaftesten Zeichen der Theilnahme an meinen Bestrebungen, welche mich hinlänglich über die Angriffe meiner Feinde trösteten. Etwas ganz Besonderes begegnete mir einmal in dieser Beziehung zu Lyon. Ich hatte in dieser Stadt drei Tage in dem „Hotel de Malte“ gewohnt. Als ich aber meine Rechnung forderte, war ich nicht wenig erstaunt zu hören, daß dieselbe bereits von sämmtlichen in dem Hotel anwesenden Handlungsreisenden

bezahlt worden sei, welche mir dadurch hätten ein besonderes Zeichen ihrer Theilnahme geben wollen.

In der Schweiz fand ich überall die günstigste Aufnahme. Die ersten Behörden der Städte, die Geistlichen aller Konfessionen, die Direktoren der Anstalten, welche ich besichtigen wollte, empfingen mich mit einer Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit, die ich niemals vergessen werde. Eine noch günstigere Aufnahme wurde mir ganz gegen meine Erwartung in den französischen Festungen Toulon, Brest, Lorient und Rochefort, in welchen sich Bagnos befinden, von den Seepräfekten zu Theil, unter denen in Frankreich jene furchtbaren Gefängnisse stehen. Der Grund dieser Zuvorkommenheit lag wohl hauptsächlich in den Briefen, welche mir der Seeminister, Herr Hyde de Neuville an diese Beamten mitgegeben hatte, und in welchen seinen Untergebenen die höchste Aufmerksamkeit gegen mich anbefohlen wurde. Bei dieser Gelegenheit kann ich es mir nicht versagen, den vortrefflichen Absichten dieses ehrenwerthen Ministers öffentlich die vollste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Herr Hyde de Neuville, dessen royalistische Gesinnung eben so wie seine Treue sprichwörtlich geworden sind, vereinigte mit einem ausgezeichteten Geiste ein vortreffliches Herz. Den Bagnos widmete er eine ganz besondere Aufmerksamkeit, und wenn mehrere seiner diese Gefängnisse betreffenden Verbesserungsversuche auch vielleicht auf eine unhaltbare Theorie sich gründeten, so bezeugten sie wenigstens seinen guten Willen, das Gute zu thun. Schon vor meiner Reise hatte ich mit dem Seeminister ein Gespräch über die Bagnos gehabt und gleich nach meiner Rückkehr nach Paris ließ er mich ein-

laden, ihn zu besuchen, so oft ich ihn irgend eine nützliche Verbesserung vorzuschlagen hätte.

Der Umfang dieses Buches erlaubt es mir nicht, auf alles Das näher einzugehen, was ich auf meinen zahlreichen Besuchen der vier französischen Bagnos zu sehen und zu hören Gelegenheit fand. Ich habe meine Beobachtungen und die Geschichte der merkwürdigsten Verbrecher, deren Geständnisse ich aus ihrem eignen Munde vernahm, in einem besonderen Werke der „Geschichte der Bagnos und Gefängnisse" niedergelegt, von dem ich, da es bereits vergriffen ist, gleich nach der Vollendung dieser Denkwürdigkeiten, eine neue umgearbeitete Ausgabe zu veranstalten gedenke. Ich wähle hier nur einige der merkwürdigsten Thatsachen aus, welche mir auf diesen Reisen begegnet sind und die nach meinem Dafürhalten von allgemeinerem Interesse sein dürften.

In Toulon fand ich eine große Anzahl von Verbrechern vor, die ich bereits in Bicetre oder in den Pariser Gefängnissen gesehen hatte. Von Allen empfing ich Zeichen der Ehrfurcht und Freude mich wiederzusehen, und innerhalb der wenigen Tage, welche ich in dieser Festung zubrachte, kamen mir mehr als 400 Briefe von den Galeerensklaven zu. Als ich zum ersten Mal den Bagno, diese Stätte der Verzweiflung und des Elends betrat, ward mein Herz von dem Unglück und Jammer dieser Gefangenen, welche ohne Unterschied des Alters und des Verbrechens, das sie begangen hatten, alle dieselbe Sklaverei erduldeten, schmerzlich ergriffen. Schon in der Zeit, in welche jener erste Besuch fällt, beschäftigten sich achtbare Männer, die theils bei den Gerichten, theils bei den Verwal-

tungsbehörden eine Stelle bekleideten und unter welchen sich besonders der Ingenieur Bernard und der Advokat Senes auszeichneten, mit Verbesserungsvorschlägen für diese furchtbaren Gefängnisse.

In Lorient befanden sich, wie ich es schon in einer früheren Mittheilung gesagt habe, nur Militairsträflinge, in Brest und in Rochefort saßen die gefährlichsten Verbrecher. Der sogenannte Graf von St. Helena, die Abbés Contrafatto und Molitor, der Giftmischer Royer, die Verbrecher Petit, Colette, Salvator, Lacollonge u. s. w. gehörten zu den ärgsten Missethätern dieser beiden Bagnos und gaben in dem Gefängniß das Beispiel der empörendsten und frechsten Unsittlichkeit, welches für die übrigen Gefangenen eine wahre Schule der Schändlichkeit wurde.

In Brest zogen vier Verbrecher meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. B...., der Erste von ihnen, war ein Mensch von Bildung und guter Erziehung, der eine aufrichtige Reue über seine Vergehen zu empfinden schien. Er vertraute mir die ganze geheime Geschichte seines Lebens an, wodurch er mir ein lebhaftes Interesse für sich einflößte; denn in der That lag in den außerordentlichen Umständen und Verhältnissen, in welchen er sich befunden hatte, wenigstens einige Entschuldigung für das Verbrechen der Verfälschung, das ihn auf die Galeeren gebracht hatte. Mit einer Frau vermählt, die den höheren Ständen angehörte und ihn zum Verwandten bedeutender Personen machte, sah sich B.... genöthigt, ein glänzendes Haus zu machen, was ihn zu Ausgaben verleitete, die mit seinen Einkünften in keinem Verhältniß

standen. Da er nicht Willenskraft genug besaß, zur rechten Zeit abzubrechen und seine Ausgaben nach seinen Mitteln zu beschränken, so gerieth er immer tiefer in Schulden und um den Augen der Umgebung seine wahre Lage zu verbergen, ließ er sich endlich verleiten, falsche Wechsel auszustellen, die er in dem Augenblicke, wo sie zahlbar sein würden, einlösen zu können glaubte. Die eigentliche Ursache zu seinem Verderben war seine Gemahlin, welche im höchsten Grade gefallsüchtig und nur für Vergnügungen lebend, ungeheure Summen für ihre Toilette verwendete. Um das Unglück des armen B.... vollständig zu machen, ward ihm diese Frau, nachdem sie ihm ein Kind geboren, untreu. Die Trennung der Ehe, welche zu einer unumgänglichen Nothwendigkeit wurde, zeigte die Größe des Abgrundes, in welchen der Unglückliche sich gestürzt hatte. Da die Wechsel zur bestimmten Frist nicht bezahlt wurden, leitete man eine gerichtliche Untersuchung ein, die herausstellte, daß B.... falsche Namen unterzeichnet hatte. In der Unruhe und dem Kummer, in welchem er lebte, war er nicht einmal auf den Gedanken gekommen ins Ausland zu flüchten; er wurde festgenommen, vor die Assisen gestellt und zu zehn Jahren Galeeren verurtheilt.

Das seinem Herzen so theure Kind, der einzige Schatz, der ihm übrig geblieben war, ward bei einer armen Frau untergebracht, und die Pension nicht durch die Mutter, welcher Ausschweifung und Wollust jedes tiefere Gefühl geraubt hatte, sondern durch den armen Galeerensklaven, von dem Ertrage seiner Arbeit, bezahlt. Denn nachdem der unglückliche junge Mann nach dem Bagno zu Brest abgeführt worden war,

zog er gleich nach seiner Ankunft die Aufmerksamkeit der Verwaltungsbeamten auf sich, welche ihn in dem Bureau des Gefängnisses beschäftigten. B.... faßte zu mir ein solches Zutrauen, daß er mir nicht nur alle seine früheren Erlebnisse, sondern auch seinen Plan mittheilte, aus dem Bagno zu entweichen, nach Paris zu gehen und sich von dort mit seinem Kinde ins Ausland zu flüchten.

Eine geraume Zeit war seit meiner Unterredung mit B.... bei diesem meinem ersten Besuche im Bagno zu Brest verstrichen. Ich saß in meiner Wohnung im Kai d'Orsai in meinem Arbeitszimmer, als mich ein Mann allein zu sprechen verlangte. Ich gewährte seine Bitte und sah einen mir durchaus unbekannten Menschen in mein Kabinet treten. Sobald sich derselbe mit mir allein sah, nahm er die grüne Brille, die Perücke und den falschen Bart, welchen er trug, ab, und mit Erstaunen erkannte ich den jungen B.... aus dem Bagno zu Brest. Er erzählte mir, daß er sich nach seiner Entweichung durch tausend gefahrvolle Abenteuer, welche sein Leben und seine Freiheit aufs Spiel setzten, hindurch gerettet hätte. Gleich nach seiner Ankunft in Paris war er nach der Wohnung der Person gelaufen, die sein liebes Kind in Obhut gehabt hatte. Eine schreckliche Nachricht erwartete dort den armen Vater, die alte Frau war gestorben und Niemand konnte ihm sagen, ob sein Kind noch lebe und wo es sich befände. In Verzweiflung war der Unglückliche hierauf zu mir geeilt und flehte mich an, ihm seinen Sohn wieder aufsuchen zu helfen. Gerührt von dem Unglücke des Armen versprach ich ihm hoch und heilig Alles anzuwenden, um sein Kind wie-

derzufinden. Doch vor Allem galt es zunächst, den Vater vor einer neuen Gefangennehmung zu retten, zu welchem Ende seine augenblickliche Entfernung aus Paris nothwendig war. — Ich brachte ihn also dazu, sich nach England zu begeben, wo er reiche Verwandte hatte und dort den Erfolg meiner Bemühungen abzuwarten. Leider blieben alle meine Nachforschungen fruchtlos; das arme Kind war, wahrscheinlich unter einem andern Namen, im Hospitale gestorben. Ich besitze noch alle Briefe des armen B...., in welchen er mir die Gefahren und das neue Unglück schilderte, die er theils auf seiner Flucht, theils später auszustehen hatte. Endlich hat sein böses Geschick aufgehört, ihn zu verfolgen, er befindet sich gegenwärtig in einem fremden Lande in einer sehr ehrenvollen Stellung, in welcher er das persönliche Vertrauen seines Monarchen genießt, ein Vertrauen, dessen er sich, wie ich die feste Überzeugung habe, stets würdig zeigen wird.

Drouillet ist ein Verbrecher, der zugleich der größten Missethaten und der edelsten Handlungen fähig ist; seine Seele enthält eine seltene Mischung von Lastern und Tugenden. Ich führe hier nur einen Zug aus dem Leben dieses merkwürdigen Menschen an. Als sein Kamerad, welcher im Bagno sein vertrautester Freund gewesen war, im Lazareth auf dem Sterbebette lag, sagte er zu ihm: „Du weißt, daß ich hier in der Stadt einen Sohn habe, welchen seine Mutter verstoßen hat, willst Du mir schwören, Vaterstelle bei ihm zu vertreten und mir versprechen, ihn in andern Grundsätzen, als die unsrigen sind, zu erziehen, so will ich ruhig und zufrieden sterben.“ „Lieber Freund,“ antwortete ihm Drouillet mit Rührung, „ich

schätze mich glücklich, daß Du mir Gelegenheit bietest, die Vergehen meines sündhaften Lebens durch eine gute Handlung wieder gut zu machen; vor Gott schwöre ich Dir, Deinen letzten Willen zu erfüllen." Bewegt dankte ihm der Sterbende und verschied wenige Augenblicke darauf.

Welch einen Stoff zu ernstem Nachdenken gewährt dieser Auftritt zwischen zwei Verbrechern! Seit dem Augenblicke, wo Drouillet dies Versprechen gegeben hatte, ward er ein durchaus anderer Mensch. Bei dem festen Vorsatze, sein Wort treu zu halten, ward ihm doch bald klar, wie groß die Aufgabe sei, die er sich gestellt habe. Die Ersparnisse von dem Überschuß seiner im Bagno verrichteten Arbeiten, reichten bald nicht mehr aus, um die Pension des Kindes zu bezahlen, bei welchem er Vaterstelle zu übernehmen versprochen hatte; freiwillig legte sich der Sträfling alle Arten von Entbehrungen auf, verkaufte täglich an einen seiner Kameraden die kleine Ration Wein, welche den Galeerensklaven gereicht wird. Da auch dies nicht mehr genügte, faßte er den Entschluß, seine eignen Kenntnisse für die Ausbildung seines Adoptivsohnes zu benutzen und er bat den Oberaufseher des Bagnos um die Erlaubniß, den Knaben zu sich ins Gefängniß nehmen zu dürfen. Die edle Handlungsweise des Verbrechers rührte die Beamten des Gefängnisses und dies Kind, das man wohl mit Recht den Sohn des Unglücks nennen könnte, ward in diesen Aufenthalt eingelassen. Es mag dies dem Leser unglaublich klingen, aber unter allen Verbrechern fand sich kein Einziger, den die edle Handlung seines Kameraden kalt gelassen, und welcher nicht das Seinige zu der Erziehung dieses Zöglings

der Galeeren hätte beitragen wollen. Der Bagno, der Wohnort des Auswurfes der Menschheit, wo Alles an schauderhafte Verbrechen erinnert, wo so viele Hände Menschenblut vergossen haben, in welchem der Diebstahl zu den geringsten Vergehen gehört, wird für dies Kind ein Haus der Erziehung, in welchem man ihm kein einziges böses Beispiel giebt. Nach Verlauf von einigen Jahren wurde der Zögling des Bagno, nachdem er mit Ehren seine Prüfung bestanden und über seine Moralität die vortrefflichsten Zeugnisse von den Beamten des Gefängnisses beigebracht hatte, zum Seekadetten gemacht. Schon jetzt bekleidet er eine ehrenvolle Stelle in der Marine und vielleicht werden ihn dermaleinst sein Verdienst und seine Führung zu einem der höchsten Grade steigen lassen.

Die Königin, welcher ich von dieser Handlung Drouillets Kenntniß gab, ward mit der höchsten Bewunderung für ein so edles Benehmen erfüllt. Sie erzählte diese Geschichte dem Könige und es gelang ihr, Sr. Majestät zur vollständigen Begnadigung des Verbrechers zu bewegen. Leider kann ich dem Leser nicht berichten, daß Drouillet für die Zukunft die Hoffnungen erfüllt hat, welche sein großmüthiges Betragen im Bagno, seine Uneigennützigkeit, seine Treue gegen den sterbenden Freund hoffen ließ. Nicht lange, nachdem Drouillet aus dem Bagno entlassen war, sah ich ihn in Paris wieder. Ich wünschte ihm Glück zur Wiederlangung seiner Freiheit und äußerte, daß ich das Vertrauen habe, er werde von nun an ein neues Leben beginnen. Bei diesen Worten ward er traurig und niedergeschlagen, erklärte, daß er mich, den er über Alles liebe und hochachte, nicht täuschen könne und daß, seit-

dem er seinen Adoptivsohn nicht mehr bei sich habe, wiederum schlechte Gedanken in seinem Innern aufgetaucht seien. „Ich habe," fuhr er fort, „ehemalige Kameraden aus dem Gefängniß und dem Bagno getroffen, bin wieder zurückgekehrt zu den mir wohlbekannten Orten unsrer Ausschweifungen und schon fängt das Böse wiederum an, seine Macht über mich zu äußern. Ich fühle es, daß trotz aller Anstrengungen, die ich mache, um zum Guten zurückzukehren, ich fast mit einer unwiderstehlichen Gewalt wieder zu dem Abgrunde hingezogen werde, welcher mich diesmal auf ewig verschlingen soll." Mit Thränen in den Augen hatte der Unglückliche diese Antwort geendet, als ich ihn mit trostreichem Zuspruch aufzurichten begann und ihn ermahnte, im Guten zu beharren und allen Versuchungen kräftig zu widerstehen. Ich gab ihm die Erlaubniß, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen und mit mir offen über seine Leiden und inneren Kämpfe zu sprechen.

Leider blieben meine Ermahnungen fruchtlos. Nicht lange nach dieser Unterredung wurde auf der Königlichen Bibliothek jener bedeutende Medaillendiebstahl verübt, welcher seiner Zeit wegen des Werthes der entwendeten Kunstschätze und der Kühnheit, mit der der Raub ausgeführt war, allgemeines Aufsehen erregte. Um diese Zeit kam Drouillet einmal Abends zu mir und versprach mit einer verlegenen Miene, mir ein Geheimniß anzuvertrauen, wenn ich ihm vorher Schweigen geloben wolle. „Herr Appert," fing er an, als ich dies Versprechen geleistet, „ich weiß, wo die Medaillen der Königlichen Bibliothek sind, die Diebe, welche sie entwendet haben, wollen die goldnen Denkmünzen gegen eine eben so große Anzahl

Louisd'or zurückerstatten und die kupfernen und eisernen noch umsonst mit in den Kauf geben. Allein wir Alle haben zu Niemand anders, als zu Ihnen Zutrauen und wollen diese Unterhandlung durch keinen Andern geführt wissen. Hier haben Sie einen Brillantring als Pfand unseres Abkommens, wir bitten Sie, dies Kleinod als ein Zeichen unsrer Verehrung zu behalten."

Bei diesen Worten überreichte er mir, der nicht wenig erstaunt war, einen Diamant von außerordentlicher Größe, dessen Werth mindestens 10000 Franken betragen mochte. Natürlich wieß ich dies seltsame Andenken zurück, wollte aber doch einen Versuch machen, ob die Königliche Bibliothek auf die angebotene Weise vielleicht, wenn auch mit Geldverlust, wieder in Besitz ihrer kostbaren Kunstschätze kommen könnte. Doch war ich, wie sich von selbst versteht, fest entschlossen, das Versprechen der Verschwiegenheit, welches ich dem Diebe einmal gegeben hatte, zu halten. Ich begab mich daher augenblicklich zu einem Manne, welcher eine hohe Stelle bei der Regierung bekleidete und theilte ihm den Vorschlag der Entwender jener Medaillen mit. „Wir haben eine vortreffliche Polizei," war die Antwort, „welche den Spitzbuben schon auf die Spur kommen wird. In keinem Fall können wir uns so tief erniedrigen, mit den Schurken in Unterhandlung zu treten und ihnen die gestohlenen Kunstschätze abzukaufen, welche wir schon so wieder bekommen wollen. Übrigens sind Sie keinesweges verpflichtet, solchen Dieben Ihr Versprechen zu halten und würden sehr gut thun, sie uns zu überliefern."

Über den letzteren Punkt dachte ich anders, als der Herr Beamte; denn stets ist mir mein Wort, selbst dem schändlichsten Bösewicht gegenüber, heilig gewesen und nie habe ich Etwas von den Übelthaten der größten Verbrecher verrathen, wenn sie von ihnen selbst mir anvertraut waren.

Am andern Morgen stellte sich Drouillet wieder bei mir ein, um sich nach dem Erfolg meiner Unterhandlung zu erkundigen. „Das sind wahrhaftig Dummköpfe,“ rief er aus, als er die Antwort erfuhr, „für eine unbeträchtliche Summe hätten sie die ganze kostbare Sammlung retten können, deren Verlust für die Gelehrten unersetzlich sein wird, die aber jetzt wahrhaftig Niemand wieder zu Gesichte bekommen soll.“ Bei diesen Worten verließ er mich, ohne daß ich ihn hätte zur freiwilligen Rückgabe des Raubes bewegen können.

Kurze Zeit nachher gelang es der Polizei allerdings, die Diebe in ihre Gewalt zu bekommen, aber die goldenen und silbernen Medaillen waren bereits geschmolzen, die übrigen in die Seine geworfen und nur mit großer Mühe wurde ein Theil derselben wieder herausgeholt. Drouillet war als Mitschuldiger an der That ebenfalls arretirt worden und wurde vom Gericht von Neuem zu zwanzig Jahr Galeeren verurtheilt. Doch hinderte eine Krankheit seine Abführung nach dem Bagno und er mußte im Lazareth des Gefängnisses „Bicetre“ verbleiben. Er ließ mich bitten, ihn daselbst zu besuchen und als ich seinem Verlangen willfahrte, überreichte er mir ein kleines, von ihm selbst sehr kunstvoll aus Alabaster gearbeitetes Kästchen, auf welchem der außerordentlich ge=

troffene Kopf des Phrenologen Gall dargestellt war. Einige Wochen nach diesem Besuche starb dieser eigenthümliche Mensch. Noch von seinem Todtenbette aus hatte er mir die Bitte zukommen lassen, mich seines Adoptivsohnes anzunehmen, wenn derselbe einmal meines Schutzes bedürfen sollte.

IV.

IV.

Fortsetzung der Berichte über meine philanthropischen Reisen. — Rettung eines zum Tode Verurtheilten. — Die telegraphische Depesche. — Sonderbares Zusammentreffen im Botanischen Garten zu Brest. — Geschichte eines Diebes. — Der betrogene Tuchhändler. — Vertheilung von neuen Testamenten unter die Armen. — Opfer der Londoner Bibelgesellschaft. — Meine Beziehungen zu ihrem General-Agenten in Paris.

Als ich den Bagno von Brest besichtigte, war der brave Admiral Duperré Seepräfekt dieser Stadt. Obgleich er meine Ansichten von der Möglichkeit, die Galeerensklaven durch andere Mittel, als die im Bagno angewendeten, zu bessern, durchaus nicht theilte, so hatte ich mich doch von seiner Seite des besten Empfanges zu erfreuen. Er erließ an die Beamten des Gefängnisses die gemessensten Befehle, mir zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht den Zutritt zum Bagno zu gestatten, und mir zu erlauben, mich mit jedwedem Sträflinge zu unterhalten. Zwei Episoden, welche sich bei meinem Aufenthalte in Brest zutrugen, scheinen mir der Erwähnung werth zu sein.

Ein gewisser Hüet war vom Kriegsgerichte wegen Seeräuberei zum Tode verurtheilt worden und sollte am folgenden Tage hingerichtet werden, als ich einen Zettel von ihm em=

pfing, worin er mich bat, ihn am andern Morgen, dem Tage seiner Exekution, um 8 Uhr im Gefängnisse zu besuchen. Ich gewährte ihm seine Bitte und machte mich, von dem Advokaten, welcher seine Vertheidigung geführt hatte, begleitet, auf den Weg. Ich trat allein in den Kerker, in welchem sich der Unglückliche befand. Dort stellte sich mir eine furchtbare Scene dar. Der Verbrecher, welcher ein Mensch von starkem Körperbau und kräftiger, ausdrucksvoller Physiognomie war, lag bleich und entstellt auf dem Bette. Seine Züge schienen die Annäherung des Todes zu verrathen. Er stierte mich wild mit den Augen an und sprach dann ganz leise: „Hören Sie, ich werde heute nicht von der Hand des Henkers sterben; denn da ich das Ende meines Prozesses voraussah, hatte ich Gift bei mir verborgen und habe heute morgen eine starke Dosis davon genommen. Schon fühle ich, wie es in meinen Eingeweiden wühlt, ich habe kaum noch eine Stunde zu leben. Ich bat Sie, mich zu besuchen, um Ihrem Mitleid meinen armen Sohn zu empfehlen, der noch ein Kind, Nichts von dem furchtbaren Schicksale seines Vaters weiß.“ Nur mit Mühe hatte Hüet diese Worte hervorgebracht, als ihn Konvulsionen ergriffen und sich in Folge des Giftes ein heftiges Erbrechen einstellte. Während er sprach hatte er mich bei der Hand genommen; als der wüthende Schmerz ihn erfaßte, klammerte er sich mit der Kraft der Verzweiflung an mich und ich sah mich mit Schaudern von dem Sterbenden festgehalten. Endlich kamen auf meinen Hülferuf die Wärter herbei; man machte mich los, ich ließ Milch holen, während ich nach einem Arzte schickte und brachte den Unglücklichen

durch Bitten, und indem ich ihn an seinen Sohn erinnerte, endlich dahin, die Milch zu trinken. Ich versprach ihm, sobald nur der Arzt gekommen wäre, zu dem Admiral laufen, ihn um den Aufschub der Hinrichtung bitten und dann in Paris eine Verwandlung der Strafe bewirken zu wollen. Hüet gab meinen Bitten Gehör, aber so stark war die Dosis Gift, welche er zu sich genommen hatte, daß seine Rettung lange zweifelhaft schien. Wir gaben ihm unaufhörlich Milch zu trinken, die immer neues Erbrechen erregte und ihn dergestalt abmattete, daß er mehrere Mal in Ohnmacht sank. Endlich gelang es unseren Anstrengungen, ihn mit Gottes Hülfe dem Tode zu entreißen. Er fiel in einen erquickenden Schlaf und ich verließ darauf das Gefängniß, voll von dem Gedanken, daß ich die heilige Pflicht habe, zu verhindern, daß das Erwachen des Unglücklichen das Zeichen zu seinem zweiten Todeskampfe, das Signal zu seiner Hinrichtung würde. Mit der größten Eile lief ich zum Admiral Duperré; als ich über den Platz kam, sah ich mit Schaudern, wie die Guillotine bereits aufgestellt wurde, wie die Zuschauer sich um einen guten Platz drängten, um dem traurigen Schauspiel der Hinrichtung beizuwohnen. Kaum hoffte ich noch einen Aufschub zu erlangen, doch ich wollte Alles versuchen. Ich trat zu dem Seepräfekten ins Zimmer und flehte ihn an, den Befehl zu ertheilen, daß die Hinrichtung einige Tage verschoben würde, bis man nach Paris berichten könne. Niemals fehlt dem, welcher ein Menschenleben retten will, die Beredsamkeit. So gelang es mir denn auch, obwohl mit Mühe, den Admiral zu bewegen, daß er eine telegraphische Depesche an den Seeminister sendete.

„Inzwischen, mein lieber Appert," setzte er hinzu, „rechne ich keineswegs auf Erfolg bei Ihrer Bitte; in wenigen Stunden werden wir die Antwort haben und die Hinrichtung wird, wie das Gesetz will, vollstreckt werden können. Mit der geringen Hoffnung, welche mir dieser Aufschub gab, eilte ich ins Gefängniß zurück, verhehlte dem Unglücklichen aber nicht, wie große Zweifel ich selbst an dem Gelingen meiner Unternehmung hegte. Hüet war ruhig und gefaßt. Die durch das Gift verursachte physische Erschütterung hatte mit der Kraft des Körpers auch die seines Geistes gebrochen, bleich und ohne Leben schien der Mensch, wie er da lag, schon halb dem Tode anzugehören.

Mit einer unbeschreiblichen Angst wartete ich auf die Antwort des Telegraphen, mein Herz schlug heftig, als ich ihn die Bewegungen machen sah, welche die Antwort zu bringen schien. Aber noch einmal erhörte die Vorsehung meine Bitten und fügte es so, daß ein zufällig scheinender Umstand das Gelingen meines Unternehmens erleichterte. Der Nebel hatte verhindert, daß die Anfrage, welche auf telegraphischem Wege nach Paris an den Minister gerichtet wurde, vollständig an den Ort ihrer Bestimmung gelangte. Auch die Antwort konnte wegen der fortdauernd trüben Witterung nur halb nach Brest kommen, aber sie war gerade genügend, um das zu erreichen, was ich eigentlich wollte: „Man versteht nicht, warten Sie und ......" das waren die Worte, welche die Beamten des Telegraphen dem Admiral als Antwort auf seine Anfrage überbrachten, und welche dem Seepräfekten einen Aufschub der Hinrichtung natürlich zur Pflicht machten.

Mein Herz schlug vor Freude, als ich diese wenigen unzusammenhängenden Worte, die ich als ein Geschenk des Himmels ansah, vernahm. Ich empfahl den Unglücklichen, dessen Leben zu retten ich mir vorgesetzt hatte, der Sorge seines Advokaten, nahm augenblicklich Extrapost und eilte nach Paris, nachdem ich von dem Admiral das bestimmte Versprechen erhalten hatte, daß er weitere Befehle seines Ministers abwarten wolle. Die Reise ward wie im Fluge zurückgelegt. In der Hauptstadt angelangt, begab ich mich sogleich zum Minister und bat so eindringlich, so anhaltend um die Begnadigung des Unglücklichen, daß dieselbe endlich gewährt wurde. Kurze Zeit nachher sollte Hüet, nachdem er seine Gesundheit wieder erlangt hatte, zu Wasser nach Toulon transportirt werden. Auf der Reise gelang es ihm, die Wachsamkeit seiner Wärter zu täuschen. Er stürzte sich ins Meer und erreichte nach fast übermenschlichen Anstrengungen glücklich das Ufer, an welchem er endlich einen Zufluchtsort fand.

In Begleitung mehrerer Seeoffiziere, welche neugierig waren, meine Unterredungen mit den Sträflingen, die damals das Tagesgespräch der Stadt bildeten, anzuhören, besuchte ich am Tage vor der Verurtheilung Hüets den Botanischen Garten zu Brest, in welchem viele Galeerensklaven arbeiteten. Kaum hatten wir die Treibhäuser betreten, als ein Sträfling mit den Worten auf mich zukam: „Sieh da, Herr Appert, wie freut es mich, mit Ihnen wieder zusammen zu treffen, mit Vergnügen sehe ich, daß Sie sich in einer andern Lage befinden; als zu der Zeit, wo wir Beide zusammen in dem Gefängnisse La Force saßen.“

Es ist kaum möglich, dem Leser eine genügende Beschreibung von dem Erstaunen zu machen, welches sich bei diesen Worten auf den Gesichtern der mich begleiteitenden Offiziere malte. Fast unwillkürlich traten sie sämmtlich einen Schritt von mir zurück und sahen mich mit einer Miene an, als wollten sie sagen: „Sie sind wohl nicht Herr Appert, der Philanthrop, sondern ein Betrüger und ehemaliger Spitzbube, der sich seines Namens bedient."

Was mich anbelangt, so war mein Erstaunen bei Weitem geringer, als das der Herren. Denn auf den ersten Blick hatte ich in dem Galeerensklaven, der mich so vertraulich anredete, einen gewissen M..... erkannt, welcher in der That mein Leidensgefährte gewesen war, als ich mich, wie ich im ersten Theil meiner Erlebnisse erzählt habe, im Gefängniß La Force befand. Ohne daher im Mindesten die Fassung zu verlieren, antwortete ich dem Sträfling mit ruhiger und ernster Miene: „Sie haben ganz Recht, ich bin der, für den Sie mich halten; ich war, wie Sie wissen, angeklagt, zwei politischen Gefangenen zur Freiheit verholfen zu haben. Leider war der Grund, weshalb Sie im Gefängnisse saßen, von einer ganz andern Art; doch soll er mich nicht hindern, Etwas für Sie zu thun, wenn Sie eine aufrichtige Reue über Ihr Vergehen empfinden und sich bisher hier im Bagno gut geführt haben."

Diese meine aufrichtige Antwort schien die Herren meiner Begleitung vollständig über meine Persönlichkeit zu beruhigen, und wir setzten in dem besten Einverständniß unsere Promenade fort. Als sie beendet war, erkundigte ich mich nach der

Aufführung des M..... und erfuhr, daß die Aufseher seit seiner Ankunft in Brest durchaus mit ihm zufrieden wären. Ich kann nicht umhin, dem Leser einen der Streiche mitzutheilen, denen dieser feine und verschmitzte Dieb seine unfreiwillige Anstellung im Botanischen Garten zu Brest verdankte.

Eines schönen Morgens trat M..... in den Laden einer bedeutenden Tuchfabrik der Straße St. Honoré. „Ich komme," sagte er, „im Auftrage Sr. Hochwürden des Erzbischofs von Paris; haben Sie eine genügende Menge gutes schwarzes Tuch vorräthig? Der Erzbischof will die ganze Geistlichkeit der Metropolitankirche neu einkleiden lassen. Sie können mir einen Diener mit etwa 10 Stück Tuch als Proben mitgeben, damit wir dieselben Sr. Hochwürden im erzbischöflichen Palaste vorlegen." Hoch erfreut über das bedeutende Geschäft, das ihm der Unbekannte in Aussicht stellte, gab der Tuchhändler ihm zu verstehen, er würde ihm ein sehr anständiges Douceur zukommen lassen, falls der Kauf wirklich abgeschlossen würde. Allein M..... weigerte sich, auf dies Anerbieten einzugehen, welches, wie er sagte, seine Delikatesse verletze. Unterdessen hatte man einen Fiacker geholt und zwölf große Stücke von gutem schwarzen Tuch und zwei von extrafeinem blauen für den Erzbischof selbst hineingelegt. Der Kaufmann wollte einem so delikaten Herrn kaum einen Diener mitgeben und ihm das Tuch ohne Weiteres anvertrauen, aber der Beauftragte des Erzbischofs bestand darauf und Beide fuhren davon. Vor dem Gitter des erzbischöflichen Palastes angelangt, stieg M..... aus dem Wagen und fragte in Gegen-

wart des Handlungsdieners den Portier, ob er hinaufgehen und Sr. Hochwürden die von demselben befohlenen Proben vorlegen dürfe. „Aber wo denken Sie denn hin, Herr,“ antwortet der Portier, „es ist ja noch nicht 10 Uhr und vor seinem Frühstück um 12 Uhr nimmt Sr. Hochwürden keinen Besuch an.“ „Nun dann erlauben Sie uns,“ versetzt M....., „das Tuch einstweilen in der Portierloge niederzulegen und gegen 1 Uhr wiederzukommen.“

Weder der Handlungsdiener noch der Portier hatten gegen dieses Auskunftsmittel das Mindeste einzuwenden. Das Tuch wurde in die Loge gebracht, der Commis kehrte einstweilen nach seinem Laden zurück und Herr M..... stieg in den Fiacker, um, wie er sagte, noch einige andere Besorgungen für Sr. Hochwürden zu machen. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als der Portier den geschäftigen Herrn wiederum in seinem Fiacker, diesmal aber allein, ankommen sah. Mit ärgerlicher Miene sagt er zu dem Pförtner: „Es ist ein wahres Glück, daß Sie unser Tuch dem Prälaten noch nicht gezeigt haben. Meine Diener im Laden haben sich geirrt und eine viel schlechtere Sorte ausgesucht als der Erzbischof bestellt hatte. Geben Sie es nur wieder zurück, ich werde Ihnen vor 1 Uhr anderes bringen.“ Bei diesen Worten drückte er dem Portier ein Zweifrankenstück in die Hand, um ihn für seine Mühe zu belohnen, welches der fromme Pförtner ohne Bedenken annahm und einen so anständigen Herrn ohne weitere Einwendungen mit dem Tuche wegfahren ließ.

Groß war das Erstaunen des Erzbischofs, als er nach

Auflösung des Räthsels vernahm, daß er die Geistlichkeit von Notre-Dame, deren Röcke ihm noch ganz gut zu sein schienen, neu einkleiden wollte, groß das Erstaunen des Pförtners, am Allergrößten aber das des unglücklichen Tuchhändlers, welcher, wenn auch zu spät, schwor, künftig vorsichtiger zu sein.

Ein Maler, welcher sich als Sträfling im Bagno zu Brest befand, hatte auf Bestellung eines der Säle, und ohne daß ich es wußte, mein Bildniß angefertigt, welches die Galeerensklaven zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit im Gefängniß aufhängen wollten. Allein dieser Akt der Dankbarkeit fand keine Gnade vor den Augen gewisser Beamten, welche mit meinen Bestrebungen, die Mißbräuche abzuschaffen, nichts weniger als zufrieden waren und der arme Sträfling mußte seinem Kunstwerke eine andere Bestimmung geben. Vielleicht, daß mein Bildniß durch die Fürsorge dieser Herren auf diese Weise die Ehre gehabt hat, in eine der zahlreichen Trödelbuden zu gelangen, welche sich am Hafen von Brest befinden.

Während meiner Reise beschäftigte ich mich fortwährend mit der Vertheilung von neuen Testamenten, von denen mir die Londoner Bibel-Gesellschaft alljährlich eine gewisse Anzahl bewilligte. Unter dem Vorwande, daß diese von Lemaitre de Sacy angefertigte Übersetzung, die doch im Jahre 1754 mit Bewilligung des Königs und der Geistlichkeit gedruckt worden war, ketzerisch sei, widersetzte sich die katholische Geistlichkeit häufig diesen Vertheilungen, und ging mitunter in ihrem Fanatismus so weit, Exemplare der heiligen Schrift auf den öffentlichen Plätzen zu verbrennen. Dagegen fand ich in

anderen Diöcesen Geistliche, welche meinen Bestrebungen nicht nur keine Hindernisse in den Weg legten, sondern sich sogar beeilten, denselben Vorschub zu leisten. Unter diesen letzteren kann ich die Bischöfe von Angers und von Luçon, die Abbés Cabanes, Servant, Foulon, Louis, Dardare, den jetzigen Bischof von Dijon, die Pfarrer von Neuilly, Belleville und der Elisabethkirche in Paris nennen. Diese vortrefflichen Männer übernahmen selbst in ihren Gemeinden die Vertheilung der neuen Testamente, welche ich ihnen übergab.

Die Opfer, welche die Londoner Bibel-Gesellschaft gebracht hat, um das Wort Gottes in der ganzen Welt zu verbreiten, sind ganz unglaublich. Nach und nach sind mehr als dreißig Millionen Franken verwendet worden, die heilige Schrift in 132 verschiedene Sprachen übersetzen zu lassen und den Hülfsbedürftigen aller Länder umsonst zuzuschicken und diese ganze ungeheure Summe wurde auf dem Wege der Subskription, an welcher das gesammte englische Volk, Reiche und Arme, Hohe und Niedere Antheil hatte, aufgebracht. Ich zweifle, ob jemals in irgend einem Lande so ansehnliche Summen für einen religiösen und frommen Zweck verwendet worden sind.

Herr Mahul, damals General-Sekretair der Gesellschaft der christlichen Moral, hatte mich mit dem vortrefflichen Professor Kieffer, dem General-Agenten der Bibel-Gesellschaft in Paris in Verbindung gebracht. Diesem letzteren habe ich es zu danken, daß ich Jahre lang unter die Armen die hei-

lige Schrift vertheilen konnte. Kurze Zeit nach meiner letzten Reise ist dieser bescheidene Gelehrte gestorben und durch seinen Tod bin ich eines vortrefflichen Freundes und zugleich des Glückes beraubt worden, den Hülfsbedürftigen das Wort Gottes, dies Manna geistiger Nahrung spenden zu können.

V.

Die wahren und die falschen Philanthropen. — Selbst die guten Werke ein Mittel zur Befriedigung des Ehrgeizes. — Benehmen der Mitglieder wohlthätiger Vereine nach 1830. — Graf Montalivet, Intendant der Civilliste. — Der Justizminister Vivien. — Benjamin Constant.

Die Popularität, welche sich während der Restauration an den Titel eines Mitgliedes der Gesellschaft zur Verbreitung der Volksbildung, der christlichen Moral, der Vereine für die Verbesserung des Gefängnißwesens, der Waisenhäuser, Hospitäler u. s. w. knüpfte, wurde von manchen Herren, welche eine Rolle im politischen Leben zu spielen gedachten, gar nicht so gering angeschlagen. Die Wohlthätigkeit hatte ihre Ehrgeizige, die sie, wie die Höflinge die Macht, umschwärmten. Es ist zum Erstaunen, welche Mühe man sich gab, die Stimmen zu gewinnen, um in einer solchen Gesellschaft Präsident, General-Sekretair oder auch bloß Sekretair oder Mitglied des Verwaltungsrathes zu werden, die kleinliche Eitelkeit und Eigenliebe der mittelmäßigen Köpfe namentlich der Herzoge oder Marquis, der Grafen oder Barone, welche an ihren Geburtstiteln noch nicht genug hatten, zeigte sich in diesen Versammlungen von der ergötzlichsten Seite. Jeder wollte für sich eine Ehrenstelle, Jeder Theil an der Macht haben,

und selbst die guten Werke wurden auf diese Weise ein Gegenstand des Ehrgeizes. Kam der Tag heran, an welchem über die äußerst unschuldige Würde eines Präsidenten einer solchen wohlthätigen Gesellschaft durch Abstimmung entschieden werden sollte, so geriethen die Leidenschaften der Mehrzahl dieser modernen Philanthropen in solche Gährung, daß, wenn ein Fremder den Debatten über diese wichtige Ernennung beiwohnte, derselbe sich in einer Wahlversammlung oder in einer der gesetzgebenden Kammern glauben mußte.

Da ich zehn Jahre hindurch General-Sekretair der Gesellschaft der christlichen Moral gewesen bin, so habe ich eine sehr günstige Stellung gehabt, um den Charakter der meisten Mitglieder dieses Vereins näher zu beobachten. Die Zeit hat gelehrt, daß es nur die Wenigsten redlich mit ihren Bestrebungen meinten, daß die Mehrzahl Nichts als ein geheimer Ehrgeiz beseelte, welcher sie jene wohlthätigen Vereine nur als die erste Stufe zur Macht und zu Ämtern ansehen ließ. Die heut zu Tage verlassene Gesellschaft der christlichen Moral zählte Leute zu ihren Mitgliedern, von denen viele seitdem Deputirte, Staatsräthe, Präfekten, Auditoren, General-Prokuratoren u. s. w. geworden sind, und kaum ein Einziger dieser Ex-Philanthropen denkt heute noch an die Ideen, welche er vor der Revolution seine Lieblingsträume nannte. Auch drei Minister der Juli-Dynastie haben wir die Ehre gehabt, unsre Kollegen in jenem wohlthätigen Verein zu nennen, aber keiner dieser neuen Excellenzen ist es eingefallen, uns kräftiger zu unterstützen, als dies von ihren Vorgängern während der Restauration geschah. Diese Herren machen sich als Schau-

spieler auf der Bühne sehr gut, wenn der Saal vom Publikum angefüllt ist; nur sei Niemand so neugierig, hinter den Vorhang und die Coulissen zu gucken, da wird er nur mittelmäßige Menschen mit geringen Fähigkeiten, kleinlichen Leidenschaften aber großen Ansprüchen für ihre eigenen Personen erblicken. Vor **1830** sah man es aus Stolz und Eitelkeit gern, seinen Namen auf der Liste der damals volksthümlichen Freunde der Armuth aufgeführt zu sehen, und man gab sich eine erstaunliche Mühe, den redlichen und einer wahren Überzeugung folgenden Männern nachzuäffen, welche jenen wohlthätigen Gesellschaften ihre Kräfte widmeten. Kaum aber hatte die Juli-Revolution diesen Vereinen den Stempel der Opposition genommen, als dieselben auch für die meisten ihrer Mitglieder alles Interesse, alle Wichtigkeit und Nothwendigkeit verloren. So wie gemeine Überläufer nahmen diese Herren Waffen und Gepäck mit, um fortan nur auf die Stellen und Ämter in den Ministerien Sturm zu laufen, welche die Regierung nicht so Unrecht hätte, mit Fortifikationen zu versehen. Das Seltsamste an der Sache ist, daß diese Herren die Fahne, zu welcher sie früher geschworen, gerade in dem Augenblicke verlassen haben, wo es endlich möglich wurde, das Gute zur Ausführung zu bringen, welches man vor der Revolution mit so vielem Eifer bezeichnet hatte, daß diese Philanthropen des Zufalls vom Schlachtfelde ausrissen, ohne auch nur den Kampf wagen zu wollen.

Ich werde hier eine kleine Heerschau von denjenigen Männern halten, welche vor **1830** zu den eifrigsten Philanthropen gehört haben, und in bunter Reihe Leute, denen es

mit der Philanthropie wirklich Ernst war und Andere, welche dabei nur ihre eigenen, selbstischen Zwecke im Auge hatten, folgen lassen.

Ich fange mit dem Grafen Camille von Montalivet an, welcher schon damals Pair von Frankreich war, sich als Mitglied bei der Gesellschaft der christlichen Moral betheiligt hatte und insbesondere zu dem Ausschuß gehörte, welcher sich die Versorgung und Erziehung hülfloser Waisen zum Ziele setzte. Ich hatte die Ehre, in diesem letzteren manchmal den Vorsitz zu führen und einmal ereignete es sich, daß der edle Graf den Antrag stellte, daß den Herrn Pairs, die wegen ihrer Arbeiten in der gesetzgebenden Kammer den Sitzungen der Gesellschaft nicht immer beiwohnen konnten, aus diesem Grunde die Marken, welche die Anwesenheit der Mitglieder constatirten, nicht verweigert werden sollten. Nach diesen Marken wurden nämlich die kleinen Geldstrafen geregelt, in welche jedes Mitglied wegen einer versäumten Sitzung den Statuten gemäß genommen wurde. Durch diesen Antrag, den die Gesellschaft übrigens als recht und billig anerkannte, wollte der edle Graf für die Herren Pairs die enorme Summe von 2 Franken (16 Silbergroschen) monatlich retten. Diese kleine Genauigkeit abgerechnet, war Herr von Montalivet damals ein sehr liebenswürdiger, gefälliger und freundlicher junger Mann mit bedeutenden philanthropischen Ideen. Allein da kam später die Juli-Revolution, er ward Oberst bei der Nationalgarde, nachher sogar Minister des Innern und bekleidet gegenwärtig, wie es scheint für lange Zeit, das bedeutende, einflußreiche und ruhige Amt eines Intendanten der

Civilliste. Der Herr Graf hat sich jetzt nicht mehr um die Debatten der Kammern zu bekümmern, braucht sich nicht wie ehedem als Minister des Innern, bei der Wahl geeigneter Leute für die Präfekturstellen herumzuzanken, seine Untergebenen sind die Beamten der Forsten und Domainen, eine sehr gutmüthige Menschenklasse; außerdem hat der Herr Graf die Vertheilung von einer Menge Königlicher Gunstbezeugungen, die Besetzung von einer großen Anzahl Stellen und dergleichen angenehme Funktionen mehr. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß die Philanthropie in Vergessenheit gerieth und ebenso wie sie für die Zukunft keine Aussichten mehr bietet, nun auch für die Gegenwart nicht mehr zu den Beschäftigungen des edlen Pairs gehört. Schon als Minister des Innern scheint sich Herr von Montalivet nicht mehr an seine ersten Waffenthaten in der philanthropischen Carriere erinnert zu haben. Nicht nur wollte es mir nicht gelingen, ihn zur Zusammenrufung des Königlichen Gefängnißrathes zu bewegen, obgleich meine Bemühungen von einem Allerhöchsten Willen unterstützt wurden, sondern er versagte mir sogar bei einem andern philanthropischen Werke, der Herausgabe meines Buches über die Bagno's und Gefängnisse seine Unterstützung, unter dem Vorwande, daß sein Ministerium dafür keine Fonds habe. Diese Vorwürfe, welche ich mir hier gegen den jetzigen Intendanten der Civilliste erlaube, sollen mich übrigens nicht hindern, der Wahrheit gemäß zu erklären, daß Herr von Montalivet ein Staatsmann von ehrenwerther und patriotischer Gesinnung ist, und eine Ergebenheit gegen den König besitzt, die er öfter muthvoll bewährt hat.

Herr

Herr Vivien, welcher nach der Juli-Revolution Polizeipräfekt, Staatsrath, Deputirter und endlich Justizminister gewesen ist, gehörte gleichfalls zu den eifrigsten Mitgliedern der Gesellschaft der christlichen Moral und war besonders in dem Ausschuß thätig, der für die Verbesserung des Gefängnißwesens wirken sollte. Ich war daher ganz entzückt, als ich nach 1830 vernahm, daß Herr Vivien das Portefeuille der Justiz erhalten habe und hielt Nichts für natürlicher, als daß er nun der eifrige Beschützer der Ideen sein würde, welche wir beide gemeinschaftlich in jener Gesellschaft verfochten hatten. Ich entschloß mich daher eines Tages, ihm, begleitet von dem Deputirten Gauguier, im Justiz-Ministerium auf dem Platze Vendome einen Besuch abzustatten und ihm meinen Plan zur Begründung einer Kolonie für entlassene Sträflinge und ihre Kinder vorzulegen. Welches war mein Erstaunen, in dem früheren Philanthropen einen echten Großsiegelbewahrer d. h. einen kalten, stolzen, fast hochmüthigen Mann zu finden. Da er mir keinen Stuhl anbot, so nahm ich mir einen und sagte, nachdem ich mich hingesetzt hatte, folgende Worte zu ihm: „Sie sind lange Zeit mein Mitschuldiger in jener philanthropischen Gesellschaft gewesen, in welcher ich Sie als meinen besten Kollegen anzusehen gewohnt war; in Amiens gehörten Sie von dem Jahre 1825 an zu den ersten Abonnenten meines Journals der Gefängnisse, das ich zu dem Zwecke, nützliche Reformen in diesem Zweige zu bewirken, herausgab; jetzt, wo Sie Minister sind, kann ich ohne Zweifel auf Ihre Mitwirkung bei dem Werke, welches ich auszuführen beabsichtige, rechnen.“ Herr Vivien gab mir

mit einer verlegenen Miene eine in ganz allgemeinen Ausdrücken gehaltene Antwort, die das ganze Resultat dieses Besuches war. Sein späteres Benehmen gegen mich entsprach durchaus dem, welches er auf diesem Besuche zeigte; er that nicht das Mindeste zu meiner Unterstützung. Und nichts desto weniger höre ich sagen, Herr Vivien wäre seinen ehemaligen liberalen Ansichten durchaus getreu geblieben.

Der berühmte Benjamin Constant wohnte regelmäßig den Sitzungen derselben Gesellschaft bei und war merkwürdiger Weise besonders eifrig thätig in dem Ausschuß, welcher sich die Abschaffung des Spiels und der Lotterien zur Aufgabe gestellt hatte. Es ist bekannt, daß er dabei selbst ein leidenschaftlicher Spieler war, der ungeheure Summen dadurch verloren und seine Vermögens-Umstände zerrüttet hat. In jenen Versammlungen bekämpfte er die Gefahren des Spiels mit so triftigen Gründen, mit einer solchen Logik, daß wer ihm zuhörte und sein Privatleben nicht kannte, nimmermehr geglaubt haben würde, daß er selbst ein Sklave dieser Leidenschaft war. Doch glaube ich, daß Constant, wenn er mit solchem Feuer über die Immoralität der öffentlichen Spielbanken und Lotterien, als einer wahren Wunde der Gesellschaft sprach, dies mit der vollsten Überzeugung that, und es ihm nur an Charakterstärke mangelte, sich der Herrschaft dieser verhängnißvollen Neigung zu entziehen. So gab er, wie viele Prediger, zu ein und derselben Zeit gute Lehren und ein schlechtes Beispiel.

Inzwischen kann man nicht verkennen, daß Benjamin Constant zu den wirklichen Philanthropen, welche diesen

Titel in Wahrheit verdienen, gehörte. Jeder Mißbrauch der Gewalt des Stärkeren gegen den Schwächeren empörte ihn. Die Willkürherrschaft, die Verletzung der Gesetze, die Sklaverei des Gedankens, und überhaupt alle gewaltthätige, Recht und Vernunft verletzende Handlungen, bekämpfte er mit der Macht seiner edlen und muthigen Beredtsamkeit. Die Jugend des Landes, die politischen Flüchtlinge fremder Nationen hatten seine wärmsten Sympathieen, alle Bestrebungen für Volksunterricht und Bildung konnten im Voraus auf seinen Beistand und Schutz rechnen. Benjamin Constant ist gewiß einer von den Männern, welche am Meisten die öffentliche Meinung auf die Revolution von 1830 vorbereitet haben. Die außerordentliche Beliebtheit, in welcher er beim Volke stand, gab ihm eine wahre Macht in die Hände, besonders war der Einfluß, den er auf die Jugend der Universitäten übte, außerordentlich, und mehr als einmal genügte sein Name, um die Massen in Aufregung zu bringen. Auch gab es keine Verschwörung, ohne daß die Regierung augenblicklich geglaubt hätte, Benjamin Constant sei einer der Hauptanführer. Die Polizei beobachtete daher jeden seiner Schritte aufs Allergenaueste, eine Aufmerksamkeit, die ihm vollkommen bekannt war und über die er oft laut seine Freude äußerte. Dabei hatte er eine grenzenlose Nachlässigkeit für alle seine persönlichen Verhältnisse und Angelegenheiten. Nicht nur daß seine Kleidung stets unordentlich war, er lebte in einer solchen Sorglosigkeit über seine Privat-Interessen, daß seine Gemahlin mit dem höchsten Schmerze darüber erfüllt war. Sein Mangel an Ordnung bei Verwaltung seines

Vermögens und die früher erwähnte unglückliche Leidenschaft waren der Grund, daß er in einem Zustande der Armuth, welcher fast an Elend grenzte, gestorben ist.

Trotz aller dieser Fehler, die meist das Privatleben dieses berühmten Mannes betreffen, wäre es ungerecht, seine außerordentlichen und uneigennützigen Verdienste verkennen und in Abrede stellen zu wollen, daß sein ganzes Leben der Freiheit Frankreichs nützlich gewesen ist.

VI.

Fortsetzung der Mittheilungen über die philanthropischen Gesellschaften. — Carnot. — Dejean. — Berville. — Der Verein zur Abschaffung der Sklaverei. — Betheiligung der Königin Marie Amélie und der Prinzessin Adelaide bei demselben durch eine Geldunterstützung, welche später verweigert wird. — Die Verantwortlichkeit, welche die Rathgeber der Fürsten auf sich laden. — Anleihen der Königin und der Schwester Ludwig Philipps, um ihre Unterstützungen fortsetzen zu können. — Die Herren Lamartine und Guizot als Redner in den philanthropischen Vereinen.

Carnot, der Sohn des berühmten Generals und Kriegsministers während der Conventsregierung, gehörte ebenfalls zur Gesellschaft der christlichen Moral. Dieser treffliche Mann, der mit einer gründlichen Bildung eine edle Unabhängigkeit, Liebe zum wahren Guten und zum geistigen Fortschritt vereinigt, ist den Überzeugungen, welche er in jener Zeit hatte, treu geblieben und hat seine philanthropischen Bestrebungen weiter verfolgt. Wenn auch kalt in seinem Wesen, so doch beständig und offenherzig in der Freundschaft, stets fest und Herr seiner selbst, ist Carnot, welcher später zum Deputirten gewählt wurde, sicher ein Mann, der berufen ist, dem Vaterlande wirkliche Dienste zu leisten.

Ein andres Mitglied der gegenwärtigen Deputirtenkam-

mer, Herr Benjamin Dejean, welcher vor 1830 einer der thätigsten unter den jüngeren Mitgliedern unserer wohlthätigen Gesellschaften war, hat seitdem jene Bestrebungen etwas zu rasch aufgegeben. Überhaupt finde ich, daß viele von den Herren, die während der Restauration den Mund sehr voll nahmen, um die Mißbräuche zu tadeln, jetzt, nachdem sie die Macht in Händen haben, nicht das Mindeste thun, um für deren Abschaffung zu wirken. In der That sind in vielen Beziehungen seit der Julirevolution nur die Männer, welche an der Spitze stehen und die Namen geändert, während die Mißbräuche in großer Anzahl dieselben geblieben sind.

Unter den Leuten, welche ihre philanthropischen Bestrebungen vergessen haben, seitdem sie zu Glück und Ehre gelangt sind, macht Herr Berville, welcher vor 1830 einfacher Advokat, gegenwärtig Generalanwalt der Krone bei einem der Pariser Gerichtshöfe und dabei Deputirter ist, eine rühmliche Ausnahme. Dasselbe gilt von dem Marquis La Rochefoucault-Liancourt, von dem wir schon einige Worte gesagt haben, und der lange Zeit hindurch Präsident der Gesellschaft der christlichen Moral gewesen ist. Ihm verdankt die Zeitschrift, welche dieser Verein herausgab, ihre Entstehung, und bei mehr als einer philanthropischen Unternehmung hat er erfolgreich mitgewirkt. Herr von La Rochefoucault hatte unter Andern eine ausgezeichnete Schrift zur Bekämpfung des amerikanischen Zellensystems herausgegeben, in der die ganze Zwecklosigkeit, die Gefahren und die Grausamkeit dieser Strafart in ihrem wahren Lichte dargestellt sind. Der gegenwärtige Minister des Innern, Herr Duchatel, hat sich daher wohl ge-

hütet, Herrn von La Rochefoucault zum Mitgliede der Kommission zu ernennen, die gebildet worden ist, um die Ansichten der sämmtlichen Königlichen Gerichtshöfe Frankreichs über die Einführung des pensylvanischen Zellensystems zu prüfen.

Es bildete sich später auch ein Verein zur Abschaffung der Sklaverei, in welchem ich viele von meinen ehrenwerthen Kollegen aus der Gesellschaft der christlichen Moral wiederfand. Die Sitzungen desselben wurden in einem Saale der Deputirtenkammer mindestens zwei Mal im Monat gehalten; der bekannte Isambert, der sich durch seine Bestrebungen für die Abschaffung der Sklaverei einen Namen gemacht hat, war Sekretair der Gesellschaft. Der in London für denselben Zweck gestiftete Verein schickte mehrere seiner Mitglieder nach Paris, welche daselbst mit der größten Sympathie empfangen und denen zu Ehren zwei prächtige Zweckessen gegeben wurden. In beiden präsidirte der Herzog von Broglie. Man beschränkte sich übrigens nicht auf das Essen, sondern es wurden auch Reden gehalten, in denen die Sklaverei der armen Schwarzen in ihrer ganzen Schändlichkeit geschildert wurde. Unter den Rednern zeichneten sich unser Präsident, der Herzog von Broglie, die Herren Lamartine und Odilon Barrot und die aus London geschickten Deputirten besonders aus.

Einstmals sprach ich mit der Königin Marie Amélie und der Schwester Ludwig Philipps über den Plan dieses Vereins, schwangere Sklavinnen aufzukaufen, um zu gleicher Zeit zwei menschlichen Wesen die Freiheit zu geben. Ihre Majestät sowohl als die Prinzessin wurden bei dieser Idee von Rührung ergriffen und bestanden darauf,

mir augenblicklich eine Summe auszahlen zu lassen, um auch ihrerseits zu diesem wahrhaft christlichen Werke, wie die Königin es nannte, Etwas beizutragen. Die Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei nahm mit Dank dieses Zeichen einer Allerhöchsten Billigung ihrer Bestrebungen an, und ich hoffte, daß diese milde Gabe alljährlich erneut werden würde. Allein nach meiner Entfernung vom Hofe haben es meine Nachfolger sehr natürlich gefunden, alle meine Vorschläge so viel als möglich zu tadeln. Vergeblich hat daher die Gesellschaft geschrieben und um dieselbe Unterstützung nachgesucht. Man antwortete ihr mündlich, wie das an den Höfen zu geschehen pflegt, wenn man nicht den Muth hat, seine Gründe schriftlich darzulegen, daß Ihre Majestät und Ihre Königliche Hoheit sich nicht bei einem Werke betheiligen könnte, welches in höhere politische Fragen eingriffe. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu erklären, daß es die Umgebungen der Fürsten sind, welche die Schuld trifft, wenn diese nicht bei allen guten Werken mitwirken, wozu sie Macht und Mittel in Händen haben. Die meisten Fürsten und namentlich die aus der Familie Orleans, braucht man nur auf Handlungen der Wohlthätigkeit aufmerksam zu machen, um mit Bereitwilligkeit dieselben befördert zu sehen. Auch nicht ein einziges Mal während der ganzen zehn Jahre, in welchen ich die Ehre hatte der Königin und der Prinzessin meine Berichte über wohlthätige Handlungen vorzulegen, nicht ein einziges Mal, sage ich, ist mir eine abschlägige Antwort geworden, ich mußte es mir im Gegentheil zur Pflicht machen, von den guten Werken, deren Ausführung Mangel an Mitteln den

Prinzessinnen unmöglich machte, gar nicht zu sprechen. Hatte ich sie einmal erwähnt, so mußte ich erwarten, daß Ihre Majestät und Ihre Königliche Hoheit eher eine Anleihe machten, als sich durch Geldrücksichten bestimmen ließen, einem guten Werke ihre Unterstützung zu versagen, von dessen Nützlichkeit sie überzeugt waren.

Wie oft habe ich aus dem Munde dieser beiden Fürstinnen die Worte vernommen: „Herr Appert, geben Sie immer, fahren Sie fort, Unterstützungen zu bewilligen. Wir wollen mit Geben erst dann aufhören, wenn wir durchaus Nichts mehr besitzen.“ „Ich will Nichts von einem vorher aufgesetzten Budget, von Hindernissen für meine Wohlthaten hören,“ sagte mir einmal die Königin; „das ist ja der einzige Genuß, den man uns nicht nehmen kann. Übrigens will ich den König bitten, für diese gute Handlung Zuschüsse zu bewilligen, er wird es nicht verweigern; dann habe ich die Mittel und werde so wenigstens ruhig schlafen können.“

Ich muß daher der Wahrheit gemäß erklären, daß alle während meiner Amtsführung bewilligten Unterstützungen dem ausdrücklich ausgesprochenen Willen der Königin und der Prinzessin gemäß vertheilt wurden, daß aber alle Weigerungen und abschlägige Antworten auf Bittgesuche mir zur Last fallen, da ich die Pflicht zu haben glaubte, mit Vorsicht zu Werke zu gehen und mich mit meinen Vorschlägen in vernünftigen Grenzen zu halten.

Fürchtete ich nicht den Vorwurf der Indiskretion, so könnte ich für diese meine Behauptungen, für Alles, was ich hier von dem wohlthätigen Sinne der Familie Orleans erzähle,

bestimmte Beweise geben; ich könnte Fälle anführen, hauptsächlich aus den ersten Jahren der Regierung Ludwig Philipps, wo die Königin Dokumente zu Staatsrenten, die zu ihrer Mitgift gehörten, verkaufte, wo die Prinzessin Adelaide Geld aufgenommen hat, nur damit Beide mit ihren Unterstützungen gegen Unglückliche auf die gewohnte freigebige Weise fortfahren konnten.

Um noch einmal auf den Verein zur Abschaffung der Sklaverei zurückzukommen, welcher nun schon über zehn Jahre besteht, so habe ich die Überzeugung, daß die Bemühungen desselben die Maßregeln der Regierung zum Triumph dieser von allen edlen Gemüthern vertheidigten Sache vorbereitet, wo nicht überhaupt veranlaßt haben. Mag man das berüchtigt gewordene Durchsuchungsrecht loben oder tadeln, so viel bleibt gewiß, daß der Sklavenhandel hinfort von der öffentlichen Meinung verurtheilt und gebrandmarkt ist, und daß es selbst nicht mehr lange dauern kann, bis die letzte Stunde der Sklaverei überhaupt schlagen wird.

Zweier Männer, welche in diesen wohlthätigen Vereinen eine bedeutende Rolle spielten, muß ich noch am Schlusse dieses Abschnittes Erwähnung thun; es sind das die Herren von Lamartine und Guizot. Der erstere bestieg sowohl in der Gesellschaft der christlichen Moral als auch in dem Vereine zur Abschaffung der Sklaverei oftmals die Rednerbühne, stets um glänzende Proben seiner Beredtsamkeit zu geben. Ich habe diesen gefeierten Dichter und berühmten Redner niemals mit mehr Bewunderung sprechen hören, als in diesen Vereinen über Gegenstände, welche das allgemeine Menschenwohl betra-

fen. Wenn Herr von Lamartine als Philanthrop spricht, so hat seine Physiognomie einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, sein Vortrag einen ganz neuen Reiz, sein Blick ein Feuer, seine ganze Persönlichkeit etwas Majestätisches, welches zur Bewunderung hinreißt. Ich bin der Meinung, Herr von Lamartine würde gut thun, wenn er seine Talente ausschließlich den höchsten Angelegenheiten der Menschheit widmete, sich zu ihrem Vertheidiger machte und so stets in einer seiner durchaus würdigen Rolle aufträte. Mir wenigstens scheint es, als ob Herr von Lamartine mit seinen edlen, über das Gemeine hinausgehenden Ideen, in der niederen Sphäre der politischen Kämpfe nicht mehr recht an seinem Platze wäre.

Herr Guizot führte vor 1830 sehr oft den Vorsitz in der Gesellschaft der christlichen Moral. Er beschäftigte sich damals mit dem öffentlichen Unterricht und ich besitze einen Brief von ihm, den ich auch am Ende des vorliegenden Werkes abdrucken lassen werde, in welchem er mir sein Bedauern ausspricht, daß die berüchtigten Brüder-Ignoranten in Belgien über die Lancastersche Methode des wechselseitigen Unterrichts den Sieg davontrugen. Herr Guizot, der damals in einem sehr kleinen Hause der Straße St. Dominique wohnte, beehrte mich in unserer Gesellschaft, deren Generalsekretair ich lange Zeit war, mit seinem besonderen Wohlwollen. Während ich das letztere Amt bekleidete, stand ich zu ihm in häufigen Beziehungen, und ich war weit entfernt vorauszusehen, daß er sich einst als ein Staatsmann ersten Ranges bewähren und in so schwierigen Verhältnissen eine Rolle spielen werde. Schon damals war Herr Guizot nicht allein ein sehr tüchtiger Geschichts-

schreiber und Redner sondern auch ein ächter Philanthrop. In unseren Ausschüssen nahm er sehr oft das Wort, und hielt über die Fragen, welche uns beschäftigten, aus dem Stegreife die glänzendsten Reden. Sein ernster und tiefer und doch dabei anziehender Vortrag wußte die Gemüther für die Überzeugungen des Redners zu gewinnen und ließ jederzeit einen nachhaltigen Eindruck zurück. Man brauchte Herrn Guizot nur zu hören, um sein Schüler und der Bewunderer seiner Ansichten zu werden. Unsere Gesellschaft verdankt ihm die weisesten Rathschläge und selbst einen Theil der Achtung, welche sie im Auslande genoß.

VII.

Nachrichten über die Familie Sanson, in welcher das Scharfrichteramt erblich ist. — Die verhängnißvolle Wahl des Richtschwertes, eine vom Henker erzählte Anekdote. — Mein erster Besuch in Sansons Hause. — Besichtigung der Guillotine durch eine Legion Engländer. — Der englische Nationalcharakter in seinem Glanze. — Der Scharfrichter zum zweiten Male von mir zu Tische geladen. — Merkwürdige Schicksale des Kochs Gillard. — Der unschuldig Verurtheilte. — Rasche Begnadigung. — Originelle Erkenntlichkeit des Scharfrichters gegen Lord Durham. — Ebenbürtige Heirathen der Henker. — Häusliche Sitten der Familie Sanson.

Meinem am Ende der zweiten Bandes gegebenen Versprechen gemäß, lasse ich hier einige Nachrichten über die Pariser Scharfrichterfamilie, meine sonderbaren Beziehungen zu derselben und namentlich die Erzählung von dem Besuche folgen, welchen ich in Begleitung Lord Durhams und mehrerer anderer Engländer bei Sanson, behufs der Besichtigung der Guillotine, gemacht habe.

Seit länger als hundert und sechzig Jahren ist das traurige Amt eines Pariser Scharfrichters in der Familie Sanson erblich, weßhalb dieselbe in alten Zeiten äußerst merkwürdige Privilegien und Freiheiten genoß. Über diese hat der gegenwärtige Repräsentant der Familie, der Sohn dessen, wel-

cher Ludwig den Sechzehnten guillotinirt hat, zu wiederholten Malen mit mir gesprochen und sich bitter gegen mich über die, wie er sagte, ungerechte Entziehung dieser Privilegien während der Revolution, beklagt. „Die Unbilligkeit ist dabei um so größer," sagte mir der Scharfrichter Sanson mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit, „als man uns gerade in dem Augenblick, wo wir vor Arbeit nicht wußten, wo wir hin sollten, unsere Einkünfte schmälerte. Das Gehalt von 12000 Franken, welches damals ausgesetzt wurde, hat keineswegs das Einkommen ersetzt, das wir aus den Marktgebühren zogen, und während alle andere Geschäfte sich verbessern, trägt das unsrige stets weniger ein." „Allerdings," fuhr er mit derselben Gemühtsruhe fort, „ist unsere Arbeit seit der Erfindung der Maschine — niemals sprach er, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, das Wort Guillotine aus — nicht mehr so unangenehm, wie früher; denn sonst mußten wir rädern, viertheilen und enthaupten, und das Letztere — also setzte er bedächtig hinzu — erforderte eine große Aufmerksamkeit, wenn man auf einen Schlag einen Kopf mit dem Schwerte herunter haben wollte. Nicht genug, daß unser Honorar mindestens um ein Drittel vermindert ist, die Bestrebungen der sogenannten Philanthropen bedrohen sogar unsre ganze Existenz; denn man sagt, sie wollten die Todesstrafe abschaffen. Das wäre wahrhaftig ein großes Unglück, und ich versichre es Ihnen, Herr Appert, aus den Leuten, die uns in die Hände fallen, würde, wenn man sie leben ließe, nun und nimmermehr etwas Gutes."

Die Abschaffung der Todesstrafe war, wie sehr natürlich,

ein Gegenstand, der den Scharfrichter sehr zu beunruhigen schien. Der brave Sanson kam in unseren Gesprächen öfter darauf zurück und suchte seine Ansicht von der Nothwendigkeit des hochnothpeinlichen Halsgerichts durch alle möglichen Gründe zu unterstützen.

Sanson war, obgleich Scharfrichter, ein sehr unterhaltender Mann. Unter den Anekdoten, die er mir im Verlauf unsrer Gespräche mittheilte, scheint mir die folgende, welche seinem Großvater begegnet ist, der Erwähnung werth zu sein. „Eines Tages," so begann der Pariser Henker, „als der Regen in Strömen vom Himmel herabfloß, hatte sich ein anständig gekleideter Herr von feinem Aussehen unter unsern Thorweg geflüchtet. Mein Großvater bot ihm an, ein wenig ins Zimmer zu treten, bis das Wetter ihm erlaube, seinen Weg fortzusetzen oder ein Fiaker vorbeikäme. Der Herr nahm die Einladung bereitwillig an und sagte, als er sich in unsrer Stube befand: „„Es wäre mir angenehm zu wissen, wessen Gast ich zu sein die Ehre habe?"" „„Mein Herr,"" antwortete mein Großvater, „„ich bin der Scharfrichter, Ihnen zu dienen.""

Hier machte Sanson eine kleine Pause in seiner Erzählung und fuhr dann ruhig fort: „Es ist Ihnen bekannt, daß man in der Welt einige Vorurtheile gegen unser Geschäft hat. Der Herr dagegen, von dem ich Ihnen hier erzähle, war, als er erfuhr, in wessen Hause er sei, nicht im Mindesten betroffen, sondern schien nichts desto weniger mit vielem Vergnügen mit meinem Großvater zu sprechen. „„Da mich der Zufall einmal zu Ihnen geführt hat,"" sagte er, „„so bin ich neu-

gierig die verschiedenen Hinrichtungsinstrumente zu sehen, hätten Sie wohl die Güte, mir dieselben zu zeigen?"" „„Mit dem größten Vergnügen,"" versetzte Großpapa, führte den Fremden in das Kabinet, in welchem die Marter-Werkzeuge der Reihe nach aufgehängt waren, erklärte ihm den Gebrauch eines jeden, die Schmerzen, die es verursache u. s. w. Der Fremde hörte mit vieler Aufmerksamkeit zu und besah Alles genau. Am Besten gefiel ihm das große Schwert, dessen ich neulich, als ich zum letzten Mal bei Ihnen zu Tische war, erwähnte, und er brach in die Worte aus: „„Wahrhaftig, müßte ich einmal auf dem Schaffot sterben, so würde ich wünschen, daß dies Schwert meinem Leben ein Ende machte!"" Als sich das Wetter aufgeheitert hatte, entfernte sich der Fremde mit dem Versprchen, bald einmal wieder zu meinem Großvater zu kommen. Kurze Zeit nach diesem Besuche ward der Marquis von Lally verurtheilt, enthauptet zu werden. Mein Großvater begab sich in das Gefängniß, um das Urtheil zu vollstrecken. Welches war sein Schrecken und Schmerz, in dem Delinquenten, den er vom Leben zum Tode bringen sollte, jenen Gast zu erkennen, dem er noch vor Kurzem das Richtschwert als Merkwürdigkeit gezeigt hatte, mit welchem er ihn jetzt enthaupten sollte. Dieser aber kam muthig und entschlossen auf ihn zu und sagte mit ruhiger Stimme: „„Als ich Sie vor einiger Zeit in Ihrem Hause besuchte, war ich weit entfernt zu ahnen, daß ich mir selbst das Instrument auswählte, welches mir das Leben nehmen soll. Doch ich stehe Ihnen zu Diensten, thun Sie Ihre Pflicht."" Sie können denken, mit welchem Schmerze mein

Groß-

Großvater dem Gesetze gehorchte und nachher machte er an dem Schwerte, das zu dieser unglücklichen Hinrichtung gedient hatte, jenes Zeichen, von dem ich Ihnen früher erzählt habe."

Eines Tages kamen Lord Durham und Lord Ellice, der englische Kriegsminister mit meinem Freunde Bowring nach meiner Wohnung zum Kai d'Orsay, um einen Tag zu verabreden, an welchem sie mit mir den Scharfrichter Sanson besuchen und sich die Guillotine zeigen lassen könnten. Dem gemäß begab ich mich am andern Tage zu dem Nachrichter und kündigte ihm an, daß wir ihm alle zusammen am Sonnabend einen Besuch abstatten würden. Es war dies das erste Mal, daß ich sein Haus, welches in der Straße des Marais lag, betrat. Sobald Madame Sanson, die mir die Thür geöffnet hatte, meinen Namen hörte, machte sie mir Verbeugung über Verbeugung und lief ihren Gemahl zu holen, der mich ebenfalls mit Höflichkeitsbezeugungen überhäufte. Er wollte durchaus, daß ich mich in seinen Lehnstuhl setzte, wovor ich aber — ich muß es gestehen, wie lächerlich es auch sein mag — ein geheimes Grauen empfand. Ich bemerkte, daß die Gemälde des Zimmers fast lauter fromme Gegenstände darstellten. Aus einem nahegelegenen Zimmer hörte ich auf dem Fortepiano eine Arie aus der Stummen von Portici spielen (es war die musikalische Enkelin des Henkers), und dabei konnte ich mich nicht enthalten bei der Betrachtung des alten Scharfrichters im Greisenhaare, der schon so viele Unglückliche hingerichtet hatte, bei dem Anblick dieses zweischneidigen Schwertes, welches ich an der Wand erblickte, meinen Gedanken nachzuhängen, als Sanson plötzlich zu mir sagte: „Sehen Sie,

lieber Herr, der Lehnstuhl, auf welchem Sie sitzen, gehört unserer Familie schon seit sehr langer Zeit, mein Vater und schon viele von meinen Großältern haben sich desselben bedient.“ Unwillkürlich stand ich bei diesen Worten auf, verließ dies Familienstück, das schon eine ganze Generation von Henkern in seinen Armen gewiegt hatte, und nahm sobald als möglich Abschied von der Scharfrichterfamilie.

Den nächsten Sonnabend holte ich Lord Durham in seinem Wagen zu dem verabredeten Besuche ab, er war nur von seinem Neffen, dem Erben seines ungeheuren Vermögens begleitet; allein er hatte von unserm Vorhaben mit so viel Engländern gesprochen, daß ich mit Schrecken sah, wie eine ganze Reihe von Wagen hinter uns herfuhr und unsre Expedition das Aussehn eines Leichenzuges gewann. Unterweges fragte mich Lord Durham, ob man nicht einen Hammel kaufen und denselben zur Probe guillotiniren lassen könnte. Ich antwortete ihm, daß sich über diesen Versuch, würde er bekannt, sicherlich in den Journalen, und wohl nicht ganz mit Unrecht, tadelnde Stimmen erheben würden. Der Lord fand meinen Einwand vernünftig und bestand nicht weiter auf seinem Vorhaben. Mittlerweile war unsre Wagenreihe in der Straße des Marais angelangt, wir stiegen aus und ich sah, daß wir im Ganzen nicht weniger als etwa funfzig Personen waren. Ich ging allein zu dem Scharfrichter hinein, den ich in vollem Staate und ganz schwarz gekleidet fand. Er kam heraus und führte uns an das Ufer des Kanals St. Martin, wo das Mordinstrument in dem Hause eines Wagenlackirers aufgestellt war. Die Engländer, welche die Mehr-

zahl der Besucher ausmachten, verläugneten bei dieser Besichtigung ihren Nationalcharakter nicht. Jeder wollte das Messer und die übrigen Vorrichtungen anfassen und einige legten sich sogar, um eine möglichst genaue Vorstellung von der Lage eines Candidaten der Hinrichtung zu erhalten, zur Probe auf das Brett, auf welchem die Delinquenten angeschnallt werden.

Der Scharfrichter hatte uns die Maschine in ihrem ganzen Glanze zeigen wollen und sie daher vollständig aufstellen und neu anstreichen lassen. Um uns einen Begriff von der Wucht und Gewalt des Messers zu geben, ließ er ein Paar Bund Stroh bringen, dieselben auf das Brett legen und das Beil sodann herunterfallen. Wir hatten den ehemaligen Chef der Pariser Sicherheitspolizei, welche Stelle er damals noch bekleidete, den berühmten Vidocq, bei uns. Als ein Mann, der mit allen Diebs- und Mordangelegenheiten wohl Bescheid wußte, war er im Stande, den Scharfrichter Sanson und seinen Sohn in den Erklärungen, welche sie der Gesellschaft vortrugen, zu unterstützen. Diese bis ins Einzelnste gehenden Auseinandersetzungen waren mir im höchsten Grade widerlich, machten aber den Lords Durham und Ellice, Herrn Bowring und sämmtlichen anwesenden Engländern außerordentliches Vergnügen.

Nachdem sich die Herren satt gesehen hatten, verließ der ganze Zug das Haus, welches die verhängnißvolle Maschine aufbewahrte. Wir trennten uns und Lord Durham fuhr mich in seinem Wagen wieder nach Hause. Vorher hatte ich auf die Bitte einiger Freunde den Scharfrichter Sanson zum nächsten Sonnabend bei mir zu Tische gebeten. Er nahm

meine Einladung mit Dank an, fügte aber etwas schüchtern hinzu: „Mein Sohn, der schon jetzt in meinem Amte oft meine Stelle vertritt, würde gewiß sehr glücklich sein, wenn er dieselbe Ehre haben könnte.“ „Bitte, dann bringen Sie ihn mit,“ antwortete ich, „es wird mir sehr angenehm sein, auch ihn bei mir zu Tische zu sehen.“

Zu zwei verschiedenen Malen habe ich das Vergnügen gehabt, die beiden Pariser Henker auf meinem Landhause zu Neuilly mit einem großen Diner zu bewirthen. Bei dem zweiten Mittagessen waren außer den beiden Scharfrichtern die bekannten Romanschreiber Balsac und Alexander Dumas, der berühmte Fourrier und sein eifriger Schüler und Verfechter seiner Lehre Viktor Considerant, der Phrenologe Harel, der Doktor Chapelain, der Repräsentant des Magnetismus und der schon oft genannte Vidocq zugegen. Das zweite von diesen Diners war von meinem Koch Gillard zubereitet, welcher ein merkwürdiges Schicksal in seinem Leben gehabt hat, das ich aus Gründen, die dem Leser weiter unten einleuchten werden, meinen Gästen bei Tische mittheilte, und dessen Erzählung ich auch hierher setze.

Nachdem Gillard schon eine geraume Zeit die edle Kochkunst betrieben, entdeckte er plötzlich, daß er eigentlich zu etwas Besserem geboren, und daß nicht die Küche, sondern der Parnaß seine Bestimmung sei. Er gab daher die Kunst des Kochens auf, und warf sich mit Eifer auf die Poesie, zu der er, wenigstens nach dem Urtheil Berangers, welcher einige seiner Verse gesehen, nicht die mindesten Anlagen besaß. Während er sich seinen neuen Bestrebungen hingab, machte

er die Bekanntschaft eines andern Reimschmieds, dessen Verse etwa von demselben Werthe waren wie die seinigen, und die Gleichheit ihres Geschmacks ließ bald eine zärtliche Freundschaft zwischen ihnen entstehen. Lemoine, so hieß dieser neue Freund des ehemaligen Koches ward ihm bald unentbehrlich, mußte ihn überall begleiten und jedes Vergnügen mit ihm theilen. So nahm ihn Gillard auch einmal auf einem der Besuche mit, die er häufig der Köchin der Madame Dupuytrin abstattete, mit welcher er (der Köchin nämlich) ein zartes Verhältniß hatte. Diese Einführung seines Freundes bei seiner Geliebten sollte indeß eine tragische Folge haben. Eines Tages drangen zwei Räuber in die Wohnung der Madame Dupuytrin, als diese abwesend war, ermordeten die Köchin und nahmen was sie an baarem Gelde und an Kostbarkeiten fanden. Die Polizei, welche sofort von diesem Raubmorde in Kenntniß gesetzt wurde, stellte eifrige Nachforschungen an, um die Thäter zu entdecken. Man ließ sich das Signalement aller der Personen geben, welche bei der ermordeten Dienstmagd in Abwesenheit ihrer Herrschaft aus und ein zu gehen pflegten. In Folge dessen ward Lemoine, der ein sehr verdächtiger Mensch und auch schon früher bestraft war, gefänglich eingezogen und bald darauf arretirte man auch Gillard, welcher seinen Freund, an dessen Rechtschaffenheit er in Wahrheit glaubte, überall eifrig vertheidigte. Eine Menge von Zufälligkeiten und namentlich der Umstand, daß Gillard in Gemeinschaft mit Lemoine die ermordete Person besucht hatte, vereinigten sich, die Polizei in dem auf ihn geworfenen Verdacht zu bestärken. Beide wurden vor die Assisen gestellt,

Lemoine zum Tode und Gillard, als vermeintlicher Mitwisser der That, zu fünf Jahre Zuchthaus verurtheilt. Nur eine einzige Stimme hatte gefehlt und der Unglückliche wäre ebenfalls von der Jury für des Mordes schuldig erklärt und dem Henker überliefert worden.

Im Gefängniß zu Bicêtre besuchte ich kurze Zeit vor dem zur Hinrichtung festgesetzten Tage den verurtheilten Lemoine. Eine geheime Unterredung, welche ich mit diesem Verbrecher hatte, gab mir die Überzeugung, daß Gillard unschuldig sei. Lemoine brach, als er mit mir sprach, in Thränen aus und sagte: „Ich bin ein großer Verbrecher, Herr Appert, lassen Sie mich sterben, aber retten Sie den armen Gillard. Er ist der bravste und ehrlichste Mensch von der Welt, der niemals seine Zustimmung zu einem Verbrechen gegeben hätte. Ich kannte ihn zu gut, als daß ich es hätte wagen sollen, ihn dazu aufzufordern."

Als ich kurz darauf Gillard in seinem Kerker besuchte, fand ich, daß er seinerseits von der Unschuld seines Freundes Lemoine ebenso überzeugt war, wie von der seinigen. „Retten Sie meinen Freund," sagte er zu mir, „was mich anbelangt, so will ich entweder sein Schicksal theilen oder meine volle Freiheit haben; denn entweder bin ich schuldig oder unschuldig."

Auch der Gefängniß-Direktor von Bicêtre, der vortreffliche Herr Becquerel, zu dem ich trotz der Rauheit seines äußeren Wesens eine wirkliche Zuneigung empfand, stimmte mit mir in dem Wunsche überein, Gillard zu retten, den auch er für unschuldig hielt.

Die moralische Überzeugung, welche ich bereits hatte, sollte bald zur Gewißheit werden. Am andern Tage nämlich meldete sich ein Mensch bei mir und wünschte mich unter vier Augen zu sprechen. Nachdem ich seine Bitte gewährt hatte, vertraute er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß er der Mitschuldige des Mörders Lemoine sei, daß er auf dem Punkte stehe, sich ins Ausland zu begeben, um seinen Kopf zu retten, wenn der Justiz etwa später eine Angabe zukäme; doch könne er Frankreich nicht ruhig verlassen, ehe er nicht den armen Gillard, der unschuldig an seiner Statt leide, gerettet und frei wisse. Nachdem ich so eine untrügliche Gewißheit in dieser Sache erlangt hatte, wagte ich es, dem König diesen Fall vorzutragen, und ihn um Gillards Begnadigung zu bitten. Seine Majestät hatten die außerordentliche Gnade, dieselbe nicht nur augenblicklich zu gewähren und Gillard's sofortige Freilassung zu befehlen, sondern dem armen unschuldig Verurtheilten auch noch eine außerordentliche Unterstützung von 300 Franken zukommen zu lassen. Der Mörder, welcher sich mir freiwillig angegeben hatte, und dessen Geheimniß ich natürlich bewahrte, entkam glücklich und lebt gegenwärtig, wie man mir wenigstens versichert, als ehrlicher Mensch im Auslande.

Wenige Stunden vor seiner Hinrichtung schrieb mir Lemoine folgenden Brief, den ich der Mittheilung für werth halte:

„Herr Appert!

In Folge der gütigen Erlaubniß, welche Sie mir heute Morgen gaben, beehre ich mich, Ihnen anbei ein an den Ge=

neral=Prokurator gerichtetes Schreiben zu übersenden. Es ist mein Wunsch, daß Sie dasselbe lesen mögen, ehe Sie es übergeben; ich werde dadurch die Genugthuung haben, daß Ihnen meine innersten Gedanken bekannt geworden sind. Ich wiederhole es Ihnen, mein Herr, man hat mich zu einem für mich ruhmvollen Tode verurtheilt, aber die Justiz hat sich gröblich über Gillard getäuscht und dessen Redlichkeit verkannt. Hätte ich mich in dem Fall befunden, einen Mord oder einen Diebstahl begehen zu wollen, so würde wahrlich nicht der ehrliche Gillard mein Mitschuldiger geworden sein. Schon bei diesem Gedanken schaudert mir. Seit funfzehn Jahren kenne ich ihn bereits und seit funfzehn Jahren — das kann ich auf mein Blut schwören, welches in wenigen Stunden fließen wird — ist Gillard stets ein unbescholtener Mensch gewesen. Noch einmal flehe ich Sie daher an, seine Begnadigung auszuwirken. Was mich anbelangt, so wünsche ich nur zu sterben, der letzte Schritt, welchen man mich auf dieser Erde thun läßt, wird der erste zum Himmel sein.

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Sie während des langen Todeskampfes, der mir bevorsteht, bei mir sehen könnte. Ach, Herr Appert, Sie haben ein so gutes, so menschenfreundliches Herz!

Genehmigen Sie die Versicherung der tiefsten Ehrfurcht, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ihr

dankbar ergebener

Lemoine."

Diese Geschichte ist ein neuer Beweis von der Nothwendigkeit, in Criminal-Prozessen nicht zu viel auf den äußern Anschein, auf die Eindrücke zu geben, welche das zufällige Zusammentreffen von Umständen auf uns hervorbringen kann.

Nach dieser etwas langen Abschweifung komme ich auf das Diner in Neuilly zurück, wo ich an meinem Tische den Henker bewirthete, durch dessen Hände im Fall der Verurtheilung der unschuldige Gillard, welcher an diesem Tage unser Koch war, umgekommen sein würde. Auf meine Gäste, denen ich bei Tische die so eben erzählte Geschichte vortrug, machte dieselbe einen außerordentlichen Eindruck. Einstimmig baten sie mich, beim Nachtisch den Koch in den Speisesaal zu rufen und mit uns Kaffee trinken zu lassen, um ihm dadurch einen Beweis zu geben, daß wir sämmtlich von seiner Unschuld überzeugt wären. Gillard war so gerührt von diesem Zeichen unsrer Achtung, daß er reichliche Thränen vergoß. Ganz eigenthümlich war die Haltung, welche die beiden Scharfrichter dem unglücklichen Koch gegenüber beobachteten. Sie sahen ihn scheu an und es schien bei seinem Anblicke der Gedanke in ihnen aufzusteigen, daß sie wohl schon könnten einen Unschuldigen hingerichtet haben.

Balsac und Alexander Dumas entwickelten in ihren Gesprächen mit Vidocq und den beiden Sansons ungemein viel Geist. Man befragte den Sohn des Scharfrichters über die Empfindungen, welche er habe, wenn er anstatt seines Vaters das furchtbare Geschäft der Hinrichtung vollzöge. „Ich bin immer sehr niedergeschlagen, sobald man mir ankündigt, daß ich meinen Vater vertreten soll. Aber sehen

Sie, es ist unsre Pflicht und dann sind es meist große Verbrecher, die wir hinrichten. Dagegen waren mein Vater und ich in Verzweiflung, als wir vor 1830 die armen jungen Leute aus La Rochelle hinrichten mußten, welche die höchste Theilnahme verdienten und deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie sich hatten verführen lassen."

Fourrier, den ich so gern hätte über sein System reden hören, sprach an diesem Tage sehr wenig und schien mit einem innerlichen Leiden zu kämpfen. Nachdem wir von Tische aufgestanden waren, hielt uns der Doktor Chapelain eine kleine Vorlesung über den animalischen Magnetismus, versetzte einen der Anwesenden in den magnetischen Schlaf und stellte während desselben Fragen an ihn, auf welche allerdings ganz merkwürdige Antworten erfolgten. Nach meinem Dafürhalten befindet sich der Magnetismus als Wissenschaft noch in der Kindheit, ebenso wie die Phrenologie, in beiden aber haben die angestellten Versuche Thatsachen geliefert, welche mit Recht die Aufmerksamkeit des Beobachters in Anspruch nehmen.

Lord Durham, der ebenfalls bei diesem zweiten Mittagessen, an welchem ich den Pariser Henker bewirthete, zugegen war, hatte auf unserm oben erwähnten Besuche den Scharfrichter Sanson, mit dessen ganzem Benehmen er sehr zufrieden war, äußerst höflich behandelt. Der Henker war über die Auszeichnung, welche ihm von Seiner Herrlichkeit zu Theil wurde, sehr entzückt. Um dem alten Lord seine Dankbarkeit auf seine Art zu erkennen zu geben, übersendete er mir die Kleidungsstücke merkwürdiger zum Tode verurtheilter Verbrecher, um sie dem Lord als Kuriosität anzubieten. Auf diese

Weise bin ich lange Zeit im Besitz der Überröcke gewesen, welche Fieschi, Lacenaire und Alibaud an hatten, als sie guillotinirt wurden. Diese Kleidungsstücke wurden mir jederzeit von einem von Sansons Henkersknechten überbracht, dem ich für jedes Geschenk dieser Art funfzehn Franken Entschädigung zahlte; denn die Kleidungsstücke der hingerichteten armen Sünder waren, wenn die Familie sie nicht gegen Entrichtung einer bestimmten Summe zurückforderte, ein den Helfershelfern des Scharfrichters gesetzlich zukommender Profit.

Wie die Regentenfamilien in Europa, so sind auch die Scharfrichterfamilien Frankreichs fast alle unter einander verschwägert; denn auch ihre Mitglieder halten streng darauf, sich stets nur ebenbürtig zu verheirathen. So ist die Familie Sanson mit dem Scharfrichter von Versailles verwandt und dieser wiederum mit dem von Lyon verschwägert. Da ihr Amt sie aus der übrigen menschlichen Gesellschaft beinahe ausstößt, so verbinden sie sich um so enger unter einander und bilden gewissermaßen eine Art von Aristokratie. Inzwischen ist das Vorurtheil doch lange nicht mehr so stark wie früher, und wenn einmal eine Scharfrichterstelle leer wird, so melden sich zu derselben Hunderte von Leuten. Sind sie, wie es sich oft ereignet, Verwandte des verstorbenen Henkers, so ermangeln sie nicht, in den Petitionen, welche sie dem Minister einreichen, die Rechte des Blutes geltend zu machen. Da es außerordentlich selten ist, daß der Sohn eines Scharfrichters sich anderweitig eine annehmliche Stellung gründen kann und daher gewöhnlich das Geschäft seines Vaters fortsetzt, so hat sich der Glaube verbreitet, daß er gesetzlich

hierzu verpflichtet wäre, was natürlicher Weise auf einem Irrthum beruht. Übrigens ist mir mehr als eine Petition von ganz ehrenwerthen Leuten zugekommen, welche mich baten, daß ich mich für sie verwenden sollte, damit sie unter der großen Zahl der Bewerber um eine Scharfrichterstelle den Vorzug erhielten.

Das Privatleben der Familie Sanson ist in sofern merkwürdig, als sie inmitten der Veränderungen, welche die Zeit rund um sie her hervorgerufen hat, noch die alte Lebensweise der Bewohner des alten Pariser Stadtviertels, welches das Marais heißt, beibehalten hat. Während man heut zu Tage in Paris zwischen 5 und 7 Uhr Abends dinirt, ißt die Scharfrichterfamilie Schlag 1 Uhr Mittag, vespert um 5 Uhr, ißt um acht Abendbrod und beschließt ihr Tagewerk mit einer Partie Piquet, an welcher natürlich nur Personen von der Familie oder der Verwandtschaft Theil nehmen. Der gegenwärtige Henker, der junge Sanson, hat zwei hübsche Töchter, die sehr musikalisch sind und eine gute Erziehung genossen zu haben scheinen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie dem herrschenden Vorurtheil gemäß, sich an Scharfrichter verheirathen, aber da sie Vermögen besitzen natürlich nur an den Henker einer der größeren Städte Frankreichs.

Die Erwähnung der besonderen Einkünfte, welche die Pariser Scharfrichterfamilie vor der Revolution genossen hat, veranlaßt mich zur theilweisen Mittheilung einer Note, die

mir Sanson über diesen und andere sein Geschäft betreffende Gegenstände überreichte, und von welcher ich das mit etwas sonderbarer Orthographie geschriebene Original noch unter meinen Papieren besitze.

Note des Pariser Scharfrichters.

Nach ziemlich mühevollen und schwierigen Untersuchungen habe ich über die von den französischen und namentlich von den Pariser Scharfrichtern erhobenen Gebühren folgendes Resultat gefunden:

Diese Einkünfte hatten in den verschiedenen Provinzen, wo sie eingeführt wurden, verschiedene Namen; in Paris hießen sie droits de navage. Es war dies eine Abgabe, welche an den Thoren der Stadt von allen Arten von Feldfrüchten und Obst erhoben wurde. Obgleich dieselbe nur gering war, lieferte sie doch in Paris eine sehr bedeutende Summe, die sich in dem Augenblicke der Abschaffung jener Steuer auf dreißig bis sechszig Tausend Franken jährlich belief. Dafür mußte der Scharfrichter aber auch für jedes Thor einen Einnehmer auf seine Kosten halten, was ihm eine Ausgabe von funfzehn bis zwanzig Tausend Franken verursachte. Obwohl diese Abgabe sehr mäßig und für den Einzelnen keinesweges drückend war, so war sie doch beim Volke außerordentlich verhaßt, und ward beständig die Gelegenheit zu Zänkereien zwischen den aus der Umgegend in die Stadt kommenden Bauern und jenen Einnehmern. Diese Streitigkeiten wurden von beiden Seiten nicht gerade mit Höflichkeit geführt. Die Bauern beehrten die Einnehmer mit dem Namen „Schinderknechte" und jene erwiederten das Kompliment auf eine angemessene

Weise; daher ist das Sprüchwort entstanden: „grob wie ein Schinderknecht.“

Zwar wurde in diesen Streitigkeiten der Scharfrichter stets von der Obrigkeit in seinem Rechte geschützt, allein die Klagen, zu denen jene Auflage Veranlassung gab, vervielfältigten sich dergestalt, daß die Behörden die ganze Sache satt bekamen und man endlich Sr. Königl. Hoheit den Herzog von Orleans, damaligen Regenten Frankreichs, zur Abschaffung dieser Abgabe vermochte. Vermittelst einer Ordonnanz des Herzogs vom 1. Oktober 1721 ward das sogenannte droit de navage abgeschafft und dem Pariser Scharfrichter ein jährlicher Gehalt von 16,000 Franken ausgesetzt, der bis zum Jahre 1725 unmittelbar vom Königlichen Schatz verabfolgt wurde. In diesem Jahre ward durch einen Beschluß des Königl. Staatsraths vom 14. Januar die Auszahlung derselben Summe auf die Kasse der Domainen und Forsten übertragen, von welcher sie auch bis zum Jahre 1793 geleistet wurde, bis der National-Convent am 13. Juni d. J. ein Gesetz erließ, durch welches die Verhältnisse der Scharfrichter neu geordnet wurden.

Die oben erwähnte Summe von 16,000 Franken findet sich auch in der Bestallung des Scharfrichters Carl Heinrich Sanson (derselbe, welcher Ludwig XVI. hinrichtete), die vom 12. August 1778 datirt ist; dieses Patent enthält außerdem das ausdrückliche Zugeständniß einzelner anderer Einkünfte und einer freien Wohnung in dem sogenannten Galgenhause. Dies letztere, auch Scharfrichterhotel genannt, ist erst im Jahre 1786 abgetragen worden.

Zu verschiedenen Malen haben die Scharfrichter vom Königl. Staatsrathe Ordonnanzen erlangt, durch welche verboten wurde, ihnen den Namen Henker beizulegen. Zuerst hat das Parlament von Rouen und zwar am 7. September 1681, einen Befehl dieses Inhalts veröffentlicht. Die zweite Ordonnanz ist vom Staatsrath am 7. Juli 1781 unterzeichnet, und die dritte hat dieselbe Behörde am 12. Januar 1781 zu Versailles in einer Sitzung erlassen, in welcher der König selbst gegenwärtig war.

Der Brief, welcher den Scharfrichter einladet, den ersten Versuch der Enthauptungsmaschine (das Wort Guillotine habe ich Sanson, ich weiß nicht aus welchem Grunde, niemals brauchen hören) in dem Gefängniß von Bicêtre beizuwohnen, ist vom 16. April 1792 datirt und das erste Individuum, welches damit vom Leben zum Tode gebracht worden ist, muß noch in demselben Monat oder in dem folgenden hingerichtet worden sein. Jenes Einladungsschreiben ist mit dem Namen des in der Geschichte der Revolution bekannten Roederer unterzeichnet.

Die erste Enthauptung auf dem Platz der Barriere St. Jacques (dem jetzt gewöhnlichen Orte der Hinrichtungen) fand am 3. Februar 1832 Statt.

VIII.

Einige Nachrichten über den bekannten Vidocq. — Aus seiner Jugendgeschichte. — Vidocq macht im Gefängniß Bekanntschaft mit Verbrechern. — Entspringt aus dem Kerker. — Wird für die Sicherheitspolizei gewonnen. — Seine besondern Anlagen für diese Beschäftigung. — Vidocq's Erkundigungsbureau. — Edles Benehmen des ehemaligen Chefs der geheimen Polizei. — Ein Besuch des Zuges nach der Courtille in Vidocq's Begleitung.

Der ehemalige Chef der geheimen Pariser Sicherheits-Polizei, Vidocq, der auch bei dem vorhin geschilderten Diner zugegen war, und zu dem ich überhaupt in mannigfachen Beziehungen gestanden habe, ist so außerordentlich bekannt, daß er wohl in diesen Denkwürdigkeiten eine besondere Erwähnung verdient. Die Mittheilungen, welche ich über diesen merkwürdigen Menschen zu machen im Stande bin und bei denen ich mit der größten Unparteilichkeit verfahren werde, mögen hier ihre Stelle finden.

In Arras etwa zwanzig Jahre vor dem Ausbruch der ersten Revolution geboren, gefiel sich der junge Vidocq keinesweges bei dem Geschäfte eines Bäckers, zu welchem ihn sein Vater bestimmt hatte. Frühzeitig verließ er das väterliche Haus und trat freiwillig in ein Regiment ein. Er machte die ersten Feldzüge der Republik unter dem General Du-

Dumouriez mit, wollte dann aber, nachdem er einige Jugendstreiche verübt hatte, mit Hülfe eines falschen Passes in seine Heimath zurückkehren. Allein der Betrug ward entdeckt und Vidocq zu einigen Jahren Zuchthaus verurtheilt. Im Gefängniß zu Bicêtre machte er mit Übelthätern von Profession Bekanntschaft, welche ihn bald anlernten. Vidocq besaß einen scharfen Verstand, eine lebhafte Einbildungskraft und eine ungewöhnliche Körperstärke. Diese drei Eigenschaften erzeugten in ihm das Bedürfniß einer außerordentlichen Thätigkeit, die er, da sich ihm für den Augenblick keine andere Laufbahn darbot, nur im Schlechten entwickeln konnte. Er entsprang aus dem Gefängniß, zeigte bald in seinen Unternehmungen grenzenlose Verwegenheit und überließ sich, leichtsinnig und zu Ausschweifungen geneigt, blind seinen Leidenschaften. Nach einiger Zeit erbot er sich, der Sicherheits-Polizei, welche damals erst im Entstehen und besonders in Bezug auf die Überwachung gefährlicher Menschen noch in der Kindheit war, wichtige Dienste zu leisten, wenn man ihm seine Entweichung verzeihen wolle. Der gegenwärtige Großkanzler und Präsident der Pairskammer, Herzog Pasquier, welcher in jener Zeit Polizei-Präfekt war, hatte Scharfblick genug, Vidocq's ungewöhnliche Eigenschaften zu durchschauen; man begnadigte ihn und machte ihn zum Chef einer eigenen Polizei-Brigade, die im Publikum gemeiniglich den Namen der „Bande Vidocq's" führte.

Aus seinen Schriften ist zur Genüge bekannt, wie viel wirkliche Dienste dieser in der That außerordentliche Mensch durch seine Verbindungen mit großen Verbrechern der mensch-

lichen Gesellschaft erwiesen hat. So sehr ich auch die Nothwendigkeit beklage, in welcher die Polizei ist, Spitzbuben zu besolden, um andere Spitzbuben bewachen oder nöthigen Falls festnehmen zu können, so sehe ich doch ein, daß das Resultat dieser Art von Polizei meist bei Weitem wirksamer ist, als die Aufsicht, welche man moralisch unbescholtenen Personen überträgt. Es ist dies der schwierigste Punkt der geheimen Sicherheits-Polizei; aber welcher ehrliche Mensch würde, wenn er das Personal durchmustert, das man gewöhnlich dazu zu verwenden pflegt, sich dazu hergeben, solche Funktionen mit zu übernehmen!

Ohne allen Zweifel ist Vidocq der zu diesem Amte fähigste Mensch gewesen, den man hätte finden können. Merkwürdig ist, daß, wenn man alle Vortheile seines Geistes und seiner Pfiffigkeit haben will, ihm die Leute, welche ihn gebrauchen, vollständiges Vertrauen und selbst Achtung zeigen müssen. Dabei liegt bei aller Verschmitztheit in seinem Charakter etwas Offenes und Menschenfreundliches. Ich besitze von ihm eine große Anzahl von Briefen, die er einzig und allein zu wohlthätigen Zwecken geschrieben hat und in welchen er um Unterstützungen für brave und arme Familien nachsucht. Ich weiß sogar, daß er in Erwartung meiner Antwort mehr als einmal Wohlthaten aus seinem eigenen Beutel gespendet hat. Vidocq hatte in St. Mandé-Vincennes eine Papiermühle errichtet, in der Absicht, freigelassenen Sträflingen Beschäftigung zu geben. Allein die Regierung, welche nur solche Unternehmungen unterstützt, die im Kopfe ihrer Bureaubeamten entsprungen sind, that nicht

nur Nichts für diese sehr nützliche Anstalt, sondern betrachtete dieselbe stets mit einer Art von Eifersucht, so daß ihr Gründer sie ebenso wie ich meine zu einem ähnlichen Zwecke errichtete Kolonie aufgeben mußte.

Nachdem Vidocq seines Amtes als Chef der Sicherheitspolizei entlassen war, gründete er ein allgemeines Erkundigungs- und Geschäftsbureau, wo Banquiers und Kaufleuten, besonders Fremden gegen ein jährliches Abonnement von 20 Franken über die Leute, welche ihnen anboten, Geschäfte zu machen, Nachrichten ertheilt wurden. Die Personen, welche in Paris bestohlen wurden — und ihrer ist jederzeit eine große Menge — suchten Vidocq auf, der gegen eine mäßige Vergütigung, den Dieben auf die Spur zu kommen und den Leuten wieder zu ihrem Eigenthum zu verhelfen suchte. Aber auch diese Thätigkeit erregte die Eifersucht der offiziellen Polizei, welche wüthend darüber war, die ihr angezeigten Diebe nicht eben so schnell durch ihre Vigilanten entdecken zu können, als es Vidocq durch seine Privatspione zu thun im Stande war. Man machte dem Unternehmer des Bureaus einen Prozeß und steckte ihn ins Gefängniß; allein er ward freigesprochen und sein Erkundigungsbureau ist in einer größeren Blüthe als je.

Unter Andern war Vidocq auch Liebhaber schöner Gemälde und besaß eine ziemlich hübsche Gallerie. Hierdurch, wie durch andere Ausgaben, wozu, wie ich versichern kann, auch Werke der Wohlthätigkeit gehörten, zerrütteten sich seine Vermögensumstände immer mehr, so daß ihn jederzeit eine Menge Gläubiger drückten. Von seinem Wohlthätigkeits-

sinn führe ich hier nur einen Zug an, der zu meiner Kenntniß gelangt ist.

Vidocq bekam einmal einen Wechsel von 300 Franken zu discontiren. Derselbe war von einem Manne ausgestellt, welcher aus übergroßer Gefälligkeit gegen seine Freunde in eine so üble Lage gebracht war, daß er, wie Vidocq wußte, sich außer Stande sah, den Wechsel an dem Tage, wo er fällig war, zu bezahlen. Er hatte die Großmuth, als das Papier wirklich protestirt wurde, keine gerichtlichen Verfolgungen gegen den Unterzeichner anzuwenden und dabei sich gegen denselben eben so ergeben wie früher zu zeigen, während ihn Andere, die sich früher seine Freunde nannten, überall verläumdeten und schlecht von ihm redeten, seitdem das Glück von ihm gewichen war.

Vidocq's letztes Werk, „die wahren Pariser Geheimnisse" enthält leider eine nur zu sehr der Wirklichkeit nahe kommende Sittenschilderung der Hauptstadt Frankreichs. Namentlich erinnere ich mich, den Haupthelden seines Buches, Salvador, im Bagno gesehen und aus seinem Munde die allerfurchtbarsten Geschichten gehört zu haben.

Schon lange neugierig, den berüchtigten „Zug nach der Courtille," das Ende der Pariser Karnevalfreuden in der Fastnacht zu sehen, begab ich mich einst in Vidocq's Begleitung dahin. Ich muß bekennen, daß ich, der schon so manches Widerwärtige und Scheusliche auf meinen Besuchen der Gefängnisse gesehen habe, niemals ein gemeineres Schauspiel erblickte. Wir begaben uns in alle berüchtigten Wirthshäuser des Ortes: in den „Wilden," „den großen Sieger"

und andre, wo wir, um uns von den andern Gästen nicht zu unterscheiden, ein Stück Kalbfleisch und eine Flasche Bier kauften und es selbst in den Saal trugen, der mit der allersaubersten Gesellschaft von der Welt angefüllt war. Diebe und öffentliche Dirnen, Kinder jedes Alters, welche in vollkommen trunkenem Zustande Karten spielten, waren daselbst in großer Anzahl versammelt. Kaum hatten wir uns niedergesetzt, als sich einige weibliche und männliche Spitzbuben neben uns setzten und Vidocq mit den Worten anredeten: „Nun Papa Jules, wie gehts denn, nicht wahr, wir kennen uns schon ziemlich lange? Hier laßt uns mal anstoßen, Ihr habt uns zwar oft genug ins Loch schmeißen lassen, aber wir sind Euch doch recht gut, wenn wir wieder raus sind!"

Die Scene, der ich hier beiwohnte, war in der That eine der widerwärtigsten, welche ich erlebt habe. Tänze, von unanständigen Bewegungen und Geberden begleitet, machten mit schmutzigen Redensarten das Vergnügen dieses Balls aus, für den der Arme seine ganze Habe auf die Pfandleihe zu tragen pflegt. Der Anblick, welcher sich hier darbot, gab dem Beobachter der Sitten der unteren Volksklassen nur zu viel Stoff zu ernster Betrachtung. Auf mich machte diese Scene den tiefsten Eindruck und ich verließ das Wirthshaus mit Bedauern, diese armen Menschen ein solches Leben führen, sie ihre Vergnügungen und Erholungen in so gemeinen und niedrigen Ausschweifungen finden zu sehen.

Allein wir dürfen nicht vergessen, daß nicht diese Unglücklichen schuldig sind an der Erniedrigung und Gemeinheit, in welcher sie sich befinden. Die Pflicht der Regierung, die

Pflicht der sogenannten höheren Gesellschaft ist es, das Volk durch Unterricht und Erziehung zu einer höheren Stufe von Bildung zu erheben und den moralischen Zustand ihrer ärmeren Mitmenschen zu bessern. Nicht der Kranke, der an einer Wunde leidet, sondern der Arzt, welcher ihm helfen könnte und es versäumt, verdient Tadel. Die Großen und Reichen dieser Erde, diejenigen, welche den Vorzug der Bildung besitzen, haben mit diesen Vortheilen zugleich die Pflicht, ihren weniger glücklichen Mitmenschen eine heilige Schuld abzuzahlen, indem sie Unterricht durch Wort und Beispiel unter ihnen zu verbreiten suchen.

IX.

Louis Blancs Geschichte der zehn Jahre. — Ergänzungen und Berichtigungen zu einigen in diesem Werke erzählten Thatsachen und aufgestellten Ansichten. — Der politische Standpunkt des Verfassers jenes Buches. — Einige Worte über die Hinrichtung des Marschalls Ney, bei der ich Zeuge gewesen. — Die Mitglieder der Charbonnerie. — Herr von Martignac. — Das Benehmen Casimir Periers, Lafitte's und anderer während der drei Tage. — Die Minister Karls des Zehnten im Gefängniß. — Lakonische Rede des „hölzernen Beines von Vincennes“ an das Volk. — Ein ungerechter Vorwurf gegen Ludwig Philipp.

Die Loyalität und Gesinnungstüchtigkeit, mit welcher Louis Blanc seine „Geschichte der zehn Jahre“ verfaßt hat, wird Niemand verkennen. Allein diese Eigenschaften genügen nicht immer, um ein getreues, der Wahrheit vollständig entsprechendes Bild von den Ereignissen der Gegenwart zu entwerfen. Selten steht ein gleichzeitiger Schriftsteller auf dem Standpunkt, von welchem er die verschiedenen Parteien und ihre Handlungen ungetrübt zu betrachten und richtig zu beurtheilen vermag. So wie bei einem Ölgemälde der Glanz der Farben den Betrachter zwingt, sich erst eine bestimmte Stelle zu suchen, von wo aus er allein den vollständigen und reinen Genuß des Kunstwerkes hat, ebenso sind die politischen

Handlungen und Begebenheiten mit einer Art von Firniß bedeckt, welcher den Blick verwirrt und eine klare Anschauung ihres Ganges, eine richtige Beurtheilung der in ihnen handelnden Personen erschwert. Jedenfalls verdient ein so ausgezeichneter Schriftsteller, wie Louis Blanc, der von edlen Gesinnungen und von Liebe zur Freiheit beseelt, dessen Herz mit Begeisterung und Patriotismus erfüllt ist, immer einen hohen Grad von Vertrauen. Wie viel Einzelheiten seines Buches auch bestritten, widerlegt, berichtigt werden mögen, immer wird an dem Werke noch Wahres und Nützliches genug bleiben, um Achtung vor dem Verfasser zu erwecken und ein genaueres Studium seines Werkes jedem Geschichtsschreiber der Zeit zur Pflicht zu machen.

Es kann nicht die Absicht des Verfassers dieser Erinnerungen sein, hier eine eigentliche Kritik des genannten Buches liefern zu wollen. Allein es scheint ihm dem Zwecke der Veröffentlichung seiner Denkwürdigkeiten entsprechend, einzelne Punkte dieses interessanten Geschichtswerkes näher zu beleuchten und dabei zu versuchen, gewisse Ansichten Louis Blancs über Personen, Ereignisse und Zustände aus eigner Anschauung zu berichtigen oder durch irgend eine neue Mittheilung zu bestätigen. Zugleich wird ihm diese Art von Durchsicht der Geschichte der zehn Jahre eine passende Gelegenheit bieten, hier und da Etwas aus seinen Erlebnissen nachzuholen, das seinem Gedächtniß bei der Aufzeichnung derselben entschlüpft war.

Gleich bei den ersten Worten, durch welche der Autor den Standpunkt angiebt, von welchem aus er sein Werk unternommen, müssen wir uns eine Bemerkung erlauben.

„Die Sache der Adligen, der Reichen, der Glücklichen ist nicht die, welcher ich diene,“ sind Louis Blancs eigne Worte, „ich gehöre meiner Überzeugung nach einer Partei an, welche Fehler begangen hat, die sie schwer büßen mußte, aber ich bin in diese Partei erst am folgenden Tage nach ihrer letzten Niederlage eingetreten.“ Hier vergißt der Verfasser sogleich, daß jede Neigung Theilnahme voraussetzt und daß in eine Partei nach ihrer letzten Niederlage eintreten, so viel heißt, als beim Wiedererwachen dieser Partei interessirt sein. Außerdem giebt derjenige, welcher ausdrücklich erklärt, daß er nicht der Sache der Adligen und Reichen dienen will, schon mit diesen Worten ein Zeichen der Parteilichkeit; denn der Geschichtsschreiber soll jeder Sache dienen, die gerecht und moralisch ist.

In der Einleitung, in welcher dem Leser ein Überblick über die Hauptereignisse, welche der Julirevolution vorangingen, gegeben wird, kommt der Verfasser auch auf die mißglückte Vertheidigung von Paris im Jahre **1814** zu sprechen und nimmt davon Gelegenheit, die Bourgeoisie heftig anzugreifen. Ich, der ich damals in Paris war, kann versichern, daß es weder dem Volke noch der Bourgeoisie in jener bedrängten Zeit an Muth gemangelt hat und daß nicht sie, sondern die Großen und Reichen die Einnahme der Hauptstadt verschulden. Die Abreise der Kaiserin mit dem König von Rom, der Brüder des Kaisers, der Abfall und die Feigheit der Senatoren haben uns den Verbündeten in die Hände geliefert. Nicht dem Mangel an Mauern, sondern dem Mangel an Muth und Treue der Großen ist die Kapitulation zu-

zuschreiben. Truppen, Kanonen und Munition waren in genügender Masse vorhanden, daß ein muthiger Anführer, der den Widerstand bis zur Verzweiflung getrieben hätte, sich den Fremden, welche darauf nicht gefaßt waren, und einen Aufstand der umliegenden Departements fürchteten, mit Erfolg widersetzen und ihnen jeden Rückzug abschneiden konnte.

Die in Louis Blancs Werke enthaltene Erzählung von der Hinrichtung des Marschalls Ney erinnert mich daran, daß ich durch einen merkwürdigen Zufall dieser schaudervollen Scene beigewohnt habe, gerade als ich ihr zu entgehen meinte. Ich ging gegen 9 Uhr auf dem Platze des Observatoire spazieren, wo ein Piquet Soldaten hielt. Das Gitter des dem Palast Luxembourg umgebenden Gartens war geschlossen. Plötzlich that sich dasselbe auf und ich sah einen Fiaker daraus hervorfahren. Da ich wußte, daß durch diesen Theil des Gartens niemals ein Wagen fahren durfte, so ward ich aufmerksam und eine geheime Vorahnung sagte mir, daß hier etwas Außerordentliches vorgehen `würde. Ich sah, wie der Fiaker still hielt und wie zwei Offiziere und zwei bürgerlich gekleidete Männer, von denen der eine das Aussehen eines Geistlichen hatte, herausstiegen. Der erste der beiden Männer, der einen blauen Frack trug, sprach einige Worte zu dem Befehlshaber des auf dem Platze aufgestellten Piquets, ging darauf nach der Gartenmauer zu und ich sah mit Schaudern die Soldaten auf ihn anlegen. In diesem Augenblick dachte ich an den Marschall Ney, mit Entsetzen ward mir klar, daß er hier in der Stille erschossen werden sollte, und wie von einem panischen Schrecken ergriffen, begab ich mich auf die

Flucht nach den auswärtigen Boulevards zu. Kaum hatte ich jedoch einige Schritte gethan, als ich die mörderische Salve hörte, die mir noch heute, nach so vielen Jahren, in den Ohren gellt.

Mit einer außerordentlichen Genauigkeit und einem bewunderungswürdigen Talent giebt Louis Blanc eine Schilderung der Ereignisse, welche diesem Morde folgten, den man mit Recht den ersten Schritt zum Fall der Bourbonen nennen kann. Im weiteren Verlauf seiner Geschichte spricht der Verfasser mit Energie und dem Abscheu, welche ihm diese Thaten einflößen, von der Hinrichtung der Verschwörer Berton, Caron und der jungen Leute von La Rochelle. Dabei fällt mir ein, daß einer von diesen letzteren, Raoulx, der ehemalige General-Monitor einer von mir eingerichteten Lancasterschule, von dem ich schon früher gesprochen, nicht wagte, an mich zu schreiben, aus Furcht, mich zu compromittiren; weil er erfuhr, daß auch ich damals mich wegen jener früher erzählten Entweichung im Gefängniß befand. Allein er ist nicht gestorben, ohne meiner zu gedenken und mir noch ein Lebewohl, einen letzten Gruß sagen zu wollen. Lange Jahre nach seiner Hinrichtung ist mir derselbe richtig zugekommen. Nach jenem Diner nämlich, von welchem ich oben gesprochen, gestand mir der Scharfrichter Sanson, daß ihn der Unglückliche noch auf dem Schaffot damit beauftragt habe. „Ich wagte es Ihnen nur nicht zu sagen," setzte er hinzu, „aber seitdem Sie die Gefängnisse besuchen, tragen mir fast alle Leute, die ich hinrichte auf, Ihnen ein ehrfurchtsvolles und ewiges Lebewohl zu überbringen."

Unter den Leuten, welche zu der unter dem Namen der Charbonnerie berühmt gewordenen Verschwörung gehörten, führt Louis Blanc auch die Herren Barthe und Merilhou auf. Von dem ersteren kann ich es bestätigen, ebenso von Herrn Vivien, der kurz vor **1830**, wo ich ihn in Amiens bei Gelegenheit einer Reise in philanthropischen Zwecken besuchte, noch Nichts als ein Advokat war, aber ebenso wie Herr Barthe zu den geheimen Verschwörungen gehörte. Beide äußerten gegen mich damals ganz ungemein liberale Ansichten, welche mir in manchen Punkten sogar etwas zu weit zu gehen schienen. Seitdem sind sowohl Herr Barthe als Herr Vivien Justizminister und Großsiegelbewahrer gewesen und sind heut zu Tage wohl nicht mehr Mitglieder einer geheimen Gesellschaft.

Über alle Ereignisse, welche seit dem Tode Ludwig des Achtzehnten bis zum Ministerium Martignac erfolgten, denke ich durchaus wie der Verfasser der Geschichte der zehn Jahre. Jener Staatsmann, den ich, vom Dauphin dazu aufgefordert, besuchte, war von einer Höflichkeit, welche zu der Grobheit seines Vorgängers, des Grafen von Corbière, einen sehr angenehmen Gegensatz bildete. Herr von Martignac war ein Mann von feinem und klarem Verstande, er war dem Fortschritte zugethan und hatte gediegene, über das Gewöhnliche hinausgehende Ansichten, die er in einer eleganten Sprache vorzutragen wußte. Sein aufrichtiger Wunsch, eine Versöhnung zwischen der Regierung und den Parteien zu vermitteln, sein bestimmter Wille, alle Ungerechtigkeiten wieder

gut zu machen, hätten diesen Minister dem Königthume kostbare Dienste leisten lassen, wäre dasselbe von dem schlechten Einflusse der Höflinge und der hohen Geistlichkeit frei gewesen.

Indem der Verfasser der Geschichte der zehn Jahre von dem am 25. Juni im Schlosse zu St. Leu stattgehabten Feste spricht, meint er, daß die Stunden daselbst (ohne Zweifel in Erwartung der Ordonnanzen) von der Familie Orleans und dem Herzog von Bourbon in Jubel und Freude verbracht wurden. Ich kann versichern, daß dies ein gewaltiger Irrthum ist, daß im Gegentheil seit mehreren Tagen die Familie Orleans in der höchsten Unruhe über die berüchtigten Ordonnanzen war, zumal, da die in einer ehrfurchtsvollen Sprache vorgetragenen besonnenen Einwendungen, welche Ludwig Philipp, als erster Prinz von Geblüt, Karl dem Zehnten darüber gemacht hatte, von dem alten Könige in seiner Verblendung sehr übel aufgenommen worden waren. Auch der Prinz von Condé befand sich in einer ebenso großen Unruhe als die Mitglieder der Familie Orleans, und wenn er dieselbe nicht zeigte, so hatte dies seinen Grund in der bei Hofe gebräuchlichen Sitte, bis zum letzten Augenblick seine Gedanken zu verbergen, wenn das Oberhaupt der Familie einmal seinen Willen geäußert hat.

Was Louis Blanc von dem Benehmen Casimir Periers und Dupins sagt, beruht, glaube ich, ebenfalls auf einem Irrthum, wenngleich auch ich die Überzeugung habe, daß diese beiden ernsten und von Jugendhitze freien Männer glaubten, es sei möglich, die Charte wieder herzustellen, ohne

das Königthum zu stürzen, da gerade die Charte das Oberhaupt des Staates für heilig und unverletzlich erklärte. Auch gegen Herrn Lafitte und den Dichter Beranger finde ich Louis Blanc ungerecht. Nachdem er erzählt hat, daß der Sekretair Oudard von Herrn Lafitte zum Herzog von Orleans geschickt wurde, setzt er die Worte hinzu: „Und mit diesem Schritte beginnt eine Reihe von Intriguen.“ Diesen Ausdruck finde ich durchaus unpassend auf Schritte angewendet, die zu ihrem ersten Zweck ohne allen Zweifel den wahren Nutzen des Vaterlandes hatten. Herr Lafitte intriguirte nicht, aber er sah klar ein, daß es bei den vorliegenden Verhältnissen keine andere Möglichkeit gab, als den Herzog von Orleans auf den Thron zu berufen. Übrigens beweist Alles, was der Verfasser der Geschichte der zehn Jahre selbst über die von der öffentlichen Meinung in jener Zeit am Höchsten gestellten Personen denkt, daß es den Herren Lafayette, Dupon (de l'Eure), Odilon Barrot, Dupin, Herzog von Choiseul u. s. w., selbst wenn man sie hätte alle zusammen ernennen können, durchaus nicht gelingen konnte, eine dauerhafte Regierung zu bilden, und daß die Republik bei einer solchen Lage der Dinge Nichts als ein Traum gewesen wäre. Mit noch stärkerer Überzeugung muß ich es wiederholen, seitdem ich Louis Blancs Geschichte studirt habe, daß im Jahre **1830** die Berufung des Herzogs von Orleans auf den Thron zur Wiederherstellung der Ordnung im Innern und der freundschaftlichen Verhältnisse zu den auswärtigen Staaten eine unumgängliche Nothwendigkeit war.

Der arme Dichter Beranger kommt bei Louis Blanc

nicht besser weg, als Herr Lafitte. „Er hat nicht begriffen," sagt unser Geschichtsschreiber, „daß in einer Volksbewegung, die das Oberste zu unterst kehrte, durch Energie Alles zu erreichen ist u. s. w."

Ohne Zweifel ist inmitten einer so fieberhaften Aufregung Alles möglich, aber das ist kein Grund für die Leute, welche ihren Verstand behalten haben, sich in einen Kampf ohne irgend eine Hoffnung auf Sieg einzulassen. So sehr sich der Verfasser der Geschichte der zehn Jahre auch drehen und wenden mag, um einer gewissen Partei die Hand zu reichen, er wird nie im Stande sein zu beweisen, daß es derselben im Jahre **1830** möglich war, eine Regierung zu Stande zu bringen, welche Frankreich auch nur **24** Stunden hätte beherrschen können.

Die letzten Scenen, welche sich im Palaste St. Cloud zutrugen, die berüchtigte Whistpartie und die Zusammenkunft des Dauphin mit dem Herzog von Mortemart werden von Louis Blanc mit großer Genauigkeit erzählt. Die letztere Zusammenkunft hat mir mein Freund, der Hauptmann Peney, welcher bei der Leibgarde der sogenannten „Hundert-Schweizer" stand, ebenfalls erzählt und hinzugefügt: „Von jenem Augenblicke an hat der Herzog von Mortemart die Ansicht gehabt, daß allein die Thronbesteigung Ludwig Philipps Frankreich vor einem Bürgerkriege und vor einem neuen Einfall der Fremden bewahren konnte." Dieser Herr Peney und Oudard waren es, welche den Herzog von Mortemart holten, ganz im Geheimen in das Schlafgemach des Dauphin führten und während der langen Unterredung, welche

der Herzog mit dem Prinzen hatte, in dem anstoßenden Zimmer warteten.

Bei Schilderung des Julikampfes spricht Louis Blanc von einem muthigen Knaben, welcher die Kühnheit hatte, zuerst auf den Louvre zu steigen. Dieser Junge hieß Petit-père. Er empfing einen Säbelhieb von einem Schweizer, in Folge dessen er lange im Hospital gelegen hat. Als er aus demselben entlassen war, beauftragte mich die Königin, das Lehrgeld bei seinem Meister und seine Beköstigung zu bezahlen. Später bekam er das Julikreuz und erhielt eine Pension von der Regierung.

Wenn der Verfasser der Geschichte der zehn Jahre im weiteren Verfolg seiner Erzählung behauptet, daß der Herzog von Choiseul von Schrecken ergriffen wurde, als er erfuhr, daß sein Name unter dem von der Regierungskommission erlassenen Aufruf stände und er ohne sein Wissen Frankreich regieren helfe, so beruht dies ebenfalls auf einem vollständigen Irrthum. Ich habe jenen Hergang am Ende des ersten Bandes dieser Erinnerungen der Wahrheit gemäß erzählt, und kann hier nur wiederholen, daß der edle Herzog zu patriotisch und stolz, seine Gesinnung zu ächt französisch war, als daß er den mindesten Anstand hätte nehmen sollen, sein Leben aufs Spiel zu setzen, wenn dies Opfer seinem Vaterlande hätte von Nutzen sein können.

Ich komme in dem vorliegenden Geschichtswerke jetzt auf die Festnahme und den Prozeß der Minister Karls des Zehnten, welche die verhängnißvollen Ordonnanzen unterzeichnet hatten. Sie wurden nach dem festen Schloß Vincennes

cennes abgeführt, dessen Kommandant der damals mir sehr befreundete General Daumesnil war. Derselbe hat, wie ich versichern kann, jene Staatsgefangenen stets mit der größten Zartheit und Aufmerksamkeit behandelte. Er ließ mich vorher die Zimmer besichtigen, welche sie bewohnen sollten, und ich selbst habe zusammen mit dem General die nöthigen Maßregeln getroffen, dies Gefängniß so erträglich als möglich zu machen. Ebenso habe ich auch im Luxembourg die Gemächer besucht, welche diesen angeklagten Staatsmännern während ihres Prozesses zur Wohnung dienen sollten und kann bezeugen, daß alle Anforderungen der Menschlichkeit, sowie sie sich mit dem sicheren Gewahrsam der Gefangenen irgend vereinigen ließen, auch in jenem Gefängnisse getroffen wurden. Persönlich war mir unter den festgenommenen Ministern nur Herr Peyronnet bekannt. Derselbe hatte zur Zeit seiner Macht mehr als einmal, wie ich schon oben erzählt habe, meinen Bitten um Begnadigung verurtheilter Verbrecher nachgegeben, und dieser Umstand war ein Grund mehr für mich, seine und seiner Unglücksgefährten Lage während ihrer Gefangenschaft, so viel in meinen Kräften stand, zu erleichtern. Daß übrigens der General Daumesnil, welcher durch seine bekannte, im Jahre 1814 den Verbündeten bei Aufforderung zur Übergabe gegebene Antwort eine außerordentliche Popularität genoß und von dem Volke nicht anders, als das hölzerne Bein von Vincennes genannt wurde, gerade der Mann dazu war, die gefangenen Minister gegen Jedweden zu schützen, läßt sich aus folgendem Vorfall, den er mir selbst erzählt hat, begreifen. Nicht lange, nachdem diese Staatsgefangenen in dem

festen Schlosse angelangt waren, stürmte ein wüthender, von höhergestellten Aufwieglern geleiteter Volkshaufe vor die Festung und forderte mit wildem Geschrei die Minister. Da trat der alte General vor und sprach also zu dem versammelten Volke: „Meine lieben Freunde, seit der Antwort, die ich einmal den Verbündeten gegeben habe, wißt ihr, ob ich mein Wort halte! Hört also, wenn ihr nicht auf der Stelle macht, daß ihr wegkommt, so schwöre ich euch bei meinem hölzernen Beine, daß ich euch sammt und sonders in die Luft sprenge!"

Diese lakonische Rede des alten Soldaten hatte den gewünschten Erfolg. Die Aufwiegler aus den höheren Ständen, die sich in dem Haufen befanden, machten sich schleunigst aus dem Staube und auch das Volk zerstreute sich mit dem lauten Ruf: „Daumesnil, das hölzerne Bein soll leben!"

Überhaupt glaube ich, daß der grausame Wunsch, die Köpfe der Minister auf dem Schaffot fallen zu sehen, niemals im Herzen der Leute aus dem eigentlichen Volke existirt hat, und daß die wüthenden Haufen, welche erst vor Vincennes, und dann am Luxembourg während des Prozesses das Blut der Unterzeichner der Juliordonnanzen forderten, durchaus nur von Aufwieglern, welche die Ruhe stören wollten, verleitet waren.

L. Blanc scheint dem Könige Ludwig Philipp einen Vorwurf daraus zu machen, um das Schicksal der festgenommenen Minister schmerzlich besorgt gewesen zu sein, und will diese Theilnahme durchaus nur politischen Beweggründen zuschreiben. Ich glaube, daß er sich darin gewaltig irrt; denn schon vor 1830 hat der Herzog von Orleans gegen mich

in mehr, als einem Gespräche, dieselben menschlichen Ansichten und Gefühle, welche er bei dieser Gelegenheit in Anwendung bringen wollte, geäußert. Jedenfalls hat der Verfasser unsres Buches nach meinem Dafürhalten Unrecht, die Abneigung des Königs, Todesurtheile vollstrecken zu lassen, eine übertriebene Gutmüthigkeit zu nennen.

X.

Fortsetzung der Bemerkungen und Zusätze zu Louis Blanc's Geschichte der zehn Jahre. — Die Cholera in Paris. — Edle Handlung eines armen Handwerkers. — Irrige Ansicht L. Blanc's über Ludwig Philipp. — Die gegen den König gerichteten Mordversuche. — Die Höllenmaschine. — Fieschi's Lebensrettung. — Die Gefangenschaft der Herzogin von Berry in Blaye. — Reisen der Söhne Ludwig Philipps nach Deutschland. — Berichtigung eines falschen Urtheils L. Blanc's über den jungen Herzog von Orleans.

In den folgenden Abschnitten der Geschichte der zehn Jahre, welche die Ereignisse nach 1830 behandeln, habe ich zunächst bei Erwähnung der Verheerungen, die von der Cholera in Paris angerichtet wurden, eine Bemerkung zu machen. Unser Geschichtsschreiber, welcher sich in eine weitläuftige Untersuchung über die nach seiner Ansicht viel zu hohe Civilliste Ludwig Philipps einläßt, vergißt von den außerordentlichen Wohlthaten zu sprechen, welche die Königliche Familie in jener Zeit nach allen Seiten, namentlich an Wittwen und Waisen spendete, die durch jene Seuche ihrer Ernährer und Versorger beraubt worden waren. Ich kann versichern, daß sowohl der König als auch die Königin sich mit der größten Mildthätigkeit mit dem Unglücke dieser armen Verlassenen beschäftigten und dasselbe, so viel in ihren Kräften stand, zu

mildern suchten. Mehr als 500,000 Franken sind von der Familie Orleans, während der Zeit, wo diese Art von Pest die Hauptstadt heimsuchte, ausschließlich zu dem oben bezeichneten Zwecke verwendet worden. Außerdem wurde eine große Anzahl von Unterstützungen in Naturalien, namentlich an Wäsche und Bettdecken unter die Armen vertheilt. Besonders ließen es sich die Königin mit Ludwig Philipps Schwester angelegen sein, den Eifer der Direktoren in den Hospitälern und der Ärzte anzuspornen. Die Zahl der Bittschriften, welche Ihre Majestät und Ihre Königliche Hoheit in jener Zeit empfingen, belief sich täglich auf mehr als vierhundert. Mir wurden eine solche Masse von Aufträgen ertheilt, so viele Befehle zur Unterstützung Hülfsbedürftiger gegeben, daß ich selbst in Folge jener Anstrengungen krank wurde. So lange meine Gesundheit es mir erlaubte, besuchte ich täglich wenigstens eins der Pariser Gefängnisse, in welchen die Sterblichkeit ganz ungeheuer war. Besonders erinnere ich mich, daß ich in der „Force“, wo der brave Doktor Jacquenin sich die größte Mühe gab, so viel Unglückliche als möglich zu retten, ein furchtbares Gemälde vor Augen hatte, als ich durch die Säle des Lazareths ging, welche die Kranken gar nicht mehr zu fassen vermochten. Als ich eines Tages trotz der wiederholten Warnungen der Wärter an alle Betten herantrat und mit so vielen Leidenden als möglich sprechen wollte, rief mir ein Sterbender, der mich erkannte zu: „Herr Appert, fliehen Sie diese Wohnung des Todes, verweilen Sie nicht länger in unsrer Mitte und erhalten Sie Ihr Leben für die übrigen Gefangenen.“ Ich faßte die schon kalten Hände des

Sterbenden und sagte zu ihm: „Mein Freund, wo der Mensch seine Pflicht thut, da wacht der Allmächtige über ihn!“ Diese Antwort schien einen sichtlichen Eindruck auf den sterbenden Verbrecher zu machen, ich sah noch eine Thräne in seinen Augen glänzen, und er verschied nach wenigen Sekunden! Wahrlich ich weiß nicht, welch ein inneres Vertrauen mich mit Muth beseelte und jeden Gedanken an Furcht aus meiner Seele verbannte. Nie in meinem Leben bin ich muthiger gewesen, als in der Mitte dieser Unglücklichen und um Nichts auf der Welt hätte ich diesen Besuchen entsagen mögen, welche ein wahrer Trost für mich waren.

Da ich einmal von der Cholera spreche, so kann ich mich nicht enthalten, unter den unzähligen Handlungen von der Wohlthätigkeit, welche mir aus dieser Zeit von armen Familien bekannt sind, wenigstens eine anzuführen.

Ein armer Handwerker, der in einem der bevölkertsten Viertel in Paris wohnte, sah in weniger als 14 Tagen um sich her alle seine Nachbarn, Männer und Frauen, Greise und Kinder sterben. Nur ein kleiner Knabe, dessen Pathe unser Handwerker war, überlebte seine Eltern und Geschwister, und ward sofort von ihm an Kindesstatt angenommen. Als die Obrigkeit das Kind in ein Waisenhaus thun wollte, gab sein Adoptivvater dies unter keiner Bedingung zu, sondern verlangte, daß man die Erziehung des Knaben seiner Sorgfalt anvertrauen sollte. Da der Mann im ganzen Viertel im Rufe der Rechtlichkeit und eines ordentlichen Lebens stand, so ward dies großmüthige Anerbieten von der Obrigkeit angenommen. Ein ganzes Jahr hindurch empfing das Kind täg-

lich Beweise der Liebe von seinem Pflegevater, allein der arme Mensch war genöthigt, übermäßig zu arbeiten, um die Pflicht der Erziehung, welche er freiwillig unternommen hatte, erfüllen zu können. Er fühlte seine Kräfte täglich abnehmen und sah sich endlich genöthigt, sich mit der Bitte an die Königin zu wenden, ihm bei Ausübung des guten Werkes, das er übernommen, zu Hülfe zu kommen.

Diese Bittschrift flößte Ihrer Majestät eine lebhafte Theilnahme ein. Sie übergab mir dieselbe mit dem Auftrage, dem braven Mann diejenige Hülfe zukommen zu lassen, welche ich nach näherer Kenntniß der Verhältnisse für angemessen erachten würde. Ich ließ den armen Handwerker zu mir bestellen; er kam und brachte mir, ohne daß ich ihm Etwas davon gesagt, seinen Pflegesohn mit, dessen aufgewecktes Gesicht sogleich mein Interesse in hohem Grade erregte. Ich bot dem Mann im Namen der Königin ein Geschenk von 100 Franken an. Wie groß war aber mein Erstaunen, als er mir statt einer Danksagung, die ich erwartete, mit Würde folgende Antwort gab: „Mein Herr, weder Sie noch die Frau Königin habe ich um Geld gebeten, sondern darum, dies Kind gut erziehen zu lassen; ich muß Ihnen sogar bemerken, daß wenn ich mich entschließen soll, Ihnen meinen Pflegesohn zu überlassen, ich die feste Überzeugung haben muß, daß er in gute Hände kommt." Diese Antwort und die sichtliche Bewegung, mit welcher sie ausgesprochen wurde, rührten mich tief, und ohne ernstlich genug an die Verpflichtung zu denken, die ich über mich nahm, bot ich dem braven Handwerker an, seinen Pflegesohn in meinem Hause zu behalten.

Mit Dank und Freude nahm er dies an, der Knabe zog am folgenden Tage zu mir, und ich habe ihn bis ganz vor Kurzem bei mir gehabt, wo mich das Schicksal zu meinem innigen Bedauern zwang, auch von ihm mich zu trennen.

Um nach dieser Abschweifung wieder auf die Geschichte der zehn Jahre zurück zu kommen, so bemerke ich, daß L. Blanc in seinem Werke zu verstehen giebt, daß der König Ludwig Philipp auf das Hartnäckigste seine Meinungen vertheidige, dem Rath seiner Minister sich widersetze, und oft auf keine Weise dazu gebracht werden könne, seinen Widerwillen gegen diese oder jene politische Persönlichkeit zu überwinden und ihr sein Vertrauen zu schenken. Mir scheint, aufrichtig gestanden, dieser Tadel eher ein Lob zu enthalten. Gewiß hat in einem constitutionellen Lande das Staatsoberhaupt auf die Meinungen der dem Gesetz und den Kammern verantwortlichen Minister Rücksicht zu nehmen, gleichwohl wird jeder Vernünftige dem Könige das Recht zugestehen, seine Meinungen und Ansichten geltend zu machen und zu versuchen sie durchzusetzen. Ist doch im ganzen Lande Niemand mehr als er bei der guten oder schlechten Führung der Staatsgeschäfte betheiligt; seine Familie, sein Vermögen, ja sein Leben sind für das Volk ein Unterpfand des Friedens und des Glückes. Gemeinhin wünscht man einen Fürsten von wirklichen geistigen Fähigkeiten zu haben und zu gleicher Zeit möchte man, daß er nichtsbedeutend und unterwürfig genug sei, um nicht zu wagen, seine Gedanken laut werden zu lassen; eine in der That lächerliche Zumuthung. Daß auf der andern Seite der verantwortliche Minister ebenfalls seine Unab-

hängigkeit zu behaupten strebt und lieber sich entschließ, seine Entlassung zu geben, als Etwas gegen sein Gewissen zu unterzeichnen, ist ganz in der Ordnung. Jeder muß in seiner eigenthümlichen Stellung seinen freien Willen behalten, aber offenbar kann ein constitutioneller König nicht die Verpflichtung haben, zu regieren ohne zu denken, in seinem Namen handeln zu lassen ohne selbst zu handeln. Die Leute, welche auf jene übertriebene Unabhängigkeit der Minister dringen, stützen diese Theorie auf die dem constitutionellen Fürsten, zugestandene Unverletzlichkeit seiner Person und der Mitglieder seiner Familie. Leider wird diese Theorie nicht immer praktisch ausgeführt und ich frage die Erfahrung der Zeitgenossen, ob man sich wohl in einer Revolution bloß an den Minister hält, und den Monarchen auf seinem Throne unverletzlich läßt? Niemals werden die Fabrikanten von Constitutionen, selbst nicht von republikanischen dahin gelangen, die Person des Staatsoberhauptes von den von ihm unterzeichneten Akten gänzlich zu trennen. Denn trotz der Versicherung der Unverletzlichkeit wird es dem gesunden Menschenverstande immer scheinen, daß man sich durch eine Unterstützung, eine ausdrückliche Billigung, einen Befehl zur Ausführung des Gesetzes mindestens moralisch für verantwortlich erklärt. Wer eine solche Trennung fordert, verlangt das Unmögliche, und die Geschichte Ludwigs des Sechszehnten und Karls des Zehnten mag entscheiden, ob wir eine richtige oder falsche Ansicht über die Sache haben.

Man muß anerkennen, daß L. Blanc bei Erzählung der gegen Ludwig Philipp gerichteten Attentate mit Frei-

müthigkeit und Loyalität seinen Abscheu gegen diese Mordversuche zu erkennen giebt, denen der König der Franzosen mehr als einmal nahe daran war als Opfer zu fallen. Er giebt dadurch einen neuen Beweis von der Reinheit seiner Gesinnungen, von dem Edelmuth seines Charakters. Leider habe ich die Überzeugung, daß nicht alle Männer seiner Partei in diesem Punkte dieselbe achtungswerthe Gesinnung besitzen. Oft habe ich dergleichen junge Fanatiker im Kerker, da sie wußten, daß das Geheimniß eines Gefangenen stets unverletzlich für mich war, in ihren Unterhaltungen mit dem Wunsche prahlen hören, daß ein solcher Mordversuch auf den König endlich einmal gelingen möge. Mit dem tiefsten Schmerze wurde ich erfüllt und oft war ich nicht ohne ernstliche Besorgnisse, wenn ich vernahm, daß die Königin und die Prinzessin Adelaide von elenden Feiglingen anonyme Briefe erhalten hatten, in welchen man ihnen Tag und Stunde angab, wo der König oder die Prinzen sollten ermordet werden. Marie Amélie und die Schwester Ludwig Philipps weinten bittere Thränen, wenn sie mir diese niederträchtigen Drohungen mittheilten, welche wirkliche Mordversuche nur zu oft zur Wahrheit machten. Furchtbar war in der Zeit der Zustand der Unruhe und Angst, der durch dergleichen elende Drohbriefe hervorgebracht wurde. Jedes Mitglied der Königlichen Familie empfing der Reihe nach solche schändliche Nachrichten, die ihnen einen geheimen Kummer bereiteten, da kaum Einer dem Andern seine Besorgnisse mitzutheilen wagte. Auch mir wurden manchmal geheime Mittheilungen über dergleichen angebliche Mordpläne gemacht. In solchen Fällen hatte ich

es mir zum Gesetz gemacht, niemals bei Hofe Etwas darüber laut werden zu lassen, sondern mich nur unter irgend einem Vorwande zum Polizei=Präfekten zu begeben, und gleichsam gesprächsweise die mir zugekommene Anzeige zu erwähnen und die Frage an ihn zu richten, ob er sich auf die Thätigkeit und Wachsamkeit seiner Agenten verlassen könne. Jedesmal erhielt ich eine beruhigende Antwort und die Versicherung, daß man alle nöthigen Maaßregeln getroffen habe und in jeder Beziehung gut unterrichtet sei. Leider bewiesen Fieschi's Höllenmaschine, der Pistolenschuß am Pont=Royal, der Mordversuch Alibaud's u. s. w., daß die Vorkehrungen der Polizei nicht immer so ausgezeichnet waren, als der Präfekt versprach. Stets wurden solche Nachrichten, welche die zur Sicherheit des Königs angestellten Personen aufmerksam machen sollten, schlecht aufgenommen, und nie bekam man eine andere Antwort als: Glauben Sie denn, daß wir nicht auch unsre Agenten haben?

Ich befand mich am 28. Juli 1835 bei der großen Heerschau der Nationalgarde als Offizier der zehnten Legion auf dem Boulevard Mont=Martre, als der König und die Prinzen vorüberritten und da sie mich erkannten, einige gnädige Worte an mich richteten. Von einer großen Anzahl von Generalen und Offizieren umgeben, wendeten sie sich hierauf nach dem Boulevard du Temple zu, wo die übrigen Legionen von Paris und den Vorstädten aufgestellt waren. Es mochte gegen 12 Uhr sein, der König besichtigte gerade die achte Legion, welche vor dem sogenannten türkischen Garten stand, die Prinzen und mehrere höhere Offiziere be=

fanden sich in seiner unmittelbaren Nähe, als plötzlich eine furchtbare Salve ertönte und der Tod wie auf einem Schlachtfelde seine Opfer niederschmetterte. Dicht neben dem Könige fiel der Marschall von Terriso, der General Verigny, der Obristlieutenant Rinusec und mehrere andere Offiziere, Nationalgardisten und Zuschauer. Mitten in diesem durch die Höllenmaschine angerichteten Blutbade ward das Leben des Königs und der Prinzen durch die Fügung der göttlichen Vorsehung erhalten. In wenigen Augenblicken verbreitete sich die Nachricht von diesem schrecklichen Attentate die ganze Linie der Boulewards hinunter. Wie überall wurde sie auch auf dem Platze, wo unsere Legion stand vom Volke sowohl, wie von den Gardisten mit dem äußersten Abscheu aufgenommen, und den ganzen Weg entlang tönte dem König ein lautes Lebehoch entgegen, als er, ohne einen Augenblick die Fassung zu verlieren, mit bewunderungswürdiger Ruhe die Revue fortsetzte. Die gute Königin Marie Amélie befand sich mit den jungen Prinzen und Prinzessinnen auf dem Balkon des Justizministeriums am Platz Vendome, um den Vorbeimarsch der Legionen vor dem Könige mit anzusehen. Augenblicklich wurde die Königliche Familie von dem Attentat und zugleich von der glücklichen Rettung des Königs und der Prinzen benachrichtigt.

Die Traurigkeit, in welche ich die Königliche Familie versunken fand, als ich zum ersten Mal nach dieser schaudervollen Begebenheit wiederum das Schloß betrat, vermag ich kaum zu schildern. Übrigens ward dieselbe von allen recht-

lichen Leuten in Paris, zu welcher Partei sie auch gehören mochten, getheilt.

Zwei Tage nach der Festnahme des elenden Mörders, der die Höllenmaschine losgebrannt hatte, las ich zu meinem nicht geringen Erstaunen im „Courrier Francais" einen Artikel, dessen Hauptinhalt folgender war:

„Der Mensch, welcher auf dem Boulevard du Temple die Höllenmaschine spielen ließ, erklärt Fieschi zu heißen. Er erzählt, daß er schon früher einmal in einem Gefängniß gewesen ist, wo schwere Ketten ihn an die Mauer und den feuchten Boden fesselten. Eines Tages sei Herr Appert in dieses Gefängniß gekommen, habe bewirkt, daß er aus diesem wahrhaften Grabgewölbe herausgezogen wurde und ihm noch eine Unterstützung von 10 Franken gereicht. Dieser Verbrecher hat hinzugesetzt: „Ich verdanke Herrn Appert mein Leben und bin ihm die größte Erkenntlichkeit schuldig; denn ohne ihn wäre ich damals gewiß umgekommen."

Als ich diese Zeilen las, empfand ich zum ersten Mal in meinem Leben Reue darüber, daß ich menschlich und mitleidig gewesen war. Ich begab mich augenblicklich nach dem Palast und machte das Anerbieten, diesen Elenden in seinem neuen Gefängniß besuchen zu wollen, da ich vermuthete, daß er mir vielleicht eher als einem anderen ein Geständniß machen dürfte. Allein mir wurde von den erlauchten Prinzessinnen, die noch in sichtbarer Bewegung waren, diese Antwort zu Theil: „Besten Dank, Herr Appert, aber gehen Sie nicht zu dem Unglücklichen. Dieser Besuch könnte Ihnen Unannehmlichkeiten verursachen, und wir wollen nicht die noch

vermehren, welche Ihnen jetzt schon unsere Unterstützungen zuziehen.

An dem Tage, an welchem die Leichen der durch die Höllenmaschine gefallenen Opfer feierlich bestattet wurden, befand ich mich mit meiner Legion vor dem Hotel der Invaliden. Niemals haben die Pariser ein traurigeres und imposanteres Schauspiel zu gleicher Zeit gesehen. Auf dem Gesichte eines Jeden war die Entrüstung und der Schmerz zu lesen, den Alle im Herzen fühlten.

Ich komme nach der Ordnung, welche L. Blanc in seinem Buche beobachtet, jetzt auf die Festnahme der Herzogin von Berry und ihre Gefangenschaft in Blaye. Im Jahre **1828**, als diese Prinzessin, damals noch auf dem Gipfel der Macht und des Glückes, eine Reise nach dem Süden unternahm, war ich in Bordeaux Zeuge der prächtigen Feste, welche ihr zu Ehren daselbst gegeben wurden. Ich besuchte auf dieser Reise zugleich die Citadelle von Blaye, dessen Kommandanten ich persönlich kannte, und war damals weit davon entfernt zu ahnen, daß diese Festung in wenigen Jahren der Aufenthalt jener gefeierten Prinzessin, der Mutter des muthmaßlichen Thronerben Frankreichs werden würde. Als die Herzogin nun später in Folge ihres unglücklichen Versuches, einen Aufstand in der Vendée anzufangen, in Blaye gefangen gehalten wurde, nahm ich keinen Anstand, es öffentlich in den Tuilerien auszusprechen, daß ich es der Regierung für würdiger hielte, ein anständiges Schweigen zu beobachten, als durch die öffentliche Bekanntmachung ihrer Schwangerschaft und geheimen Heirath diese Fürstin, welche die Nichte

der Königin Marie Amélie war, zu beschimpfen. Allein meine Bemerkungen wurden von den Höflingen und Schmeichlern des Königs und des Volkes sehr übel genommen, und das Ministerium, welches damals die Staatsgeschäfte leitete, schien sich ein Gesetz daraus gemacht zu haben, keine Großmuth üben zu wollen, sondern nur Skandal zu verursachen.

Der Verfasser der Geschichte der zehn Jahre erzählt hierauf die Reise der Herzöge von Orleans und Nemours nach Deutschland und die ausgezeichnete Aufnahme, die ihnen in Berlin und Wien zu Theil wurde. Seit meinem Aufenthalte in Deutschland. habe ich von diesen beiden Prinzen nur mit der größten Achtung und Liebe sprechen hören und es scheint, daß sie sich während ihrer Reise die Zuneigung von Männern aller Parteien zu erwerben gewußt haben. Nur muß ich ebenso wie L. Blanc bemerken, daß Frankreich bei Gelegenheit der Verheirathung des ältesten der beiden Prinzen wohl mehr Zuvorkommenheit von den großen Mächten hätte erwarten können.

Zunächst kommt L. Blanc auf ein neues Attentat, das auf das Leben des Königs gemacht wurde. Dies Mal ist es Alibaud, welchen, nach seinem eignen Geständniß, republikanische Ideen zum Königsmorde trieben. Seine Verurtheilung und die Anstrengungen seines Advokaten Charles Ledru, um den Kopf des jungen Schwärmers zu retten, sind bekannt. An einem Sonntage (am folgenden Montage sollte die Hinrichtung Statt haben), eilte Herr Ledru zu Pferde nach Neuilly, um mich zu bitten, augenblicklich der Königin den rührenden Brief für den König zu überbringen,

welchen L. Blanc in seinem Werke abgedruckt hat. Leider war ich von Hause abwesend und habe so nicht die Genugthuung, bei diesem letzten, wiewohl vergeblichen Rettungsversuche des Unglücklichen, mitgewirkt zu haben. Denn, wenngleich Ludwig Philipp sehr geneigt war, die Todesstrafe in die des Gefängnisses zu verwandeln, so drang das Ministerium dennoch mit der Ansicht durch, daß die Hinrichtung eine politische Nothwendigkeit sei, und sie ward am folgenden Morgen in aller Frühe vollzogen. Der Scharfrichter Sanson, der mir, wie schon oben erzählt ist, den Rock Alibauds für Lord Durham übrachte, hat mir erzählt, daß die Jugend, die interessante Physiognomie und der Muth, welchen er auf dem Schaffot gezeigt, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätte.

Über den jungen Herzog von Orleans lese ich in dem oft genannten Geschichtswerke zu meinem Erstaunen folgendes Urtheil: „Ein Gemisch von guten und schlechten Eigenschaften, Schlauheit und Tapferkeit vereinigte der Charakter dieses Prinzen. Die Interessen der Freiheit bekümmerten ihn nur wenig, obgleich er bemüht war, sich künftig den Anschein eines Liberalen zu geben u. s. w.“

Ich, der ich diesen Prinzen zehn Jahre lang, der ich ihn in einem Alter gekannt habe, in welchem Herz und Geist noch nicht von dem Einfluß des Hofes verdorben sind, kann nicht umhin, laut gegen dies Urtheil zu protestiren. Ich muß im Gegentheil versichern, daß der Herzog einen durchaus offnen und loyalen Sinn, ein freies und einfaches Wesen im Umgange hatte, daß er Frankreichs Freiheit und Würde aufrich-

tig

tig liebte. Voll Bewunderung für eine so seltene Persönlichkeit beobachtete ich im Stillen die Neigungen dieses Prinzen und muß bekennen, daß ich nie einen Fehler, sondern immer nur neue gute Eigenschaften an ihm entdeckt habe. Außerdem habe ich in den genauesten Beziehungen mit mehreren seiner Schulfreunde und Lehrer gestanden. Alle stimmten darin überein, anzuerkennen, daß der Adel seiner Geburt noch von dem seiner Gesinnungen, von der Großmuth seines Herzens übertroffen würde. —

XI.

Schluß der Bemerkungen und Zusätze zu L. Blancs Geschichte der zehn Jahre. — Das Komplott Louis Napoleons in Straßburg. — Die ehemalige Königin Karoline in Paris. — Meine Unterredung mit dieser Fürstin. — Der Polizeipräfekt Gisquet. — Ein edler Zug aus seinem Leben. — Die Straßenaufstände in Paris. — Unruhe der Königlichen Familie. — Heldenmuth der Höflinge. — Eine Aeußerung der Prinzessin Adelaide über die Emeuten. — Tod und Beerdigung des General Lamarque. — Sein Kopf von einem Phrenologen als Studie abgeschnitten. — L. Blancs Urtheil über Lafayette. — Bemerkungen zu den politischen Ansichten des Verfassers der Geschichte der zehn Jahre.

Zwei von den Mitschuldigen der Verschwörung Louis Napoleons, zu der wir im Verlaufe der Erzählung des Verfassers der Geschichte der zehn Jahre jetzt gelangen, habe ich persönlich gekannt, den Kommandanten Parquin und Madame Gordon. Der erstere schien mir, trotz der Achtung, die ich im Übrigen für seinen Charakter hegte, keinesweges der Mann zu sein, welcher die zur Ausführung einer solchen Unternehmung nöthigen Eigenschaften besäße. Madame Gordon beehrte öfter die Gesellschaften in meiner Wohnung im Kai d'Orsai mit ihrer Gegenwart. Sie hatte eine recht hübsche Stimme und machte mir durch ihren Gesang viel

Vergnügen, aber ich war weit entfernt zu ahnen, daß sie einmal jene Rolle in Straßburg spielen würde.

Gerade zu der Zeit, wo dies Bonapartistische Komplott im Elsaß einen so raschen und ungünstigen Ausgang nahm, befand sich die Schwester des Kaisers Napoleon, die ehemalige Königin von Neapel, Karoline, in Paris, wo sie von der Königlichen Familie mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wurde und die Regierung und die Kammern als Ersatz für ihr ehemaliges Eigenthum Neuilly, gegen dessen ungesetzlichen Verkauf sie protestirte, ihr einen lebenslänglichen Jahrgehalt zugestanden. Eine Dame meiner Bekanntschaft unterrichtete mich, daß diese Fürstin so gnädig gewesen war, von mir zu sprechen, und den Wunsch geäußert hatte, mich zu empfangen. Ich begab mich demgemäß nach ihrem Hotel und wurde, sobald ich meinen Namen genannt hatte, augenblicklich zu ihr eingeführt. Beim Anblick der Schwester des großen Kaisers, welcher ein so wechselvolles Schicksal gehabt hatte, wurde ich in meiner innersten Seele tief bewegt. Das Unglück dieser Fürstin machte sie in meinen Augen nur noch größer und umgab sie von Neuem mit der Majestät und dem Glanze der Krone. Hier in Paris, wo ihr Bruder auf dem Gipfel seiner Macht gethront hatte, wo sich jener Triumphbogen als eine dauernde Erinnerung an seinen Ruhm und seine Eroberungen erhob, sah sich diese unglückliche Fürstin genöthigt, um einen Jahrgehalt zu bitten und durch diesen Schritt die Erniedrigung ihres einst so mächtigen Hauses öffentlich einzugestehen. Sie schien zu begreifen, was in diesem Augenblicke in meinem Innern vorging und es war, als ob

sie mir durch ihre Freundlichkeit und durch die Güte ihrer Worte für diese Empfindungen danken wollte. Während der Unterhaltung hatten die Gesichtszüge dieser gestürzten Königin einen Ausdruck der Würde und Größe, welcher zugleich mit ihrer edlen und einfachen Sprache die höchste Achtung einflößte. Nachdem sie sich über verschiedene Gegenstände mit mir unterhalten hatte, leitete sie das Gespräch auf meine Bestrebungen zur Verbesserung des Gefängnißwesens und auf meine über diesen Gegenstand bereits veröffentlichten Schriften. „Herr Appert,“ sagte die Königin Karoline zu mir, „obgleich ich fern von Frankreich lebe, folge ich doch mit der größten Aufmerksamkeit allen seinen Fortschritten und besonders allen Bemühungen, das Loos der Armen zu erleichtern. Mit lebhaftem Interesse habe ich Ihre sämmtlichen Schriften, mit Ausnahme der letzten über die Bagnos gelesen. Über die Todesstrafe bin ich durchaus Ihrer Meinung und oft habe ich, wenn ich in Abwesenheit des Königs meines Gemahls als Regentin in Neapel regierte, mit meinen Ministern die lebhaftesten Diskussionen über diesen Punkt gehabt. Jene Herren waren fast immer für die Anwendung der Todesstrafe und hatten stets Etwas einzuwenden, wenn ich Gnade für Recht ergehen lassen wollte. Einstmals sollte eine unglückliche Frau, welche soeben erst niedergekommen war, hingerichtet werden, ich war für ihre Begnadigung, fand aber einen solchen Widerstand im Ministerium und namentlich vom Justizminister, daß ich, um dieselbe durchzusetzen, mit meinem ganzen Königlichen Ansehen auftreten, und die Verwandlung der Todesstrafe in zwanzigjähriges Gefängniß befehlen mußte. Auch das Loos

der Sträflinge beschäftigte mich sehr, allein meinen Wünschen zur Verbesserung des Gefängnißwesens traten in jenem Lande die Vorurtheile der Einen, die Unwissenheit der Andern und vor Allem die Gleichgültigkeit der Reichen und Großen gegen die Leiden der Unglücklichen und Armen entgegen."

Nach diesen Worten, denen ich mit dem höchsten Interesse zugehört hatte, begann die Königin Karoline von der Familie Orleans und meiner Stellung bei derselben zu sprechen. „Wie ich höre, Herr Appert," sagte sie zu mir, „sind Sie seit längerer Zeit bei der Königin der Franzosen angestellt; Marie Amélie soll, wie man mir hinterbracht hat, eine Fürstin von der größten Herzensgüte sein, ich empfinde für ihre Person eine wahre Bewunderung; die ganze Familie Orleans ist im höchsten Grade achtungswerth und gewinnt gewiß noch bei näherer Bekanntschaft." Natürlich nahm ich mit Freuden die Gelegenheit wahr, die Königin Karoline mit den Beziehungen näher bekannt zu machen, in welchen ich die Ehre hatte zu dem jetzt in Frankreich regierenden Hause zu stehen und theilte ihr einige Züge und wohlthätige Handlungen der Gemahlin Ludwig Philipps mit, deren Erzählung einen sichtlichen Eindruck auf das Herz der ehemaligen Königin von Neapel hervorbrachte. Nach einigen anderen Gesprächen über verschiedene Verhältnisse aus den Zeiten des Kaiserreichs und namentlich über die Stelle, welche ich bestimmt gewesen war bei dem jungen Könige von Rom zu bekleiden, verließ ich diese Fürstin, nachdem ich sie noch vorher um die Erlaubniß gebeten hatte, ihr ein Exemplar meines Werkes über die Bagnos überreichen zu dürfen.

Am folgenden Tage brachte ich dasselbe der ehemaligen Königin von Neapel. Ich hatte auf das Titelblatt des Buches die Worte gesetzt: „Zeichen der Verehrung und tiefsten Ehrfurcht vor Ihrer Majestät der Königin Karoline."

Merkwürdigerweise noch an demselben Abende langte die Nachricht von dem Komplott des Prinzen L. Bonaparte und seinem in Straßburg gemachten Versuche, sich der Citadelle zu bemächtigen und zum Kaiser der Franzosen ausrufen zu lassen, in Paris an. In dem Glauben, daß die Königin Karoline, als Tante des Prinzen, um die Verschwörung gewußt oder wohl gar Antheil daran gehabt habe, stellte die Polizei in der Wohnung dieser Fürstin eine genaue Haussuchung an, bei welcher man denn mein unschuldiges Werk mit seiner verhängnißvollen Inschrift in die Hände bekam. Die Herren von der Polizei ermangelten nicht, diesen Fund in ihrem Berichte mit aufzuführen. So konnte mir dieser unschuldige Besuch die größten Unannehmlichkeiten verursachen. Glücklicherweise aber hatte ich der Gemahlin wie der Schwester Ludwig Philipps von meinem Besuche bei der Ex-Königin erzählt, ohne den beiden Fürstinnen zu verhehlen, welches Interesse mir diese Unterhaltung gewährte und eine wie günstige Meinung die Königin Karoline von der Familie Orleans hegte. So gelang es denn, Dank dieser meiner freimüthigen Mittheilung, der Eifersucht und der Lüge dies Mal nicht, mir zu schaden.

Die öftere mißbilligende Erwähnung, welche der ehemalige Polizeipräfekt Gisquet in der Geschichte der zehn Jahre erfährt, veranlassen mich zu der Bemerkung, daß die Hand-

lungen des Privatlebens dieses Beamten den Feinden seiner öffentlichen Laufbahn oftmals Waffen in die Hände gegeben haben. Nichts desto weniger kann ich die schlechte Meinung, welche man im Allgemeinen über ihn hat, durchaus nicht theilen und ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit, hier einen Zug von ihm anzuführen, der ihm alle Ehre macht.

Während der Julirevolution hatte sich der damalige Polizeipräfekt, Herr Mangin, welcher Vater von acht Kindern und ohne alles Vermögen war, aus dem Hotel der Präfektur geflüchtet und die ihm anvertraute Kasse, ohne einen Heller zu entwenden, zurückgelassen. Er hatte sich während der drei Tage bei dem Chef des Gefängnißwesens der Polizei, einem Herrn Crosnier, verborgen, um den Nachstellungen, welche seinem Leben drohten, zu entgehen. Dieser hatte seinen unglücklichen Vorgesetzten, der durch den Sieg der Patrioten gleichsam geächtet war, gastfreundlich bei sich aufgenommen und gegen alle Verfolgungen geschützt. Als Herrn Gisquet nach der Julirevolution das Amt eines Polizeipräfekten in Paris übertragen war, erfuhr er diese Handlung der Erkenntlichkeit. Fern von kleinlicher Eifersucht ließ er im Gegentheil diesen Divisionschef in sein Kabinet kommen und sagte zu ihm: „Ich weiß, wie Sie Herrn Mangin bei sich aufgenommen und geschützt haben und wünsche Ihnen Glück zu einer so edlen Gesinnung; rechnen Sie fortan auf meine Achtung und auf meine lebhafte Theilnahme.“

Die in der Geschichte der zehn Jahre enthaltene Beschreibung aller der einzelnen Aufstände, namentlich der republikanischen Partei, welche nach 1830 in den Straßen der Haupt-

stadt Statt hatten, und die auf so bedauernswerthe Weise störend in Handel und Gewerbe eingriffen und der Freiheit, welcher sie nützen wollten, im Grunde nur schadeten, veranlaßt mich zu einigen Bemerkungen. Ich erinnere mich deutlich, daß in der Zeit, wo man mit den gefährlichsten dieser Aufstände zu kämpfen hatte, bei Hofe Alles in der größten Unruhe war und ich kann, was vielleicht nicht so bekannt ist, versichern, daß die Mehrzahl der Beamten und gewöhnlichen Besucher des Schlosses bei diesen Gelegenheiten nur einen sehr mäßigen Heldenmuth bewiesen haben. Mit Ausnahme einiger alter treuer Diener und der Adjudanten des Königs und der Prinzen, hatten die meisten jener Herren aus Angst bereits bürgerliche Kleidung angelegt und stahlen sich heimlich aus dem Schlosse weg. Namentlich war dies bei der bekannten Emeute der Fall, zu welcher das Leichenbegängniß des General Lamarque Veranlassung gab. Am 5. und 6. April nahm der Kampf in den Straßen eine allerdings beunruhigende Wendung. Ich erinnere mich, daß an diesem Tage die Königin, die Prinzessin Adelaide, die jungen Prinzen und Prinzessinnen in dem großen Salon vereinigt waren und mit sichtlicher Unruhe auf Nachrichten über die Lage der Dinge von dem Schauplatze der Ereignisse warteten. Da alle Straßen und Plätze, welche das Schloß umgaben, mit Soldaten angefüllt waren und jeder Verkehr aufgehört hatte, so war es für mich sehr schwierig nach dem Palaste durchzudringen. Einmal verdankte ich es meinem Freunde Dutrone, der sich in den Tagen der Gefahr an die Spitze tapfrer Nationalgardisten oder junger Freiwilliger gestellt hatte, welche bereit waren das

Julikönigthum mit ihrem Blute zu vertheidigen. Die Königliche Familie fand ich allerdings in Unruhe, aber doch fest entschlossen, nicht zu fliehen, es möge sich ereignen, was da wolle.

Bei einer anderen Gelegenheit, als der Bürgerkrieg wieder in den Straßen von Paris wüthete, sagte mir die Königin Marie Amélie, während sie wie gewöhnlich die an sie gerichteten Bittschriften durchsah: „Herr Appert, das Volk muß doch sehr unglücklich, ohne Arbeit und ohne Brod sein, um solche Excesse zu verüben. Daher wollen wir uns beeilen, zu helfen, wo wir nur können. Verdoppeln Sie Ihre Besuche und die in meinem Namen vertheilten Unterstützungen." Die Schwester Ludwig Philipps war in derselben Unruhe, aber sie lieh ihrem Unmuth andere Ausdrücke, wie sie denn überhaupt gewohnt war, sich unverhohlener gegen mich auszusprechen. „Mir blutet das Herz bei allen diesen Vorgängen, Herr Appert," sagte sie einmal zu mir, „aber die Aufwiegler sind in der That die Schuldigen und nicht die armen, von ihnen verführten Leute aus dem Volke. In allen diesen Bewegungen sind die Karlisten mit den Republikanern vereint; wie kann man sich nur einbilden, daß sie gegen einander aufrichtig sind! Es ist das nur eine heuchlerische für die Gegenwart berechnete Eintracht, den ersten Tag nach ihrem Siege würden sie wieder ihre eignen Ränke unter sich selbst anfangen. Wie begreift das Volk nur nicht, daß man es täuscht! Allein was uns anbetrifft, so versichere ich Sie, daß wir niemals die Feigheit haben werden zu fliehen. In diesem Palast wollen wir bleiben oder alle zusammen sterben.

Wahrhaftig, mein armer Bruder müht sich fortwährend ab, die Staatsmänner zur Eintracht zu bringen, Frankreich und Europa einen Frieden zu bewahren, welcher für den vernünftigen Fortschritt so heilbringend ist. Dabei hat man nach Außen zu kämpfen und sich im Innern zu vertheidigen. In der That, der König ist von allen Bewohnern Frankreichs der Unglücklichste. Sie, Herr Appert, der Sie seit längerer Zeit in unserer Nähe sind, wissen ja, welches unsere patriotischen Gefühle sind, Sie wissen, ob wir redlich die Freiheit, ob wir sie in den Grenzen der neuen Charte wollen? Haben wir denn nicht ein eben so lebhaftes Interesse an der Ruhe, dem Glücke und dem Fortschritt unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes, als alle Familien? Sind nicht unser Leben, unser Vermögen da, um für unsere Handlungen und Gesinnungen Bürgschaft zu leisten? Wahrhaftig, wer das nicht sieht, wer nicht begreift, wie wir es uns angelegen sein lassen, ist blind, oder schließt absichtlich seine Augen vor dem Lichte und der Wahrheit. Mein Bruder arbeitet sich fast todt und ist unaufhörlich auf die vernünftige Entwicklung Alles dessen bedacht, was nützlich, gut und gerecht ist. Auch fängt seine Gesundheit schon an, merklich erschüttert zu werden, und man weiß uns das Alles so wenig Dank! Wahrhaftig, Herr Appert, das ist in der That entmuthigend!"

Ich bin fest überzeugt, daß die Prinzessin Adelaide in diesen Privatunterhaltungen durchaus aufrichtig war. Ihre innere Bewegung und das Vertrauen, welches sie mir schenkte, machten den tiefsten Eindruck auf mich.

Bei diesen Aufständen haben der König, die Herzöge von

Orleans und Nemours und der Prinz von Joinville mehr als einmal kühn ihr Leben aufs Spiel gesetzt, indem sie sich in die engen und kleinen Straßen begaben, in welchen die Aufwiegler sich verschanzt hatten. Manche Kugel wurde von der Vorsehung, die über ihr Leben wachte, von ihnen abgelenkt, während sie sich bei diesem gefährlichen Kampf befanden. Ich war eines Tages gerade bei der Königin, als Ludwig Philipp und die Prinzen während eines Aufstandes zu Pferde stiegen und sich auf den Schauplatz des Kampfes begaben, um den Muth der Truppen durch ihre Gegenwart anzufeuern. Nie werde ich die Angst und den Schmerz der Königin Marie Amélie vergessen, als sie ihren Gemahl und ihre Kinder der Gefahr entgegen eilen sah, und sie bedurfte der ganzen Stärke ihrer Seele und des unbegrenzten Gottvertrauens, das sie nie verläßt, um sich von den geliebten Prinzen zu trennen.

Ich erwähnte vorhin die Beerdigung des General Lamarque, welche der Vorwand zu einem republikanischen Aufstande wurde. Dabei fällt mir ein, daß man dem Leichnam dieses berühmten Mannes, welchen man mit so großen Ehrenbezeugungen zur Erde bestatten wollte, aus phrenologischem Eifer vorher den Kopf abgeschnitten und an seiner Stelle einen andern in den Sarg gelegt hatte. Eines Abends, als ich in meiner Wohnung in der phrenologischen Gesellschaft den Vorsitz führte, ward dieser Kopf als Studie vorgelegt. Obgleich ich ebenfalls zu den Verehrern und Beförderern jener Wissenschaft gehöre, muß ich ein solches Verfahren dennoch durchaus mißbilligen und ich hatte damals Mühe meinen Unwillen zu ver-

bergen, als jene Entweihung mit der sterblichen Hülle des berühmten Deputirten vorgenommen wurde. Nach meinem Dafürhalten sollte man sich überhaupt in einer phrenologischen Sammlung mit genauen Gipsabdrücken begnügen; denn die Aufstellung wirklicher menschlicher Überreste verletzt nicht nur die Ehrfurcht, welche man den Todten schuldig ist, sondern auch die Anhänglichkeit der Angehörigen an die Verstorbenen.

Übrigens mußte ein solcher phrenologischer Kopfraub, wie er beim General Lamarque ohne Vorwissen der Familie Statt hatte, öfters durch die Dazwischenkunft der Angehörigen unterbleiben und mir sind Fälle bekannt, wo ein als wüthender Phrenologe bekannter Arzt, nachdem er den Kopf eines berühmten Mannes bereits von dem Leichname abgesägt hatte, durch den bestimmt ausgesprochenen Willen der Verwandten gezwungen wurde, ihn liegen zu lassen und sich mit einem Gipsabdruck zu begnügen. Inzwischen hat Gall, der Begründer der Phrenologie, allen seinen Schülern ein Beispiel der Selbstaufopferung gegeben, indem er in seinem Testamente seinen Kopf eigens zum Studium bestimmte. Ich selbst muß trotz meiner vorhin ausgesprochenen Mißbilligung gestehen, daß ich rechtlicher Besitzer von dem gewiß sehr interessanten Kopfe des bekannten Vidocq bin. Derselbe sitzt zwar gegenwärtig noch fest auf den Schultern des ehemaligen Chefs der geheimen Pariser Sicherheitspolizei, ist mir aber von ihm selbst bereits vor mehreren Jahren erb- und eigenthümlich vermacht worden.

Nach dieser etwas weitläufigen Abschweifung, wozu mich die Erwähnung von dem Tode und dem Leichenbegängniß des

General Lamarque verleitete, kehre ich zu der Geschichte der zehn Jahre zurück, um noch ein Wort über die politischen Ansichten des Verfassers zu sagen, welche er bei Gelegenheit seines Urtheils über den General Lafayette kund giebt. Louis Blanc behauptet nämlich, daß dieser berühmte Mann während der letzten Aufstände, mit welchen die Regierung der Julidynastie in den Straßen von Paris zu kämpfen hatte, sich offen zur republikanischen Partei bekannt hat. Zweifelsohne soll das nicht heißen, daß Lafayette an Verschwörungen Theil genommen, welche bezweckten Ludwig Philipp vom Throne zu stoßen. Ich meinestheils habe die Überzeugung, daß Lafayette niemals seinem als Deputirter geleistetem Eide untreu geworden sein würde. Die republikanische Partei selbst hat durch ihr über den General öffentlich ausgesprochenes Urtheil, durch die Schmähungen, mit welcher sie ihn überhäufte, bezeugt, daß sie ihn nicht einmal zu den Ihrigen zählen wollte. In der Zeit, von welcher wir hier sprechen, hielten ihn die überspannten Republikaner gar nicht für würdig an ihrer Spitze zu stehen, sie ließen Tadel und Anklage gegen ihn laut werden, und da er sich den übertriebenen Anforderungen, welche man an ihn machte, nicht fügen wollte, so ging selbst seine Beliebtheit beim Volke nach und nach verloren.

Ich bedauere mehr als irgend ein Anderer die Opfer, die in den zahlreichen Empörungen und Straßenaufständen jener Zeit fielen, das Bürgerblut, welches vergossen worden ist, ich tadele selbst gewisse, von der Polizei zur Aufrechthaltung der Ordnung getroffene Maßregeln, aber ich verkenne

keineswegs die Schwierigkeit, in so gefahrvollen Augenblicken, wo alle Leidenschaften aufgeregt sind, die nöthige Ruhe des Geistes zu behaupten, mit der Kaltblütigkeit zu verfahren, welche allerdings der Regierung würdig gewesen wäre. Wenn aber von Tadel die Rede ist, so trifft er wohl vor allen Dingen die Aufwiegler und Ruhestörer, die Häupter der Parteien welche jene Aufstände veranlaßten. Was wäre wohl geworden, wenn die Empörer, welche auf dem Platz der Bastille, in der Straße Transnonain, bei der Kirche St. Germain-l'Auxerrois, auf dem Börsenplatze und andern Orten zu verschiedenen Malen gegen die Vertreter der gesetzmäßigen Ordnung die Waffen erhoben, den Sieg davon getragen hätten! Man muß nicht zerstören wollen, ehe man weiß, was man an die Stelle des Bestehenden setzen kann, sonst gleicht man jenem Thoren, welcher, ohne eine neue Wohnung zu haben, die alte verließ und dann mit dem Karren, der seine Habseligkeiten faßte, von Haus zu Haus zog, um zu sehen, ob man ihm irgendwo einen Zufluchtsort gewähren würde. Hatten die Republikaner in ihrer Partei irgend einen Mann, welcher fähig gewesen wäre, die Stelle eines Präsidenten der neuen Republik zu übernehmen, und konnten die Legitimisten hoffen, Frankreich durch die Zurückführung Heinrich des Fünften wiederum eine dauernde Regierung zu geben? Ich, der ich in jener Zeit in den höchsten und niedrigsten Kreisen der Gesellschaft zu gleicher Zeit gelebt, der ich mit den Großen, den Bürgern und den Leuten aus dem eigentlichen Volke in Verbindung stand, bin der festen Überzeugung, daß der Triumph einer dieser Parteien nur von kurzer Dauer sein konnte und

Frankreich von Neuem in unermeßliches Elend gestürzt haben würde.

Ich muß daher wiederholen, daß die Vorwürfe, die Louis Blanc den Leuten macht, welche nach dem Kampfe der Julirevolution die Macht für einen Augenblick in Händen hatten, welche dem französischen Volke eine Regierung geben konnten, durchaus ungerecht sind.

Alle Bürger haben in den drei Julitagen ihre Pflicht gethan, alle sind, was auch der Verfasser der Geschichte der zehn Jahre davon sagen mag, nach beendigtem Kampfe glücklich gewesen, für den Staat ein Oberhaupt zu finden, das mit Königlicher Geburt und fürstlichem Vermögen ausgezeichnete Geistesfähigkeiten und die Sympathie des Volkes verband. Wäre jene Wahl noch einmal zu treffen, so möchte ich den Verfasser des in Rede stehenden Geschichtswerkes wohl fragen, wer denn sein Kandidat für den Thron sein würde?

Sich Republikaner zu nennen ist nicht eben schwierig. Allein nicht so leicht ist es, die für die Errichtung dieser Regierungsform nöthigen Tugenden, vor allen Uneigennützigkeit und Patriotismus in dem erforderlichen Grade anzutreffen. Ehe die Herren Reformatoren diese Eigenschaften nicht in den Leuten nachgewiesen haben, welchen sie das schwierige Geschäft übertragen wollen, das Steuerruder des republikanischen Staatsschiffs zu lenken, mögen sie uns erlauben, ihren Ideen den Namen von Träumereien beizulegen, die allerdings im Kopfe großmüthiger und edler Schwärmer entsprungen sein mögen, welchen wir aber vorläufig noch die constitutionnelle Monarchie

mit wahrer und freisinniger Ausübung der Charte und der Gesetze vorziehen wollen.

Indem ich hier die Bemerkungen schließe, welche ich zu Louis Blancs „Geschichte der zehn Jahre" machen zu müssen glaubte, wiederhole ich noch einmal, daß ich vor den loyalen und edlen Absichten des Verfassers alle Achtung hege und indem ich mich bestrebte einige Thatsachen zu berichtigen, nichts Anderes als eben so wie Louis Blanc nach der historischen Wahrheit suchen wollte.

XII.

XII.

Die Heirathen der Prinzen und Prinzessinnen aus dem Hause Orleans. — Vermählung Ludwig Philipps. — Trennung der Königin von ihren Töchtern. — Tod der Prinzessin Klementine. — Die bei Gelegenheit der Verheirathung der Prinzen geforderten Dotationen.

Die Heirath des Königs Ludwig Philipp mit Marie Amélie, welche bekanntlich eine Neapolitanische Prinzessin ist, hatte, um zum völligen Abschluß zu gelangen, viele Schwierigkeiten zu überwinden; denn der König von Neapel war nicht eben sehr geneigt, die Hand seiner Tochter einem Prinzen zu geben, der in der Verbannung ohne Hoffnung auf Rückkehr in das Vaterland lebte, und welcher in jener unglücklichen Zeit ohne alles Vermögen war. Allein die Liebe der Prinzessin zu ihm ließ jene Rücksichten verschwinden. Marie Amélie, welche durchaus keinen Ehrgeiz besaß, hatte den festen Willen, diese Verbindung einzugehen, und wußte denselben durchzusetzen. Wer hätte in jenem Augenblicke geglaubt, daß dieser aus dem Vaterlande vertriebene heimathlose Flüchtling einstmals eine der glänzendsten Kronen der Welt auf das Haupt seiner Gemahlin setzen würde.

Dieselben Rücksichten, welche die Königin bei ihrer eignen Verbindung bestimmten, die der Neigung und des häuslichen Glückes, machen auch bei der für ihre Kinder zu treffenden

Wahl vor allen andern ihren Einfluß geltend. So viel es die Umstände irgend gestatten, kämpft sie gegen die Forderung der Politik, welche bei den Heirathen der meisten Prinzen und Prinzessinnen, so oft allein maßgebend sind. Nie würde die Königin ihre Töchter an Königssöhne oder selbst Könige verheirathet haben, deren Erziehung, Charakter und Privatleben ihr nicht vortheilhaft bekannt gewesen wären.

Ich bin Zeuge der zarten mütterlichen Besorgniß gewesen, welche das Herz dieser erlauchten Fürstin beängstigte, als die Prinzessin Louise, gegenwärtige Königin der Belgier, sich vermählen sollte. Es war dies das erste Mal, daß sie sich von einem ihrer geliebten Kinder trennen mußte, aber ach! dies Opfer war nur der Anfang so vieler anderer, welche ihm so bald folgen sollten. „Wird meine arme Louise auch fern von Frankreich und vom väterlichen Hause glücklich sein?“ so hörte ich die Königin zu jener Zeit sprechen. „Doch die Reise von Paris nach Brüssel ist ja bald gemacht,“ setzte sie hinzu; „wenn das liebe Kind krank ist, kann ich ja rasch zu ihr eilen; doch wenn das auch ist, welch eine ungewohnte Veränderung für meine Tochter!“

Bald darauf mußte die Königin sich auch von der Prinzessin Marie und später von der Prinzessin Klementine trennen. Leider sollte die erstere Trennung durch den frühen Tod dieser vortrefflichen Prinzessin, deren seltene Talente allgemein bewundert wurden, bald zu einer ewigen werden.

Sie war in Marseille, als sie in Folge einer unglücklichen Niederkunft starb. Die Nachricht von diesem unerwarteten Todesfall, durch welchen zum ersten Mal seit ihrer Er-

hebung auf den Thron die Familie Orleans in Trauer versetzt wurde, war für die Königin ein wahrer Donnerschlag. Die Leiche ihres geliebten Kindes ward aus Marseille nach Paris und von da nach Dreux dem Erbbegräbniß der jetzigen Königlichen Familie geführt. In der Stadt, in welcher diese Prinzessin den Tod gefunden, hatte man einen Blumenkranz auf ihr Grab gelegt, der den ganzen langen Weg bis nach Paris mit einer Art heiliger Sorgfalt geschützt und aufbewahrt wurde. Dort nahm ihn die Königin ab und hängte ihn in der Kapelle des Schlosses zu Neuilly mit einer rührenden von ihr selbst verfaßten Inschrift auf.

Obgleich die Schwester Ludwig Philipps ihre Neffen und Nichten ebenfalls zärtlich liebte, so wußte sie sich doch eher in die Trennung zu finden, welche durch die Verheirathung der Prinzessinnen unumgänglich nothwendig wurde. Dagegen war der Schmerz der Königin unbegrenzt und ich glaube, daß die Frömmigkeit allein sie in diesem Kummer aufrecht erhielt. Auch wurde ihre mütterliche Sorgfalt durch die Entfernung ihrer Kinder nicht im Mindesten beeinträchtigt. Sobald sie die Nachricht von der zu erwartenden Niederkunft der Königin der Belgier erhalten hatte, begab sie sich unverzüglich auf die Reise, um selbst die Pflegerin und Krankenwärterin ihrer Tochter zu sein. Nichts entging ihrer Aufmerksamkeit bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten; sie dachte selbst an alle nur nöthigen Vorbereitungen und vor allen Dingen wurden die Armen mit reichlichen Spendungen bedacht, um durch ihre Gebete die Hülfe des Himmels zu einer glücklichen Niederkunft der Prinzessin mit zu erflehen. Auch stieg die Zahl der an

die Königin aus den Vorstädten und den volkreichen Vierteln der Stadt gerichteten Bittschriften ungemein, wenn Ludwig Philipp und seine Gemahlin von einer ihrer Schwiegertöchter einen Enkel oder eine Enkelin zu hoffen hatten, und ich erinnere mich sehr genau, daß die Geburten von Prinzen und Prinzessinnen jederzeit ein Grund zu außerordentlichen Ausgaben für die Königin wurden.

Als sich die Prinzessin Louise und der Herzog von Orleans verheiratheteten, verlangten die Minister des Königs von den Kammern Dotationen. Da ich voraussah, daß eine große Zahl der Deputirten diesem Antrage abgeneigt sein und die Kammern die begehrte Summe entweder verweigern oder nur ungern und gewissermaßen in übler Laune die Forderung bewilligen würde, daß aber jedenfalls die über den Antrag zu eröffnenden Debatten Gelegenheit zu sehr unangenehmen, für die Königliche Familie peinlichen Erörterungen geben würden, so erlaubte ich mir, bei Hofe die Meinung laut werden zu lassen, daß es wohl besser sei, einen günstigeren Zeitpunkt für diese Geldforderungen abzuwarten. Allein ebenso wie schon früher einmal, als ich bei Gelegenheit des Vermächtnisses des Herzogs von Bourbon eine ähnliche Ansicht aussprach, kam ich bei den Höflingen sehr übel damit an. Ich ward mit den heftigsten Vorwürfen überschüttet und die Leute tobten so gewaltig, als wenn ich sie selbst hätte um Amt und Brod bringen wollen.

Da ich aus eigner Erfahrung den guten Gebrauch kannte, welchen sämmtliche Mitglieder der Familie Orleans von ihrem Vermögen machen, so würde ich für mein Theil mit ganzer

Seele dafür gestimmt haben, die Einkünfte des Königlichen Hauses bei Gelegenheit der Verheirathung eines Prinzen oder einer Prinzessin zu vermehren. Nur weil ich bezweifelte, daß die Anträge von den Kammern würden angenommen werden, schien es mir politischer, sie ganz zu unterlassen. Der Erfolg hat bei der für den Herzog von Nemours bei Gelegenheit seiner Verheirathung geforderten Dotation gelehrt, daß ich nicht Unrecht hatte.

XIII.

Ludwig Philipps Sorgfalt für seine Schlösser und Paläste. — Der Park zu Neuilly. — Mühevolle Versuche des Herzogs von Orleans, denselben zu vergrößern. — Hartnäckigkeit zweier alten Weiber. — Die Hütte an der Jenaer Brücke, eine Anekdote aus der Zeit des Kaiserreichs. — Bestrafte Habsucht. — Die Bildergallerien. — Ludwig Philipps Lieblingsmaler. — Die historische Gemäldesammlung in Versailles. — Die Schlösser zu Fontainebleau, Eu, Bizy, Pau. — Der Forst von Breteuil von Herrn Lafitte dem König verkauft. — Irrige Ansicht über diesen Ankauf. — Das Erbbegräbniß der Familie Orleans in Dreux. — Gleichzeitige Ausführung und Umgehung einer testamentarischen Verfügung durch Ludwig Philipp. — Des Königs eigne Thätigkeit bei neuen Bauten und Anlagen.

Eine ganz besondere Sorgfalt widmet Ludwig Philipp seinen Schlössern und Palästen und besonders den in ihnen befindlichen Bildergallerien. Das Schloß und der Park von Neuilly, der Lieblings-Aufenthalt Ludwig Philipps, ist zum großen Theil seine Schöpfung, die weitläufigen Anlagen, die daselbst meistens nach seinen eigenen Plänen ausgeführt worden sind, haben ihm viel Zeit gekostet, welche jedoch zu seinen liebsten Erholungsstunden gehörte. Bekanntlich ist es für einen Fürsten und jeden andern großen Grundeigenthümer nicht leicht, seine Besitzungen durch den An-

kauf umliegender Grundstücke und Ländereien zu vergrößern und zu vervollständigen, selbst wenn er bereit ist, dieselben über ihren wirklichen Werth zu bezahlen. Die Nachbarn sehen in der Kauflust eines solchen großen Eigenthümers eine günstige Gelegenheit, sich zu bereichern und in allen Gegenden findet man Leute, welche dem bekannten Müller aus Sans=Souci gleichen und ihr Eigenthum gegen den reichen Nachbar mit derselben Hartnäckigkeit, wie Jener gegen den großen Friedrich vertheidigen.

Auch Ludwig Philipp mußte, als er noch Herzog von Orleans war, in Neuilly dieselbe Erfahrung machen, und ein Fall dieser Art scheint mir der Erzählung werth zu sein. Eine alte Frau hatte auf der alten Straße nach Neuilly ein Haus, welches mit seinem Garten ein ziemlich großes Viereck bildete, das weit in den Park des Prinzen hineinreichte und denselben auf jener Seite ganz ungemein verunstaltete. Außerdem besaß eine andre Frau einige Morgen Landes mitten unter einer Menge kleiner Ländereien, welche der Herzog bereits an sich gekauft hatte, um die Alleen seines Gartens zu erweitern und den Eingang desselben bis zu dem Wege nach Ternes vorzurücken. Konnte er jenes kleine Grundstück noch zu erwerben, so gewann der Park durch den neuen Ankauf eine seltene Größe und Regelmäßigkeit, welche ihm ein außerordentlich prächtiges und imposantes Ansehn gegeben hätten. Leider sind alte und häßliche Frauen gemeiniglich eben so eigensinnig, als junge und hübsche verführerisch zu sein pflegen. Die Hartnäckigkeit jener beiden Besitzerinnen schien allen Bemühungen der Beamten des Prinzen trotzen zu

wollen. Nichts Komischeres giebt es in der That für den kalten Beobachter, als die Zuvorkommenheiten und Höflichkeiten, mit denen man diejenigen Leute überhäuft, welche man braucht, besonders, wenn man durch gütliche Überredung von ihrem freien Willen erreichen muß, was sich auf keine Weise gewaltsam ertrotzen läßt. Diese Bemerkungen konnte ich, der ich in der Nähe der beiden Alten wohnte, und damals gewissermaßen schon mit zum Hofstaate des Herzogs von Orleans gerechnet wurde, zu meinem großen Ergötzen fast täglich machen. Im Auftrage Ludwig Philipps entwickelten seine Sekretaire, der Ritter von Broval und Oudard eine beispiellose Liebenswürdigkeit gegen die beiden Matronen. Bald machte der Eine im Vorbeigehen ihnen als Nachbar eine zuvorkommende Visite, bald erlaubte sich der Andre, ihnen einige seltene Früchte aus dem prinzlichen Garten als Zeichen seiner Hochachtung zu übersenden. Auch mein Freund, der Notar des Herzogs, Herr Labie, erschien öfter als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Ludwig Philipps bei diesen ehrenwerthen Damen. Als pfiffiger Diplomat verleugnete er indeß die ihm gewordene prinzliche Vollmacht und trat incognito auf. Er kam, wie er sagte, nur, um sich nach der Gesundheit der verehrungswürdigen Besitzerinnen jener beiden Grundstücke zu erkundigen, und erst im Laufe des Gespräches ließ er wie von ungefähr die Frage fallen, welche bei einem Notar keineswegs auffiel: „Nun, wie steht's denn mit dem Verkauf Ihres Hauses?" Gab man eine ausweichende oder ungenügende Antwort, so erkundigte er sich neugierig nach dem Preise, welchen man geboten hatte und

rief dann mit verstelltem Erstaunen aus: „So viel! das ist ja eine außerordentliche Summe, hören Sie, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich mich beeilen, diesen vortheilhaften Handel abzuschließen.“

Da die weltliche Beredsamkeit nicht genügte, um den hartnäckigen Sinn der beiden Alten zu beugen, so wurde selbst die Geistlichkeit in Anspruch genommen; der Abbé von Laborde, welcher die Stelle eines Maire von Neuilly bekleidete und dem Herzoge von Orleans außerordentlich ergeben war, verfehlte nicht, von Zeit zu Zeit bei den beiden alten Damen einzusprechen, ihnen seine Huldigungen zu Füßen zu legen und sich geschickt nach dem Stande der Dinge zu erkundigen. Die älteste der beiden Matronen wurde mit Komplimenten über den für ihr Alter ganz erstaunlich guten Zustand ihrer Gesundheit überhäuft, der jüngeren sagte man über ihre liebenswürdige und geistreiche Unterhaltung die größten Schmeicheleien, mit einem Worte, nie wurde einer Fürstin ärger die Cour gemacht, als diesen beiden Frauen.

Endlich gab die eine der beiden Besitzerinnen nach und verkaufte ihr Gütchen für den enormen Preis von 100,000 Franken, welcher mehr als das Dreifache des wirklichen Werthes betrug. Die Andre war aber noch bei Weitem standhafter als ihre Genossin. Vergebens drohte man ihr, da die ganze umliegende Gegend dem Herzoge bereits gehörte, ihr Grundstück mit Mauern einzuschließen und sie so von der übrigen civilisirten Welt abzusperren. Die Alte, welche ihr Gesetzbuch studirt hatte oder von dienstfertigen Leuten mit Rath und That unterstützt wurde, antwortete lächelnd: „Aber dann wird mir

Sr. Königliche Hoheit wohl, wie das Gesetz es verlangt, eine Durchfahrt durch seinen Park verstatten, und ich werde täglich das Vergnügen haben, mit meinem Pfluge und meinem Bauerwagen durch den prinzlichen Garten zu passiren.“ Endlich nach langen Debatten und unsäglichen Bemühungen von Seiten der Beamten des Herzogs gelang es, auch dies Grundstück für das Zehnfache des wirklichen Werthes zu kaufen. Trotz dieses großen Verlustes war Ludwig Philipp über den endlichen Abschluß dieser Angelegenheit glücklich. Er war jetzt in Neuilly Herr über 700—800 Morgen Landes, auf denen er unumschränkt, ohne Rücksicht auf unangenehme Nachbarn herrschen und regieren, bauen, niederreißen, Bäume umhauen, neue Alleen anlegen lassen konnte nnd das Alles ohne die Kontrolle der Kammern und der Journale.

Dieselben Schwierigkeiten wie ihr Bruder hatte die Prinzessin Adelaide bei der Vergrößerung ihres Landsitzes zu Randan in der Auvergne zu überwinden. Was auch idyllische Dichter von der Unschuld und Uneigennützigkeit der Bewohner der Berge singen mögen, die welche auf den Gebirgen der Auvergne hausen, sind mindestens eben so große Schlauköpfe, und verstehen sich auf ihren Vortheil nicht weniger als die Bewohner der großen Städte. Ohne auch nur im Mindesten auf die Wohlthaten Rücksicht zu nehmen, welche die Prinzessin in der Umgegend in so reichlichem Maße spendete, ließen sich die Herren Auvergnaten, nach deren Eigenthum Ludwig Philipps Schwester gelüstete, dasselbe ebenso wie die Bewohner der Umgegend von Neuilly mit dem Zehnfachen, einige

sogar mit dem Zwanzigfachen des wirklichen Werthes bezahlen.

Die hier angeführten Thatsachen über die Schwierigkeit der Vervollständigung großer Besitzungen rufen mir eine Anekdote aus der Kaiserzeit ins Gedächtniß, welche eine zu gute Lehre für unverschämte Forderer enthält, als daß ich sie hier übergehen sollte. Als Napoleon den Palast des Königs von Rom erbauen ließ, hatten die Architekten, denen die Vermessung der Baustelle übertragen war, den Ankauf eines kleinen baufälligen Häuschens vergessen, welches der Jenaer Brücke gegenüber lag. Da dieser Platz für die Vollendung des Palastes unumgänglich nothwendig war, so glaubte man dem Besitzer damit Furcht zu machen, daß man ihm sagte, Sr. Kaiserliche und Königliche Majestät brauchten sein Grundstück zu einem Baue, er solle sofort angeben, wie viel er dafür begehre. Allein der gute Mann war nicht so leicht einzuschüchtern. Er überlegte sich die Sache erst in aller Ruhe mit seiner Frau und sämmtlichen Gevattern der Nachbarschaft und forderte, als man zum zweiten Mal bei ihm anfragte, den zehnfachen Werth von 12,000 Franken für sein Häuschen. Die Architekten, die froh waren, so billigen Kaufs davonzukommen, antworteten, daß sie an den Minister des Innern berichten und dieser die Befehle Sr. Kaiserlichen Majestät einholen würde, daß aber die Genehmigung des Kaufpreises sicherlich keine Schwierigkeiten habe. Während nun dieser Antrag den bekannten langsamen Weg durch alle Bureaus des Ministeriums des Innern und von da zum Kaiser nahm, wurden dem Eigenthümer, der nicht ermangelte, sein Glück im ganzen

Viertel herumzuerzählen, verschiedene weise Rathschläge ertheilt und gut gemeinte Vorschläge gemacht. „Einfallspinsel," sagte ein Anfertiger schriftlicher Aufsätze, das Orakel der ganzen Straße zu ihm, „wißt ihr denn nicht, daß man Euer Haus unter keiner Bedingung entbehren kann, daß der Grund zu dem Palaste, welcher mehrere Millionen kostet, schon gelegt ist, und daß man selbst für 100,000 Franken Euer Häuschen kaufen müßte, weil es viel zu nah an dem Schlosse liegt, um stehen bleiben zu können; fordert also nur ruhig Eure 100,000 Franken und gebt mir für meinen Rath 6000 davon. Da dieses pfiffige Gutachten von mehreren Bekannten und Freunden des Besitzers bestätigt wurde und, wenn auch einige zu einem mäßigeren Kaufpreise riethen, ihm doch Alle zuredeten, nur tüchtig zu fordern, so verlor der arme Teufel den Kopf bei der Aussicht auf ein so großes Glück. Inzwischen war dem Kaiser der erste Antrag zugekommen und die Forderung kam ihm so mäßig vor, daß er dem genügsamen Eigenthümer 20,000 Franken zu geben befahl. Sogleich begaben sich die Architekten zu unserm Glücksmanne und verkündeten ihm die Entscheidung Seiner Majestät. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie den Besitzer der verhängnißvollen Hütte, statt ihn mit Freuden den Kauf abschließen zu sehen, mit unverschämter Miene den Kaufpreis auf die enorme Summe von 100,000 Franken steigern hörten. Da der Mensch durch keine Vorstellung zu einer vernünftigeren Ansicht zu bewegen war, so ward von Neuem an den Kaiser berichtet. Unwillig antwortete Napoleon: „Zahlt dem Schurken augenblicklich diese Summe aus, er ist im Stande, wenn Ihr länger zögert,

das Doppelte zu verlangen.“ Und der große Mann hatte wie immer so auch hier nicht ganz unrecht vermuthet. Denn in der That glaubte der genügsame Hausbesitzer sich schon wieder eines Bessern besonnen zu haben, als sich die Architekten zum Abschluß des Kontraktes einstellten, und hatte die Naivität, noch 20,000 Franken zur Deckung der Ziehkosten zu verlangen. Die Beamten geriethen außer sich über eine so weit getriebene Unverschämtheit, da aber bei dem geldgierigen Verkäufer kein Mittel der Überredung fruchtete, so sahen sie sich genöthigt, einen dritten Bericht einzureichen. Zitternd überbrachten die Architekten, welche den Unwillen des Kaisers fürchteten, Sr. Majestät die Nachricht von dieser neuen großartigen Forderung. „Wenn dem so ist,“ antwortete der Kaiser mit ernster Miene, „so verzichte ich gänzlich auf den Ankauf dieses Hauses, auf dergleichen übertriebene Forderungen einzugehen, hieße die Leute zum Betruge ermuthigen. Außerdem wird die Hütte, wenn sie stehen bleibt, meinem Sohn die beständige Lehre geben, daß fremdes Eigenthum heilig und unverletzlich ist.“

Kurze Zeit nach dieser Antwort verließ Napoleon Frankreich auf immer, die Bourbonen kehrten zurück, der Plan zum Bau jenes Palastes ward aufgegeben und der schon gelegte Grund wieder vernichtet. Das Häuschen, für welches sein Eigenthümer zur Zeit 100,000 Franken hätte bekommen können, ist ruhig stehen geblieben; die Familie des Besitzers, welche ohne eine solche Habsucht zu großem Wohlstande gelangt wäre, lebt in ihrem früheren Elende, und niemals bin

ich an dem Hause vorübergegangen, ohne mich an diese merkwürdige Anekdote zu erinnern.

Um auf die Königlichen Schlösser und die Sorgfalt zurückzukommen, welche Ludwig Philipp ihrer Erhaltung und Verschönerung widmet, so wird das Meiste auf die zum Theil sehr großartigen Bildergallerien verwendet, die sich in jenen Palästen befinden. Vor 1830 war es das Palais-Royal, dessen Gemäldegallerie Ludwig Philipp mit den Kunstwerken der bedeutendsten modernen Künstler zu zieren suchte. Die Bestellungen des Herzogs von Orleans waren so großartig, daß ihm die Kunst und die meisten ihrer Jünger in Frankreich in der That sehr viel verdanken. Schon um jene Zeit war Horace Vernet der Lieblingsmaler des Herzogs von Orleans für Darstellungen von Schlachten, Gudin für Seestücke, Allaux, Picot, Hersent für Familiengemälde und historische Malerei. Seitdem Ludwig Philipp den Thron bestiegen hat, ist die berühmte historische Gallerie von Versailles der Hauptgegenstand seiner Sorgfalt geworden. Die Ausführung des Gedankens, ein solches Nationalmuseum im Schlosse zu Versailles entstehen zu lassen, ist vielleicht diejenige von allen Schöpfungen Ludwig Philipps, welche ihn bei der Nachwelt am Meisten zur Ehre gereichen wird, und es giebt nur eine Stimme, dieser wahrhaft Königlichen Idee Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es war dies das einzige Mittel, jenen berühmten Palast Ludwigs des Vierzehnten mit allen seinen historischen Erinnerungen auf eine, eines Königs des heutigen Frankreich würdige Weise wieder aufleben zu lassen, die prächtige Residenz der alten Herrscher des Lan-

des, deren Wohlstand von Tage zu Tage mehr sank, noch einmal zu heben.

Die Bildung von dergleichen Sammlungen moderner Kunstwerke ist nichts weniger als leicht. Die Eigenliebe und die Anforderungen, mit welchen die Mittelmäßigkeit sich überall hervorzudrängen weiß, der Einfluß und die Protektion hochgestellter Personen, welche diesem oder jenem Künstler ihren hohen Schutz angedeihen lassen, haben oftmals die übelsten Folgen. Jeder Maler findet mindestens in der Person, deren Portrait er zur Zufriedenheit angefertigt hat und welcher er nicht verfehlte zu schmeicheln, einen Gönner, der Alles daransetzt, seinem Schützling einen Auftrag zur Anfertigung eines historischen Gemäldes für Versailles, Fontainebleau, St. Cloud u. s. w. oder auch nur zu einer für irgend eine Gallerie bestimmten Kopie zu verschaffen. So ist es denn gekommen, daß das Museum von Versailles eine große Menge mittelmäßiger, um nicht zu sagen schlechter Gemälde enthält. Ludwig Philipp ist hiervon gegenwärtig ebenso überzeugt, wie jeder andre Kenner, der diese Gallerie besichtigte. Bereits sind auch die nöthigen Vorkehrungen getroffen, alle Pfuschereien, welche sich dort befinden, durch neue bessere Gemälde zu ersetzen. Schon ist dies mit vielen geschehen und die andern von demselben geringen Werthe bleiben nur, um keine Lücke in dem Gange der Begebenheiten eintreten zu lassen, so lange an ihrem Platze, bis die Umstände gestatten, andere an ihre Stelle zu setzen.

Auch im Schloß zu Fontainebleau sind unter der Regierung des jetzigen Königs die wichtigsten Verbesserungen vor-

genommen worden. Die Baukunst und die Malerei haben gewetteifert, diesem berühmten Palast einen Glanz zu geben, welcher den der früheren Zeit bei Weitem überstrahlt. Nachdem ungeheure Summen auf seine Wiederherstellung gewendet worden sind, ist Fontainebleau jetzt wieder ein würdiger Aufenthalt eines großen Monarchen geworden. Auch für die Schlösser in Eu, Bizy, Amboise und Pau, obgleich sie nur Paläste zweiten Ranges sind, ist viel durch Ludwig Philipp geschehen. Namentlich ist das letzte, das unter der Restauration als Gefängniß benutzt wurde und sich in einem abscheulichen Zustande befand, erst von Ludwig Philipp vollständig wiederhergestellt worden. Es ist in der That unbegreiflich, wie die Bourbonen der älteren Linie dies schöne, an vaterländischen Erinnerungen so reiche Schloß, welches die Wiege des großen Heinrich des Vierten gewesen, in solcher Verwahrlosung und zu einem solchen Zwecke benutzen lassen konnten. Die Höflinge unter der Restauration, welche fortwährend von historischen Beziehungen schwatzten und namentlich den König Heinrich den Vierten beständig im Munde führten, dachten nicht daran, dem berühmten Schlosse der Jeanne d'Albert eine würdigere Bestimmung zu geben, sondern überließen einer revolutionairen Regierung diese Ehre.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich des Bedauerns, welches ich empfand, das schöne, so reizend gelegene Schloß in St. Germain als Militairgefängniß verwendet zu sehen. Sollte man nicht für den Versuch des Strafsystems, welches dort in Anwendung gebracht wird, irgend ein altes Kloster haben finden können, welches sich mehr dazu geeignet hätte,

als jener, an historischen Erinnerungen so reiche Palast? In der That bin ich erstaunt, daß Ludwig Philipp diese Profanation zugegeben und jener ehemaligen Königlichen Residenz nicht mehr Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Bizy ist ein altes Besitzthum der Familie Orleans, dessen Schloß lange verlassen war und das gegenwärtig nach einem bedeutenden Kostenaufwande wieder in Stand gesetzt worden ist. Die dazu gehörige Waldung von Vernon hat eine außerordentliche Größe und bringt dem Könige jährlich eine bedeutende Summe ein.

Ein anderer bedeutender, zu den Privatdomainen des Königs gehöriger Forst, ist der von Breteuil, welchen Ludwig Philipp im Jahre 1830 von Herrn Lafitte kaufte, als dessen Vermögensumstände sich in Folge der während der Revolution gebrachten Opfer in einem nicht ganz befriedigenden Zustande befanden. Über diesen Kauf ist seiner Zeit viel gesprochen und von den Feinden der Familie Orleans behauptet worden, Ludwig Philipp habe sich die bedrängte Lage des Banquiers Lafitte, dem er selbst so viel verdankte, zu Nutze gemacht und jene Waldung unter dem wahren Werthe erstanden. Ich kann versichern, daß dies durchaus unbegründet ist. Der Forst von Breteuil ist im Jahre 1830 von Ludwig Philipp mit einer Summe bezahlt worden, welche nur in gewöhnlichen und ruhigen Zeiten sein Kaufpreis sein konnte. Wenn man daher die Zeitverhältnisse, die Unsicherheit eines Grundbesitzes nach einer Revolution, über deren weitere Folgen Niemand Etwas mit Bestimmtheit voraussagen konnte,

erwägt, so muß man gestehen, daß im Gegentheil Herr Lafitte bei diesem Handel gewonnen hat.

In Dreux befindet sich keine Königliche Residenz, aber dieser Ort ist die letzte Wohnung der Fürsten aus dem Hause Orleans; hier sieht man die Gruft, welche die irdischen Überreste der Mitglieder dieser Familie aufzunehmen bestimmt ist. Auch Ludwig Philipp wünscht, daß nach seinem Tode sein Leichnam in Dreux beigesetzt werde, obgleich bis jetzt St. Denis die Ruhestätte der Könige Frankreichs war.

Der Bau der Kapelle zu Dreux, unter welcher sich das Grabgewölbe befindet, ist zu verschiedenen Malen angefangen und wieder eingestellt worden, so daß der Styl ihrer Architektur ohne Einheit ist und auf das Auge des Betrachters keinen vortheilhaften Eindruck hervorbringt. In dem Gewölbe erblickt man einzelne, tief in die Mauer gehauene Nischen, in welche die Särge hineingesetzt und die dann mit einem Stein verschlossen werden, der die Grabschrift enthält.

Der Architekt, welcher beim Ausbau der Kapelle des Königlichen Grabgewölbes zu Dreux beschäftigt gewesen ist, hat mir folgenden Umstand mitgetheilt, der für den Leser nicht ohne Interesse sein dürfte. Durch ein übertriebenes Gefühl des Wohlwollens gegen ihren Intendanten, Herrn von Folleville, bestimmt, hatte die verwittwete Herzogin von Orleans, Ludwig Philipps Mutter, in ihrem Testamente festgesetzt, daß die Leiche dieses treuen Dieners im Grabgewölbe der Familie Orleans beigesetzt und sein Sarg, wie der aller Mitglieder des Königlichen Hauses, durch einen mit einer Inschrift versehenen Stein verschlossen werden sollte. Diese,

wie Jedermann zugeben wird, unpassende und nicht zu rechtfertigende testamentarische Verfügung der Herzogin hat Ludwig Philipp auf eine geschickte und sonderbare Weise auszuführen und zu gleicher Zeit zu umgehen gewußt. Er befahl nämlich, den Sarg des Intendanten in eine jener Nischen zu stellen, den Stein mit der Inschrift aber so davorzusetzen, daß die letztere nach Innen gekehrt ist und daher Name und Stand des Herrn von Folleville keinem Besucher mitten unter denen der Königlichen Hoheiten auffallen könne.

Zum Schlusse dieses Abschnittes muß ich hinzufügen, daß Ludwig Philipp bei der Verschönerung der Königlichen Schlösser und Gärten, bei der Ausführung der zahlreichen auf ihnen unternommenen Bauten sehr viel selbst thätig ist. — Ich habe diesen Fürsten, während meines Aufenthalts am Hofe sehr oft über Baupläne und Vorschläge mit den Architekten diskutiren hören, ihn selbst Risse zu Bauanlagen, Alleeen und Wegen zeichnen sehen und stets die Schärfe seines Auges, das Geniale seiner Bemerkungen, das Talent, welches sich in seinen Plänen kund gab, bewundern müssen, und sehr oft sahen sich die Architekten in diesen Diskussionen genöthigt, nicht aus Achtung gegen den Fürsten, sondern gegen den geschickten Baumeister, dessen großartige Vorschläge sie in Erstaunen setzten, nachzugeben.

XIV.

Reisen der Königlichen Familie. — Unverschämtheit der Gastwirthe. — Bewirthung in Privathäusern. — Lächerliche Prätensionen der Leute vom Gefolge. — Promenaden der Königlichen Familie. — Wasserfahrten. — Die Flotille in Neuilly. — Spaziergänge Ludwig Philipps in den Straßen von Paris. — Ueberreichung von Bittgesuchen bei dieser Gelegenheit. — Die unglückliche Familienmutter. — Gewohnheiten Ludwig Philipps. — Einige charakteristische Anekdoten.

Die Reisen, welche die ganze Königliche Familie oder einzelne Mitglieder derselben alljährlich in die Departements unternehmen, kosten sehr bedeutende Summen. Da es in den großen Hotels für fürstliche Gäste derzeit noch an einem Tarife mangelt, so finden sich unter den Besitzern der von hohen und höchsten Herrschaften mit ihrem Besuche beehrten Gasthöfe sehr oft Leute, welche die Unverschämtheit in ihren Forderungen bis auf einen unglaublichen Grad treiben und die Ankunft einer Königlichen Hoheit oder gar einer Majestät in ihrem Hause für ein Ereigniß ansehen, das einem Gewinnst in der Lotterie gleichkommen muß. Namentlich findet eine solche undelikate, alles Maaß überschreitende Übertheuerung bei der Bezahlung der Mahlzeiten statt, welche erlauchte Gäste in einem Gasthause einzunehmen geruhen.

Mir ist erinnerlich, daß sich bei den Reisen, auf denen ich die Königliche Familie Frankreichs zu begleiten die Ehre hatte, manche Gastwirthe nicht entblödeten, zwölf= bis funfzehnhundert Franken (300 bis 400 Thaler) für ein ziemlich schlechtes Diner anzusetzen. Das nicht eben interessante Amt dergleichen Forderungen zu berichtigen und nachher für die Hofstaatskasse des Königs in Rechnung zu stellen, ist dem General Atthalin, dem ersten Adjudanten Ludwig Philipps übertragen. Als demselben einmal auf einer Poststation eine solche Rechnung von 1500 Franken für ein einziges Diner der Königlichen Familie und ihrer allerdings zahlreichen Begleitung überreicht wurde, fand er es, wahrscheinlich in besonderer Berücksichtigung der vorzüglich schlechten Qualität des genossenen Mittagessens, für angemessen, Sr. Majestät zu fragen, ob er diese unerhörte Forderung in der That berichtigen solle. „Ein Bankbillet von tausend Franken," antwortete Ludwig Philipp lächelnd, „scheint mir allerdings genug zu sein!" Dieser Königlichen Entscheidung zufolge, bot der General Atthalin die gedachte Summe dem Gastwirth an, welcher sie ruhig annahm und sich im eignen Bewußtsein seiner Unverschämtheit wohl hütete, die leiseste Einwendung zu machen.

Da für die auf den Reisen der Königlichen Familien gestellten Postpferde ein Tarif existirt, so können dergleichen Mißbräuche und Übertheuerungen von Seiten der Postmeister nicht vorkommen. Der König und die Prinzen sind übrigens mit besonderen Gratifikationen gegen die Postillone sehr freigebig. Das hat denn zur Folge, daß der Zwischenraum von Station

zu Station mit einer wirklich Schrecken erregenden Schnelligkeit zurückgelegt wird. Ich meinerseits muß gestehen, daß mir dies unerhört rasche Fahren stets das Unangenehmste bei den Reisen war, auf welchen ich die Königliche Familie zu verschiedenen Malen begleitet habe.

Eine solche Königliche Fahrt hat übrigens auch ihre komische Seite. Die Menge und das Gewicht des Reisegepäcks, das man jedesmal mitschleppt, die Zahl der Kisten, Kasten und Reisekoffer von allen möglichen Formen und Gattungen, welche aufgepackt werden, die Schaar der Beamten und Bedienten, die sich im Gefolge der hohen Herrschaften befinden und die sämmtlich unumgänglich nothwendig sind, gewähren den sonderbarsten Anblick von der Welt. Denn es versteht sich von selbst, daß jedes Mitglied des Hofstaates seine gehörige Bequemlichkeit haben und vom ersten Adjudanten bis zum untersten Bedienten herab jeder die seinem Range zukommenden Rücksichten beobachtet wissen will. So kommt es denn, daß der Zug, wenn er sich in Bewegung setzt, das Aussehen einer Karavane oder einer Kolonie gewinnt, welche mit Provisionen auf ganze Jahre versehen, in ferne unwirthbare Gegenden zieht. Dabei sind die Prätensionen, welche die Leute des Gefolges, namentlich die Unterbeamten des Königlichen Hofstaates, auf der Reise machen, ungemein ergötzlich. Mehr als einmal bin ich Zeuge gewesen, daß die Intendanten Ludwig Philipps, Dubuquoy und Uginet, über welche ich schon im vorigen Bande ein Wort gesagt habe, wenn sie dem Königlichen Zuge voraus eilten, um die Zimmer zum Empfang der Herrschaften in Stand setzen zu lassen und andere Vorbe-

reitungen zu treffen, mit wichtiger und vornehmer Miene höheren Beamten förmlich Audienz ertheilten und namentlich die Herren Maires und Deputirten mit Stolz zu empfangen geruhten, welche sich in aller Unterthänigkeit nach den Einzelheiten der Reise der Königlichen Familie, den Anhaltepunkten, der Dauer des Aufenthaltes u. s. w. erkundigten. Dergleichen Details wünschten jene Herren meist aus dem Grunde zu erfahren, weil sie die Absicht hatten, den König, die Königin und ihre erlauchte Familie beim Durchpassiren durch diese oder jene Ortschaft mit pomphaften Reden zu beglücken.

Niemals fehlt es auf diesen Reisen an Leuten, welche um die Ehre nachsuchen, und dieselbe auch gemeiniglich erlangen, der Königlichen Familie eine gastfreie Aufnahme in ihrem eignen Hause anbieten zu dürfen. Sehr häufig ist es interessant, die Haltung und das Benehmen dieser, durch die Einwilligung Ihrer Majestäten hoch beglückten Hauseigenthümer zu beobachten. Die meisten verlieren, wenn sie endlich die lang ersehnte Ehre haben und die Königliche Familie ihre Schwelle betritt, ganz und gar den Kopf und können trotz aller Vorbereitungen, trotz der enormen Kosten, in die sie sich gestürzt haben, nicht dahin gelangen, ihre erlauchten Gäste auf eine würdige Weise zu empfangen. Die Hauptschwierigkeit machen auch da die lächerlichen Prätensionen vieler Leute des Gefolges, die den Wirth oft in nicht geringe Verlegenheit setzen; denn Ludwig Philipp ebenso wie die Königin, die Prinzessin Adelaide und die übrigen Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses sind in ihrem eignen Palast an solche Einfachheit gewöhnt, daß Nichts leichter ist, als sie auf

auf der Reise, wenn sie sich in einem Privathause bewirthen lassen, zufrieden zu stellen.

Einer alten Sitte gemäß wird den Prinzen, sobald sie eine solche gastfreie Aufnahme angenommen haben, mit ihrem Eintritt in die Wohnung, der sie auf einige Zeit die Ehre ihrer Gegenwart schenken, die ganze Gewalt und das Ansehen des Hausherrn übertragen. Demzufolge werden alle Einladungen zu Diners, Bällen und anderen Festlichkeiten, welche der Gastgeber ausrichtet, so lange sie in seinem Hause weilen, einzig und allein den Prinzen überlassen.

Die Promenaden zu Fuß und zu Wagen werden von allen Mitgliedern der Königlichen Familie, so weit sich dies irgend thun läßt, in Gemeinschaft unternommen. Befinden sich die Herrschaften in Neuilly, ihrem Lieblingsaufenthalte, wo sie alljährlich den größten Theil des Sommers zuzubringen pflegen, so werden fast täglich Wasserfahrten auf dem Arme der Seine gemacht, welcher den Park jenes Schlosses begrenzt. Zu dem Ende liegt eine kleine, aus hübschen Seebooten der verschiedensten Größe bestehende Flotille am Ufer des Gartens vor Anker, zu deren Bemannung Ludwig Philipp eine Abtheilung von Seeleuten in Neuilly hält, damit Alles jeden Augenblick zu einer Spazierfahrt bereit sei. Mit dieser kleinen Marine machte sich besonders der Prinz von Joinville als Knabe viel zu schaffen und auf diesen Booten hat Sr. Königliche Hoheit ihre seemännische Laufbahn, die den Prinzen bereits bis zum Range eines Admirals geführt hat, begonnen.

Promenaden zu Fuß kann die Königliche Familie aus leicht zu erachtenden Gründen ebenfalls nur noch unternehmen,

wenn sie sich auf einem ihrer Sommeraufenthalte befindet, und auch da in der Regel nur in den Grenzen eines mit Mauern eingeschlossenen Parks.

Allein bevor elende Mörder mit berechnender Feigheit und Schändlichkeit dem Leben Ludwig Philipps nachstellten, ging er sehr häufig mit der Königin, seiner Schwester und seinen Kindern zu Fuße in den Straßen von Paris, ohne irgend eine Begleitung, spazieren. In einfach bürgerlicher Kleidung sah man den König der Franzosen, seinen Regenschirm unterm Arm, vor den Läden still stehen und sich die in den Schaufenstern ausgestellten Waaren besehen. Diese häufigen Spaziergänge, welche den König in eine unmittelbare Berührung mit den arbeitenden Klassen brachten, gaben ihm Gelegenheit zu sehr nützlichen Beobachtungen. Mehr als einmal bin ich Ludwig Philipp in der Nähe des Palais-Royal begegnet, wo er von der Königin und seiner Schwester begleitet, sich auf der Straße mit dem ersten Besten unterhielt und an einen Vorübergehenden Fragen richtete, um über dieses oder jenes Ereigniß des Augenblicks Auskunft zu erhalten. Handelte es sich, wie so häufig in Paris, um ein von Elend und Noth hervorgerufenes Unglück, so schrieben der König, die Königin oder die Prinzessin sich Wohnung, Namen und Verhältnisse des Hülfsbedürftigen auf, und so wie sie in den Palast zurückgekehrt waren, ließen sie mich holen, um das Unglück, dessen Zeuge sie durch eine Schickung der Vorsehung geworden waren, augenblicklich durch wohlthätige Gaben zu mildern.

So ließ mich eines Tages die Königin nach den Tuile-

rien rufen. Ich fand sie noch sichtlich gerührt von dem Auftritte, den sie so eben gehabt hatte. „Denken Sie sich, Herr Appert," sagte sie zu mir, „als ich heute mit dem Könige ausgehen wollte, warf sich uns eine mir unbekannte Dame mit vier niedlichen Kindern zu Füßen, faßte mich beim Kleide, ergriff meine und des Königs Hände, die sie mit Thränen benetzte, und flehte schluchzend, mit ihrem Jammer Mitleid zu haben. Auch die Kinder weinten und irre ich nicht, so baten sie uns um Brod. Wahrlich, dieser Anblick war herzzerreißend, es war uns unmöglich, unsern Spaziergang fortzusetzen und ich habe Sie sogleich holen lassen, damit Sie augenblicklich die nöthigen Schritte thun, um die arme Familie von der Verzweiflung zu retten. Ich sehe in diesem Vorfall einen besonderen Fingerzeig des Himmels; denn ich wollte eigentlich heute gar nicht ausgehen, aber eine geheime Stimme des Innern trieb mich dazu, damit ich ein gutes Werk thun könnte. Der König will zur Hälfte dabei mitwirken; gehen Sie also nur gleich hin und sehen Sie, was man zur Rettung der unglücklichen Frau thun kann.

Ich begab mich sofort in die Wohnung, welche Ludwig Philipp mit Bleistift aufgeschrieben hatte, und fand daselbst eine Madame F....., Wittwe eines in Afrika gefallenen Offiziers, mit ihren fünf Kindern, deren jüngstes, welches kaum zwei Jahre zählte, im Bette geblieben war, während eine Eingebung des Himmels die arme Mutter mit den vier andern nach den Tuilerien führte. Folgendes sind die eignen Worte der Madame F....., mit denen sie mir ihr Unglück erzählte: „Mein armer Mann ist als Lieutenant bei der

Armee in Algier gefallen; ich hatte keine Ansprüche auf eine Wittwenpension und auf ein an das Kriegsministerium gerichtetes Unterstützungsgesuch bekam ich keine Antwort. Da ich endlich so weit war, daß ich kein Brod mehr für meine arme Kinder und nicht einmal so viel Geld besaß, um für die Kleinen Milch zu kaufen, hatte ich heute Morgen den Entschluß gefaßt, Thür und Fenster fest zu verschließen und uns alle sechs in Kohlendampf zu ersticken. Ehe ich mich ans Werk machte, betete ich zum lieben Gott! Da ließ sich eine Stimme meines Innern vernehmen, welche mir bittere Vorwürfe über die Handlung machte, die ich begehen wollte. Noch einmal faßte ich Muth und beschloß nach den Tuilerien zu eilen, um der Königin selbst eine Bittschrift zu übergeben. Ich ging mit meinen vier Kindern nach dem Schlosse, ward aber von den Bedienten zurückgewiesen. Doch ließ ich den Muth nicht sinken, sondern wartete drei lange Stunden und endlich fügte es der liebe Gott so, daß der König und die Königin zusammen zu Fuße aus den Tuilerien kamen. Ich erkannte sie augenblicklich und warf mich ihnen zu Füßen, vergaß aber in meiner Verwirrung, ihnen die Bittschrift, welche die Erzählung meiner Leiden enthielt, zu überreichen. Die gute Königin hob mich vom Boden auf, küßte meine vier Kinder, der König versprach mir seinen Schutz und da Sie, mein Herr, jetzt von Ihren Majestäten zu mir geschickt werden, so bin ich gerettet!"

Nachdem ich der augenblicklichen Noth dieser armen Familie abgeholfen hatte, dachte ich darüber nach, was wohl weiter für sie geschehen könne. Nach den Mittheilungen, welche

mir Madame F..... über ihre Verhältnisse machte, sah ich bald, daß es das Beste wäre, sie nach Marseille zu schicken, wo sie und ihre Kinder bei Verwandten eine günstige Aufnahme zu hoffen hatten. Ich bezahlte also ihre Miethe, löste ihre Habseligkeiten vom Leihhause aus und übergab ihr 500 Franken Reisegeld.

Oft wurden der König und die Königin auf den Spaziergängen, welche sie incognito in den Straßen von Paris unternahmen, erkannt und nicht selten ging man sie mit sehr indiskreten Bitten an. Stets aber waren sie freundlich und gemeiniglich gaben sie den Bittstellern meine Adresse und sagte zu ihnen: „Gehen Sie nur in unserm Auftrage zu Herrn Appert, der wird die nöthigen Schritte für Sie thun!“

Leider können der König und seine Familie zu ihrem großen Bedauern nicht mehr allein und ohne Eskorte ausgehen, nachdem nun bereits neun Mal elende Mörder auf Ludwig Philipp geschossen haben, selbst, wo er im Wagen und von Adjutanten und Dienerschaft umgeben war. In innerster Seele wird man empört bei der Erinnerung an diese schändlichen Mordversuche, welche die Hand der Vorsehung, die namentlich bei dem in Fontainebleau verübten sichtbar gewesen ist, noch immer vereitelte.

Die häufigen gegen seine Person verübten Attentate scheinen Ludwig Philipp zu einiger Vorsicht veranlaßt zu haben; wenigstens ist mir bekannt, daß sich in seinem Schlafgemache stets Licht befindet und auf seinem Nachttische jederzeit zwei Pistolen liegen.

Das Schlafzimmer des Königs, das er mit seiner Ge=

mahlin theilt, ist wie die übrigen Gemächer seiner Wohnung auf die einfachste Weise möblirt. In demselben befindet sich ein großes Bett von derselben Breite als Länge, dessen eine Hälfte für den König, die andere für die Königin bestimmt ist. Beide haben eine verschiedene Einrichtung, die Seite des Königs besteht aus einer einfachen Matratze, auf der der Königin befinden sich Federbetten und mehrere Matratzen. Auch die Prinzen und Prinzessinnen der Familie haben ein eben so hartes Lager als ihr Vater.

Auch in seiner Nahrung ist Ludwig Philipp durchaus einfach, fern von jedem Luxus und beobachtet vor allen Dingen die größte Regelmäßigkeit in seinen Mahlzeiten. Kommt er ermüdet von einer Reise oder einer Truppenmusterung zurück, so nimmt er auf der Stelle ein Bad, in welchem er gewöhnlich eine ganze Stunde verweilt. Seine Kleidung nimmt der gegenwärtige König der Franzosen außerordentlich in Acht und ich erinnere mich gesehen zu haben, daß er einmal in sehr üble Laune gerieth, weil er sich seinen Rock beim Durchgehen durch eine Thür zerrissen hatte. In seinem Schreibpult und in seiner Privat-Bibliothek herrscht die größte Ordnung, die Papiere liegen in den gehörigen Fächern, jedes Buch steht an dem ihm zukommenden Platze und es ist ihm sehr unangenehm, wenn während seiner Abwesenheit irgend eine Veränderung damit vorgenommen wird. Wenn sich Ludwig Philipp im Salon mit der Familie befindet und sich durch Gespräche unterhält, ist eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, die für seine Privat-Korrespondenz nöthigen Brief-Couverts selbst zusammenzukleben, und oft habe ich gesehen, wie er die

Umschläge von großen Depeschen nahm, die innere Seite nach Außen kehrte und sie auf diese Weise als Material zur Anfertigung seiner Couverts benutzte. Es ist dies überhaupt eine Gewohnheit des Königs, selbst Dinge von anscheinend geringem Werthe nicht verloren gehen zu lassen.

Ludwig Philipp ist weder ein Liebhaber der Jagd, noch irgend eines Spiels, mit einziger Ausnahme des Billards, welches an Abenden, wo er sich im Kreise seiner Familie befindet, öfter seine Erholung bildet. Allein es ist sehr selten, daß die Staatsgeschäfte ihm einmal eine freie Stunde lassen, und er nicht durch die Ankunft einer wichtigen Depesche oder eine andre Unterbrechung abgerufen wird.

Ich erlaube mir diesen Abschnitt mit der Erzählung einiger charakteristischer Anekdoten zu beendigen, bei denen ich auf den Reisen der Königlichen Familie selbst Zeuge gewesen bin.

Bei einem großen Diner, welches die Prinzessin Adelaide im Schloß Randan gab und wo sich die ganze Königliche Familie bei Tische befand, war auch ein armer Landpfarrer aus der Umgegend gebeten worden. Dieser vortreffliche Geistliche hatte das Unglück zu vergessen, daß die Weine, welche man an fürstlichen Tafeln trinkt, von andrer Qualität sind, als die, welche auf einer Dorfpfarre genossen zu werden pflegen. Er leerte demgemäß sein Glas mit aller Gemüthlichkeit gerade eben so viele Mal, als er zu Hause zu thun pflegte, wenn er Mittags, fern von geistlichen Geschäften und Gedanken, sich an den irdischen Gütern dieses Jammerthales erquickte. Die Folge dieser Unbesonnenheit war, daß Sr. Wohlehrwürden, ungeachtet des der erlauchten Versammlung

schuldigen Respekts, gegen Ende des Diners sanft im Herrn entschliefen. Leider blieb es nicht ganz bei dieser negativen Thätigkeit, sondern der Athemzug des träumenden Landgeistlichen begann auf hörbare Weise zu agiren oder auf deutsch, der Herr Pfarrer fing an der Königlichen Tafel laut an zu schnarchen. Dies immer hörbarer werdende harmonische Geräusch erregte natürlich im höchsten Grade die Aufmerksamkeit aller seiner Nachbarn, das Erstaunen theilte sich allmählig den ferner Sitzenden mit und Jeder wünschte sich lächelnd Glück, nicht an der Stelle dieses unglücklichen Landgeistlichen zu sein.

In diesem Augenblick gaben der König und die Königin das Zeichen, die Tafel aufzuheben; sämmtliche Gäste erhoben sich, mit einziger Ausnahme jenes Armen, den ein glücklicher Traum umfangen hielt. Der Anblick des schlafenden Pfarrers welcher mit größter Seelenruhe auf seinem Stuhle schnarchte, während alle hohen und höchsten Herrschaften sich bereits von ihren Sitzen erhoben hatten, war so komisch, daß nur wenige der Anwesenden eine ernste Miene behalten konnten, und ein allgemeines Lachen mit elektrischer Schnelligkeit über die Gesichter nicht nur aller Gäste, sondern auch der Bedienten zuckte. Da trat die vortreffliche Königin Marie Amélie, deren edler und großmüthiger Sinn sich bei dieser Gelegenheit in seinem vollsten Glanze zeigte, mit Würde vor die Versammlung hin und sprach mit Ernst folgende Worte, die ich noch im Gedächtniß behalten habe: „Ihnen, meine Herren, die Sie täglich im Überfluß schwelgen, und alle Arten von Wein zu trinken haben, ist es freilich leicht, bei dem Genusse dieses Getränkes Ihr Bewußtsein zu behalten. Allein dieser

Greis, welchen Sie hier verspotten, begnügt sich mit einer einfachen Nahrung, er leidet oft am Nöthigen Mangel, um die Armen unterstützen zu können; sein tägliches Getränk ist Wasser und was ihm heute begegnete, ist daher sehr zu entschuldigen." Hierauf wendete sie sich zu dem Oberstallmeister und sagte: „Lassen Sie meinen Wagen anspannen und den Herrn Pfarrer nach seiner Wohnung zurückfahren. Man soll ihm sagen, daß ich ihn bitte, die Summe von 100 Franken für die Armen seiner Gemeinde anzunehmen." Als die Königin diese Worte gesprochen, begab sie sich mit der Königlichen Familie in den Salon, sämmtliche Gäste folgten und Niemand wagte ferner über den armen Dorfpfarrer und sein Mißgeschick zu lächeln.

Während dieses selben Aufenthaltes in Schloß Randan, begab sich eines Tages die Prinzessin Adelaide, von mir ganz allein begleitet, nach der Kirche des Dorfes, um die Messe mit anzuhören. Da sie den Pfarrer nicht vorher hatte in Kenntniß setzen lassen, so war kein Stuhl für Ihre Königliche Hoheit bereit. Als wir durch die Reihen hindurch gingen, um in die Nähe des Altars zu gelangen, bemerkten wir mit Erstaunen, daß die Stühle der Mitglieder der Gemeinde mit ungeheuren Ketten, welche ziemlich die Größe der den Galeerensklaven angelegten Fesseln hatten, aneinander befestigt waren. Nachdem wir mit Mühe bis zur ersten Reihe durchgedrungen waren, nahm die Prinzessin Platz, um die Messe zu hören. In diesem Augenblicke kam ein kleines Bauermädchen, welchem man die Schwester des Königs wahrscheinlich gezeigt hatte, und die sich zweifelsohne eine Prin-

zessin einmal recht in der Nähe besehen wollte, dicht an den Stuhl Ihrer Königlichen Hoheit, setzte sich demselben gerade gegenüber und schaute der Fürstin während der ganzen Messe, ohne auch nur eine Sekunde die Augen wegzuwenden, mit allen Zeichen befriedigter Neugierde und des Erstaunens ins Gesicht. Die Kleine sah wie ein Engel aus, der vom Himmel herabgesendet war, die Prinzessin zu beschützen und ihr unschuldiger andächtig in die Höhe gerichteter Blick gab ihr den Anschein, als sei sie in Anbetung vor der erlauchten Dame versunken, die sie so unverwandt betrachtete. Nachdem der Gottesdienst beendet war, umarmte die Prinzessin das kleine Mädchen und gab ihr alle Bonbons und alles kleine Geld, das sie gerade in der Tasche hatte.

Einstmals hatte ein Forstinspektor der Prinzessin Adelaide die Ehre, von seiner erlauchten Herrin in Randan zum Diner eingeladen zu werden. Derselbe war offenbar noch ein Neuling in der Hofsitte, oder hatte von der Haltung, welche Gäste seines Ranges an der Königlichen Tafel zu beobachten haben, überhaupt komische Begriffe. Er erlaubte sich nämlich, da das Gespräch auf Pferdezucht kam und Ludwig Philipp einiger Zöglinge seiner Gestüte mit einem gewissen Wohlgefallen gedachte, einen förmlichen Dispüt mit dem Könige anzufangen und demselben gegenüber wohl zwanzigmal immer wieder von Neuem das Wort zu nehmen, um Sr. Majestät zu überzeugen, daß sich im ganzen Königlichen Marstalle kein Pferd befände, welches seinem Hengst Coco an Trefflichkeit irgend wie gleich käme. Er wolle, versetzte er unter Anderm, jede beliebige Wette eingehen, daß er mit die=

sem berühmten Coco sämmtliche Pferde des Königs und der Prinzen im Laufe besiegen werde. „Daß Sie diese Wette gewinnen werden, muß ich denn doch bezweifeln," antwortete Ludwig Philipp mit großer Ruhe. „Zwar bin ich weit entfernt, die Vortrefflichkeit Ihres schönen Thieres irgendwie in Abrede zu stellen, nur kann ich Ihnen nicht vorenthalten, daß mir sein Wuchs nicht gerade bemerkenswerth scheint." — „Verzeihen Ew. Majestät," erwiederte der Forstinspektor mit Hitze, „Coco ist bedeutend größer als Ihr Lieblingspferd, für welches ich mein Thier wahrhaftig nicht hingeben würde, Ew. Majestät können sich darauf verlassen, fragen Höchstdieselben nur —". Hier gerieth der ehrenwerthe Forstbeamte in einen solchen Eifer, daß die beredte Apologie Coco's eine unpassende Wendung nehmen zu wollen schien und Ludwig Philipp für gut fand, das Gespräch mit folgenden Worten abzubrechen: „Hören Sie, Herr Inspektor, ich gestehe Ihrem Thiere nicht allein sämmtliche vortreffliche Eigenschaften zu, die Sie so eben aufgezählt haben, sondern auch noch diejenigen, welche Sie uns haben errathen lassen."

XV.

Die Gesellschaften in meiner Wohnung am Kai d'Orsay und in Neuilly. — Die gewöhnlichen Besucher derselben. — Herr von Pradt, Arnault und Etienne. — Die Dichterin Mercoeur. — Eugen von Pradèle. — Liszt. — Skizzen von einigen Originalen, die meine Gesellschaften besuchten.

Das Leben in Paris ist so mit Beschäftigungen angefüllt, so voller Unruhe, daß, wer den geselligen Umgang mit seinen Freunden nicht ganz aufgeben will, dies kaum anders erreichen kann, als wenn er sie häufig bei sich oder sich bei ihnen zu Mittag einladet und einen bestimmten Tag in der Woche festsetzt, an welchem er seine Bekannten bei sich empfängt. Alle Sonnabend hatte ich den Winter über in meiner Wohnung am Kai d'Orsay, im Sommer in meinem lieben Landhause zu Neuilly Gesellschaft. Dort besaß ich eine kleine Marine, die aus drei hübschen Booten bestand und von vielen meiner Freunde, welche, wie echte Pariser, gern auf ruhigem Wasser fahren, zu Promenaden auf dem Arm der Seine benutzt wurde, der an meinen Besitzungen vorüber floß.

Meine Wohnung in Paris bot ein historisches Interesse dar, sie war einst von Josephine Beauharnais, der späteren Kaiserin der Franzosen, und ihrem Sohne Eugen

bewohnt worden, und ebenso wie bei meinem Aufenthalte in Ville=Bourgeon war mein Schlafzimmer das Josephinens und mein Arbeitskabinet das, dessen sich Eugen einst bedient hatte. Folgende Personen gehörten zu meinen gewöhnlichen Gästen sowohl in meiner Wohnung in Paris, als auf meinem Landsitze in Neuilly: Herr von Pradt, Erzbischof von Malines, der Graf von Lascases, die Generale Schramm, Feisthamel, Guillabert, Gemeau, von Wielbans, der Graf Lanjuinais, die Deputirten Etienne, Marschal, Carnot, Gosse de Gorre, Gaugnier, die Herren Arnault, von Jouy, der Admiral Laplace, die Sekretaire Oudard, Lamy, der Stallmeister Marquis von Strada und die beim Hofstaate des Hauses Orleans angestellten Beamten: Basset, Castres, Terrasse, Boudard, Guillaume, die Professoren Valette, Casimir Broussais, die Socialisten Fourier, Considerant, die Ärzte Hutin, Chapelain, Mäldigny, Destouche, die Lords Durham, Bowring, die Schriftsteller Alexander Dumas, Balsac, die Maler Allaux, Roqueplan, Schnetz, Picot, Lepaule u. s. w. u. s. w.

Herr von Pradt, ehemaliger Bischof von Malines, Etienne und Arnault gehörten zu denen, welche mein Haus am Häufigsten besuchten. Von allen dreien habe ich schon ein Wort in dem Abschnitte gesagt, der von den Vormittagsgesellschaften des Herzogs von Choiseul handelt. Außer den politischen Diskussionen, die der Abbé von Pradt mit mehreren meiner Gäste zu haben pflegte, ließ er sich besonders gern über den Zustand seiner Güter in der Auvergne verneh=

men. Dieser ehemalige geistliche Herr hatte in der Zeit, wo er mir die Ehre seiner Besuche schenkte, merkwürdiger Weise eine förmliche Leidenschaft für Pferdezucht und Gestüte bekommen und sprach von der Schönheit seiner Zöglinge, den Söhnen seines herrlichen Hengstes in der Auvergne in wahrhaft amüsanten Ausdrücken. Verließ Herr von Pradt dies Lieblingsthema und wendete sich wieder zur Politik, so fand er in Herrn Etienne einen eben so geistvollen und witzigen als gewandten Gegner, welcher gegen den etwas geistlichen Liberalismus des ehemaligen Erzbischofs und Gesandten mit Glück zu Felde zog. Nichts desto weniger stritt Herr von Pradt mit ihm lieber über die politischen Fragen des Tages als mit Herrn Arnault über geschichtliche Thatsachen aus der Zeit des Kaiserreichs. Dem letzteren waren diese Diskussionen die liebsten und er brachte gern das Gespräch darauf; allein der ehemalige Abbé, welcher nur zu wohl das Unrecht fühlte, dessen er sich gegen seinen früheren Herrn und Meister schuldig gemacht hatte, ging nicht gern darauf ein, sondern kam lieber auf die Ereignisse und Staatsmänner der Gegenwart, über die er ohne Rücksicht seiner Galle Luft zu machen pflegte. So verschiedener Art der Geist und die Bildung dieser drei Männer waren, ein so hohes Interesse gewährten ihre Gespräche, die für die Zuhörer stets etwas Unterrichtendes hatten.

Ein besonderes Studium machte ich aus den verschiedenen Charakteren der Künstler, die meinen Salon besuchten und mir reichen Stoff zur Beobachtung gaben. Der Maler denkt anders über die Produktion der Kunst, als der Bildhauer, der Dichter anders, als der Schauspieler und Sänger und es ist

für den Beobachter ungemein anziehend, diese Individualitäten zu studiren, den Austausch dieser verschiedenen Ansichten anzuhören.

Unter den zahlreichen Künstlern der verschiedensten Gattungen, welche meine Gesellschaften besuchten und von denen einige zu den berühmten Namen der Gegenwart gehörten, führe ich hier drei auf: Die Dichterin Elisa Mercoeur, Eugen von Pradèle und Lißt. Elisa Mercoeur, dies reichbegabte dichterische Talent las uns kurz vor ihrem frühzeitigen Tode einen Theil ihrer schönen Tragödie vor, welche ihr Abschied von der sie zärtlich liebenden Mutter, von dieser Welt sein sollte, in der alle Leiden sich vereinigten, diesem Mädchen im Frühlinge seines Lebens sein Grab zu bereiten. Als ich sie bei dieser Lektüre ansah, schien es mir, als wenn der Tod, welcher dies phantasiereiche Talent so bald vernichten sollte, sie schon mit seinem Schatten umgäbe. Das Bedauern, welches ich empfand, war um so schmerzlicher, als ich wußte, daß diese junge Dichterin der einzige Trost, die letzte Hoffnung ihrer armen Mutter war, der wiederholte Unglücksfälle ihr ganzes Hab und Gut bis auf das Allernothwendigste genommen hatten. Doch habe ich die Genugthuung gehabt, mehr als einmal den wohlthätigen Sinn der Königin auf diese beiden so viel Theilnahme verdienenden Frauen mit Erfolg aufmerksam machen zu können.

Eugen von Pradèle zeigte in meinen Soireen sein außerordentliches Improvisationstalent auf eine glänzende Weise. Auch ward man nie müde, ihn zu hören und so oft er mir das Vergnügen machte, meine Einladung anzunehmen, waren

ich und meine Gäste sicher, einen angenehmen Abend zu genießen.

Die bezaubernde Gewalt, mit welcher Lißt auf dem Piano die Seelen aller Zuhörer hinwegreißt, alle Herzen entzückt, ist bekannt. Einen Künstler von so seltenem Talent kann man nie genug besitzen und es hat mich außerordentlich gefreut, ihn auf meiner, im verwichenen Jahre angetretenen Reise nach Preußen, in Bonn wiederzufinden. Er war freundlich genug, sich mit Liebe meiner und meiner Gesellschaften am Kai d'Orsay aus früherer Zeit zu erinnern.

Wenn man ein Amt bekleidet, durch welches man täglich in die Nähe der Fürsten kommt, so kann es nicht fehlen, daß man bald eine große Schaar von sehr ergebenen Freunden, von Schmeichlern und Schmarotzern um sich sieht. Zu diesen Leuten kommen noch eine Menge von Originalen, welche sich überall einzufinden, eine Anzahl von Abenteurern, die sich in alle Gesellschaften einzudrängen pflegen. Es sei mir erlaubt, hier einige Skizzen von dergleichen Besuchern meiner Soireen zu entwerfen.

Ein gewisser Herr D...... beehrte mich vor Allen mit seinen häufigen Besuchen. Er war ein Mann von etwa 36 Jahren, der jedoch auf seine Toilette eine Sorgfalt, wie der jüngste Elegant verwendete, stets in den feinsten und modernsten Kleidern, mit goldner Kette und diamantnen Hemdknöpfen erschien und sich durch seinen Anzug und sein ganzes äußerliches Auftreten den Anschein eines bedeutenden Reichthums zu geben wußte. Herr D...... ist, wie er selbst wenigstens überall versichert, Mitarbeiter an einem bedeutenden

Pariser Journale, läßt sich aber niemals Honorar für seine Artikel geben, um seine vollständige Unabhängigkeit zu behalten. „Herr Appert," sagte er auf dem ersten Besuche, mit welchem er mich beglückte, zu mir, „ich bin zu Ihnen gekommen, um Sie um die Erlaubniß zu bitten, in meinem Journale all das Gute sagen zu dürfen, was ich von Ihrem letzten vortrefflichen Werke über die Bagnos und Gefängnisse denke. Ich weiß, daß Sie Sonnabends zu empfangen pflegen; wollen Sie mir gestatten, Ihnen meinen Artikel an dem nächsten Tage, an welchem Sie Gesellschaft haben, selbst zu überbringen?" Durch dies seltsame Anerbieten in einige Verlegenheit gesetzt, dankte ich Herrn D...... für seine zu große Güte, ohne jedoch den Muth zu haben, mir seinen Besuch für den nächsten Sonnabend zu verbitten. Demgemäß verfehlte mein neuer Freund und Bewunderer meines Werkes über die Gefängnisse nicht, sich an meinem Empfangstage um 8 Uhr anmelden zu lassen. Gleich an diesem ersten Abend benahm er sich mit solcher Gewandtheit, daß er mit den am Höchsten gestellten Personen meines Salons ins Gespräch kam und denselben sehr wohl gefiel. Namentlich war dies mit Herrn von Pradt der Fall, welcher zu mir kam und mir ins Ohr flüsterte: „Sagen Sie, Herr Appert, wer ist denn der feine junge Mann, der sich so hübsch zu benehmen weiß und welcher so schön spricht?" Natürlich mußte ich in meinem eignen Interesse eine für Herrn D...... günstige Antwort geben, wiewohl ich selbst erstaunt war, daß dieser Mensch, welcher sich mit so unverschämter Zudringlichkeit Eingang in meine Gesellschaften verschafft hatte, einen so vortheilhaften Ein=

druck auf den ehemaligen Bischof von Malines machen konnte. Weit entfernt mit diesem glänzenden Erfolg bei einem meiner hochgestellten Gäste zufrieden zu sein, machte sich Herr D...... auch an den General Schramm, welcher in jener Zeit fast Kriegsminister war, an den Vicomte von Lascases, den Grafen Lanjuinais, Herrn Arnault, an die Sekretaire des Königs, der Königin, der Prinzessin Adelaide, an Pairs und Deputirte, welche mich jenen Abend gerade mit ihrem Besuche beehrten, und wußte Allen durch seine Zuvorkommenheit und Feinheit zu gefallen. Als der Abend zu Ende ist und die Gäste sich nacheinander entfernen, verfehlt Herr D...... nicht, sich Herrn von Pradt wieder aufzusuchen, welcher ihm am Besten angebissen zu haben scheint, fährt mit demselben nach Hause, um seine Eroberung zu vollenden, und verläßt ihn endlich mit den Worten: „Ich hoffe, gnädiger Herr, daß ich die Ehre haben werde, Sie am nächsten Sonnabend wiederum bei unserm vortrefflichen Freunde, Herrn Appert, zu sehen.“

In der folgenden Woche am Donnerstag hat Herr D...... von einem seiner Güter eine Sendung Wild und Geflügel erhalten, von der er mir einen Theil mit der Bitte überschickt, doch gütigst diese Zöglinge seiner Forsten annehmen zu wollen. Die Höflichkeit gebietet, ein solches Geschenk nicht zu verweigern und den wohlhabenden und freigebigen Gutsbesitzer auf nächsten Sonnabend zu Mittag einzuladen. Pünktlich um 6 Uhr erscheint Herr D...... in dem brillantesten Aufzuge, seine Equipage wartet an der Thür und sein Lakai begleitet ihn bis zum Vorzimmer, um zu erfahren, um wieviel Uhr „der Herr“ befiehlt, daß abgeholt werden solle.

Herr D...... fragt mich, zu welcher Zeit die Soiree heute wohl beendigt sein würde: „Denn" setzte er verbindlich hinzu, „ich finde dieselbe so außerordentlich angenehm, daß ich bedauern würde, nicht als einer der letzten, den freundlichen Gastgeber zu verlassen." Auf dergleichen Komplimente kann ein civilisirter Mensch nichts Anderes antworten, als daß man die Gesellschaft des Herrn D...... mit Vergnügen so lange als möglich genießen wird. Demgemäß befiehlt der höfliche Gast seinem Lakaien mit lauter Stimme um 12 Uhr mit der Equipage vor der Thür zu sein.

Während des Mittagsessens läßt Herr D...... seinen Geist noch mehr leuchten, als am ersten Abend. Die gute Sitte will, daß ich meinen Gästen die Mittheilung mache, daß das Wild, welches ihnen so vortrefflich schmeckt, aus den Forsten des Herrn D...... stammt. Auf diese Weise werden der Reichthum und die glänzende Stellung des vermeintlichen Gutsbesitzers allgemein bekannt, und das war es, was er mit jener Sendung eigentlich beabsichtigte.

So gelang es Herrn D......, welcher nicht verfehlte, mich jeden Sonnabend mit seiner Gegenwart zu beglücken, sich bei allen meinen Gästen in den Ruf eines geistreichen, liebenswürdigen und vor allen Dingen sehr wohlhabenden jungen Mannes zu setzen. Ich ließ mich leider ebenfalls durch den Anschein blenden und war schwach genug, dem genannten Herrn D..... einmal ein Bankbillet von tausend Franken vorzuschießen. Aber wer kann einem reichen und gefälligen jungen Mann, wenn er einmal seine Börse vergessen hat, einen so kleinen Dienst abschlagen? Dabei war das äußere Auftreten

des Herrn D...... allerdings von der Art, daß er wohl auch noch erfahrenere Leute getäuscht hätte, und vielleicht wirklich getäuscht hat. War bei Hofe ein Ball, so gelang es Herrn D...... durch unbekannte Intriguen, sich eine Einladung zu verschaffen; er fuhr in einer prächtigen Equipage in den Tuilerien vor und erschien im Ballsaale in glänzender Hofkleidung.

Allein bald gingen uns Allen, die wir das Vergnügen hatten, bereits zum nähern Umgange des Herrn D...... zu gehören, die Augen auf. Er verschwand plötzlich, ohne daß man eine Spur hätte von ihm entdecken können. Es stellte sich jetzt heraus, daß er nie eine Zeile in einem Journale geschrieben, und daß die Forsten seiner Landgüter nirgend anders als auf dem Pariser Wildmarkte lagen. Er hatte eine wohlhabende ältliche Person zu bethören und zur Heirath zu bewegen gewußt, deren Geld von ihm theilweise zur Bezahlung der bedeutenden Schulden, die er als Junggeselle gemacht hatte, verwendet, theils durchgebracht worden war. Als er glücklich mit der ganzen Summe fertig geworden, fand er denn für gut, das Weite zu suchen.

Herr C...... ist ein anderer Abenteurer, der sich gleichfalls bei mir einzudrängen gewußt hatte. Er behauptete, daß seine natürliche Nächstenliebe ihn dazu triebe, für alle unverheiratheten Leute, deren Bekanntschaft er machte, und deren Freund er sehr bald wurde, vortheilhafte Partieen zu suchen. Aber wehe denen, die diese menschenfreundlichen Anerbietungen annahmen und sich in das unentgeltliche Heirathsbureau des Herrn C...... aufnehmen ließen. Einige meiner Be=

kannten, welche diese Thorheit hatten, mußten schwer dafür büßen. Denn der uneigennützige Heirathskommissionair ermangelte nicht, ihnen nach einiger Zeit Vorschüsse zur Deckung der Kosten für seine nun bald mit einem glänzenden Erfolg gekrönten Bemühungen abzuschwatzen, von denen sie natürlich nie einen Pfennig wiedergesehen haben.

Zu einer andern Sorte gehört Herr B...., der mich auch häufig mit seinen Besuchen beehrte. Dieser Herr ist das Muster eines Schwätzers und Verläumders, dem von Jedermann, selbst von seinen sogenannten besten Freunden, schlecht zu sprechen zur andern Natur geworden ist. Er ist der Vertraute aller Portiers und Bedienten, welche ihn mit Neuigkeiten aus dem Privatleben der Familien versorgen, die er dann, gehörig vermehrt und verbessert, auch nöthigenfalls mit einem Commentar versehen, herumbringt. Er ist mit Theaterbillets und Biergeldern gegen die dienenden Geister der Häuser, die er frequentirt, so freigebig, daß ihm alle Thüren springen und er auch gegen den Willen der Herrschaft angemeldet und vorgelassen wird. Wehe dem, der ihn nicht freundlich empfängt und mit Artigkeiten überhäuft; Herr B.... würde gegen ihn seiner bösen Zunge freien Lauf lassen, ihn mit Verläumdungen überschütten, in ganz allgemein und unbestimmt gehaltenen Ausdrücken, welche um so mehr zu errathen geben, böswillige Nachrichten über sein Privatleben verbreiten und auf diesem dunklen und feigen Wege, wo ihm mit Erfolg entgegen zu treten unmöglich ist, seinen guten Ruf untergraben. Dabei hat Herr B.... immer einige kleine ganz sichere Wechsel in der Tasche, die er sehr gern diskontirt haben möchte. Wer

diesen kleinen Freundschaftsdienst verweigert, mag sich vor der Zunge des Herrn B.... in Acht nehmen, und wer sich willfährig zeigt, ist sicher, um den Geldbetrag eines solchen sichern Wechsels zu kommen.

Die Reformatoren, die Schöpfer und Verbreiter neuer Systeme und Erfindungen sind eine für den Beobachter höchst interessante Menschenklasse, von welcher ich auch zahlreiche Repräsentanten in meinen Soireen zu sehen bekam. Nur muß man bei dergleichen Leuten, so wie bei allen, die eine bestimmte Specialität zu ihrem ausschließlichen Studium gemacht haben, die Geduld besitzen, Ein und dasselbe tausend und aber tausendmal wiederholen zu hören. Natürlich werden einem mehr Chimären und Träume als wirklich ausführbare Ideen vorgetragen, allein auch an diesen giebt es, wenn sie im Kopfe geistvoller Menschen entstanden sind, jederzeit Etwas, wodurch man angezogen und oftmals belehrt wird.

In vorderster Reihe nenne ich den Grammatiker Marle und den Abbé Chatel. Der erstere wollte mindestens die Hälfte der Worte der französischen Sprache reformiren und eine ganz neue Orthographie einführen, der zweite, welcher sich bescheiden selbst zum französischen Bischof ernannt und den Titel Primas von Gallien angenommen hatte, ist der bekannte Gründer der sogenannten französischen Kirche, die eine Zeit lang zu Paris die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch nahm.

Den Socialisten Fourier, dessen tief durchdachte eine wirkliche Überzeugung von der Wahrheit seiner Lehren bekundende Auseinandersetzungen man nie ohne Theilnahme anhören

konnte, den Dokter Chapelain, den Vertreter des Magnetismus und den Phrenologen Harel habe ich schon in einem früheren Abschnitte erwähnt. Der letztere war der Beschützer aller neuer Entdeckungen, welcher Art sie auch immer sein mochten, und der enthusiastische Bewunderer von Galls Lehren; dabei legte er sich selbst mit Eifer auf Erfindungen und hat unter Anderm eine eigne Art holzsparender Öfen construirt.

Herr Petit-Jean, derselbe, bei welchem ich, wie im ersten Theile erzählt ist, meine beiden aus dem Gefängniß befreiten Flüchtlinge in Sicherheit brachte, war ein Original ganz eigner Art. Dieser alte Herr war im Übrigen ganz vernünftig, hatte aber die felsenfeste Überzeugung, daß die Seelen der Abgeschiedenen uns beständig umgäben und, uns gewöhnlichen Menschen unsichtbar, ihn mitunter um diese oder jene Gunst ansprächen. Mitten in einem ernsthaften Gespräche ereignete es sich daher bisweilen, daß sich Herr Petit-Jean mit einer feierlichen Miene erhob und zu mir die Worte sagte: „Erlauben Sie, lieber Freund, daß ich die bösen Geister verjage, welche ich auf Ihren Schultern sitzen sehe.“

Herr Crebassol, an Gestalt ein lebendes Ungeheuer mit dickem Kopf und satanischen Augen, kaum drei Fuß groß, hatte die fixe Idee, er sei dazu berufen, durch sein Wort und seine Schriften, die arbeitenden Klassen in Paris zu lenken. Er machte der Regierung ganz ernsthaft Vorschläge, sie durch den Einfluß, welchen er auf das Volk habe, zu unterstützen und die Juli-Dynastie befestigen zu helfen, wenn man ihm diese oder jene Bedingung zugestehen wollte.

Der Ritter von M......, der meine Gesellschaften

ebenfalls mit seiner Gegenwart beehrte, war seit etwa 30 Jahren in alle möglichen Kaiserinnen, Königinnen und Prinzessinnen verliebt. Während er andre gewöhnliche Frauen mit der größten Gleichgültigkeit betrachtete und sich ihnen gegenüber ganz vernünftig betrug, gerieth er in verliebte Extase, sobald eine Prinzessin vorüber fuhr und trieb die Narrheit selbst soweit, den Königlichen Hoheiten Liebeserklärungen nach den Tuilerien zu senden.

Auch zwei im Übrigen sehr achtbare und sogar wohlhabende alte Leute, welche die Monomie hatten zu stehlen, jeder aber nur auf eine ganz besondere Weise, empfing ich in meinen Soireen. Der Eine ging fast täglich auf den Boulevards spazieren, stand an den Läden der Buchhändler und Antiquare still, besah die ausgelegten neuen Erscheinungen der Literatur, und steckte dann ganz unvermerkt ein Buch in die Tasche, mit dem er sich sachte entfernte. Da man ihn bereits kannte, so wendete der Commis, wenn er dies Experiment an einem Laden machte, den Kopf weg und ließ ihn ruhig gehen. Am folgenden Tage kam dann der Neffe des Monomanen zu dem betreffenden Buchhändler und stellte ihm unter vielen Entschuldigungen sein entführtes Eigenthum zurück. Der andere der beiden alten Herren hatte die Gewohnheit, sich, wenn er irgend wo zum Mittagessen eingeladen war, vor dem Beginn des Diner ins Speisezimmer zu schleichen und was er an Naschwaaren auf dem Büffet fand, in die Tasche zu stecken.

Ich habe einen andern Herrn gekannt, welcher eine so außerordentliche Liebe zum Golde hatte, daß er um Nichts in der Welt einen Napoleonsd'or zur Bezahlung einer schuldigen

Summe weggegeben hätte. Dagegen ließ er ein Bankbillet von 500 Franken wechseln und zahlte dann mit der größten Freigebigkeit.

Wieder andre Leute haben die fixe Idee, sich in ihrem Anzuge niemals nach der herrschenden Mode zu richten. So geht Herr Fontaine, der Architekt Ludwig Philipps, stets in der Kleidung, welche man zur Zeit des Direktoriums zu tragen pflegte und um Nichts in der Welt würde er dies sonderbare Kostüm aufgeben.

In meinen Soireen fanden sich jederzeit eine Menge von Erfindern neuer Maschinen ein, welche behaupteten, daß sie durch ihre Entdeckungen, wenn ihnen nur die Mittel zur Ausführung ihrer Ideen gegeben würden, eine vollständige Revolution in diesem oder jenem Zweige der Industrie hervorbringen müßten. Diese Herren waren mit ihren Prätensionen eben so lästig als die Lehrer der verschiedensten Wissenschaften, welche sich für Genies hielten und von mir verlangten, ich solle sie zum Unterricht bei den Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses empfehlen.

Am Theuersten kamen mir in meinen Gesellschaften diejenigen meiner Freunde und Bekannten zu stehen, welche das Spiel liebten, denen es aber unglücklicher Weise öfter begegnete, ihre Börse vergessen zu haben. Sie borgten mir dann nur bis zum folgenden Tage ein oder zwei Louisd'or ab, ich muß aber leider berichten, daß sie in diesem Punkte ein außerordentlich schwaches Gedächtniß besaßen.

Ich kann diesen Abschnitt nicht beschließen, ohne der jungen hoffnungsvollen Schriftsteller, der unverstandenen Dichter,

der

der talentvollen angehenden Komponisten Erwähnung zu thun, welche einen Gastgeber mit Bitten zu belagern pflegen, in seiner nächsten Gesellschaft ihr neuestes Meisterwerk vortragen zu dürfen. „Der außerordentliche Werth", so ließen sich diese Herren bei solchen Gelegenheiten vernehmen, „welchen ich auf Ihr und Ihrer Freunde Urtheil lege, bestimmen mich vorzugsweise Ihre Soiree zu wählen, um meine Schöpfung zum erstenmale zu produciren. Auch will ich Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung und Erkenntlichkeit geben; denn ganz Paris wird später erfahren, daß Ihr Haus die Wiege meines Kunstwerkes war."

Leider hatte ich nicht oft genug den Muth, diese mir und meinem Hause zugedachte Ehre abzuschlagen, und mußte meine Gutwilligkeit manchmal bitter büßen. Denn nicht genug, daß ich mich selbst bei der Vorlesung eines fünf oder mehraktigen Trauerspiels am Abend halb zu Tode gelangweilt und mit Entsetzen die niedergeschlagenen Physiognomieen meiner Gäste zu betrachten hatte, welche den enthusiastisch deklamirenden Dichter umgähnten, am andern Morgen kamen meine Freunde und Bekannten schaarenweise zu mir, um mich mit Vorwürfen zu überhäufen, daß ich sie, die Nichts Ahnenden in eine so schändliche Falle gelockt hätte. Bisweilen waren ruhmbegierige Autoren aber nicht damit zufrieden, in meinem Salon angehört zu werden, sie hatten die Unverschämtheit, von mir zu verlangen, ich solle ihnen die Erlaubniß verschaffen, vor der Königlichen Familie eine solche Vorlesung halten zu dürfen.

Natürlich gab es auch Ausnahmen, doch gehörten sie zu den Seltenheiten, wo wir wirklichen Genuß von dem Anhören

einer neuen Dichtung oder der musikalischen Leistung eines jungen Talentes hatten. Ich könnte mit Stolz den Namen manches Schriftstellers, Malers und Musikers nennen, dem ich in seiner Jugend mehr als einen Dienst geleistet, und welchem ich durch meine Verwendung die ersten Schritte seiner mühevollen Laufbahn erleichtert habe. Von dem Dank, welcher mir später von den meisten dieser Herren zu Theil geworden ist, erlaube man mir zu schweigen; denn meine über diesen Punkt gemachten Mittheilungen würden schwerlich Jemanden zu ähnlichen guten Werken und Dienstleistungen ermuthigen.

XVI.

Meine Verbindungen und Bekanntschaften mit Fürsten und bedeutenden Personen des Auslandes. — Die Großfürsten Nikolaus und Michael. — Don Pedro Ex-Kaiser von Brasilien. — Seine Gemahlin und Tochter. — König Leopold von Belgien. — Die Königin Christine von Spanien. — Der Kronprinz von Dänemark. — Der Fürst Rosseto von Rosnowano. — Anonyme Korrespondenz mit dem russischen Fürsten Demidoff. — Sein Testament. — Ein Brief seines Sohnes des Fürsten Anotole Demidoff und ein Schreiben des Banquiers Aguado. — Herr von Rougemont, General-Prokurator in Neufchatel. — Der Marquis von Santa Cruz. — Martinez de la Rosa. — Der berühmte Pädagoge Pestalozzi.

Im Jahre 1816, als ich in Lille zum Ober-Inspektor aller Lancasterschulen des Departements des Nordens ernannt worden war, hatte ich die Ehre, dem damaligen Großfürsten Nikolaus, gegenwärtigem Kaiser von Rußland und seinem Bruder, dem Großfürsten Michael vorgestellt zu werden. Beide Fürsten befanden sich in der Nähe von Lille an der Spitze der auswärtigen Truppen, welche zu jener Zeit, der Bestimmung des zweiten Pariser Friedens gemäß, noch mehrere französische Festungen besetzt hielten. Der Großfürst Nikolaus war damals ein ausgezeichnet schöner junger Mann von regelmäßiger Gesichtsbildung und einem Blick, in welchem sich

Wohlwollen aussprach. Er war gebildet und aufgeklärt und besonders liebenswürdig im Umgange. Sein Bruder, der Großfürst Michael, hatte gleichfalls ein sehr einnehmendes Äußere, eine interessante Physiognomie und schien mir gutmüthig und wohlwollend zu sein.

Zu derselben Zeit, als auswärtige Generale und Offiziere der umliegenden Truppencorps in großer Anzahl die damals neu gegründeten und nach der Lancasterschen Unterrichtsmethode eingerichteten Regimentsschulen besuchten, lernte ich auch den Prinzen von Hessen und den englischen General Colleville, welcher einstweilen Kommandant der Festung Valenciennes war, kennen. Von diesem letzteren behauptete man, er sei ein natürlicher Sohn König Georg des Dritten von England.

Den ehemaligen Kaiser von Brasilien Don Pedro habe ich nach 1830 mehrmals am Hofe Ludwig Philipps zu sehen Gelegenheit gehabt. Er war ein Mann von kriegerischem Äußern und einem festen und entschiedenen Blick. Er pflegte sich in einfacher und offener Weise auszudrücken, war den Ideen des Fortschritts geneigt und sprach den Wunsch aus, durch sein Benehmen in politischen Verhältnissen stets den Anforderungen des Jahrhunderts zu entsprechen und vor allen Dingen in der Geschichte einst einen ehrenvollen Namen zu hinterlassen. Für uns Franzosen hatte es einen besonderen Reiz zu sehen, wie dieser Fürst eine unzweideutige Vorliebe für die Sitten und liberalen Institutionen Frankreichs zeigte.

Die Gemahlin Don Pedro's, die ehemalige Kaiserin von Brasilien, welche noch außerdem feste Bande an Frank-

reich knüpften, gefiel sich ungemein in Paris und am Hofe der Tuilerien, wo man sie sehr gern hatte und sie von der ganzen Familie Orleans und namentlich von Seiten der Königin Marie Amélie stets auf das Ausgezeichnetste empfangen wurde.

Ihre Tochter Donna Maria, die gegenwärtig in Portugal regierende Königin, welche sich ebenfalls mit ihren erlauchten Eltern eine Zeit lang am französischen Hofe aufhielt, ist eine Fürstin von ziemlich unscheinbarem Äußern. Eine kleine und sehr dicke Gestalt, ein von der Sonne verbranntes Gesicht mit dicken Backen und schwarzen Augen, eine etwas ordinaire Haltung bildeten ein Ensemble, welches diese Prinzessin gerade zu keiner verführerischen Schönheit machten. Ihr Charakter schien mir muthig und entschlossen und dem ihres Vaters ähnlich zu sein.

Der König Leopold von Belgien, der Gemahl der Prinzessin Louise von Orleans, den ich bei seinen häufigen Besuchen am Hofe der Tuilerien oft zu sehen Gelegenheit hatte, ist ein Mann von großer und schlanker Gestalt, von einer regelmäßigen Gesichtsbildung, in welcher jedoch eine gewisse Kälte ausgeprägt ist. Sein Blick drückt Entschiedenheit des Charakters und bisweilen Wohlwollen aus, obgleich er stets ernst zu sein pflegt. Er ist ein kenntnißreicher Fürst, welcher liberale und über das Gewöhnliche hinausgehende Ansichten hat. Seine junge Gemahlin, von der wir schon früher gesprochen haben, paart Einfachheit in ihren Sitten mit Sanftmuth und einem hohen Wohlthätigkeitssinn, beschützt und unterstützt Kunst und Wissenschaft und interessirt sich besonders

für den Volksunterricht, mit einem Worte, sie wurde für Belgien seit ihrer Thronbesteigung das, was ihre erlauchte Mutter Marie Amélie für Frankreich ist.

Die verwittwete Königin Marie Christine von Spanien, welche als eine nahe Verwandte Ludwig Philipps ebenfalls eine geraume Zeit am französischen Hofe lebte, als politische Wirren sie aus ihrem Vaterlande verbannt hatten, hat einen ganz entgegengesetzten Charakter. Sie ist lebhaft, muthvoll und besitzt einen Unternehmungsgeist, welcher sich mit dem der Herzogin von Berry vergleichen läßt.

In einer früheren Zeit machte der Kronprinz, gegenwärtiger König von Dänemark, eine Reise nach Paris. Er wünschte die Regimentsschulen und die wohlthätigen Anstalten der Hauptstadt Frankreichs kennen zu lernen und auf seine eigene Aufforderung habe ich die Ehre gehabt, auf diesen in menschenfreundlichen Zwecken angestellten Besuchen sein Führer zu sein. Der Prinz, welcher damals noch sehr jung war, hatte eine interessante und geistvolle Physiognomie, sprach elegant französisch und war im Umgange außerordentlich höflich und liebenswürdig. Durch die Gespräche, welche er mit mir führte, gewann ich die Überzeugung, daß er ein geistvoller und unterrichteter Herr war, der ein eifriges Verlangen hatte, Gutes zu wirken. Namentlich zeigte er ein großes Interesse für die günstigen Resultate, welche er die Methode des wechselseitigen Unterrichts, besonders in den Regimentsschulen hervorbringen sah.

Mit einem ähnlichen Zweck wie der Kronprinz von Dänemark kam auch der Fürst Rosseto von Rosnowano,

welcher in der Moldau, seinem Vaterlande, an der Spitze der Polizei stand, nach Paris. Er wollte die Sitten unserer Nation studiren, und sich namentlich von dem Zustande des öffentlichen Unterrichts und des Gefängnißwesens in Frankreich eine genauere, auf eigner Anschauung beruhende Kenntniß verschaffen. Zu dem Ende ließ er mich bitten, ihn auf seinen philanthropischen Besuchen begleiten und durch meine Lokalitäts- und Sachkenntniß unterstützen zu wollen. Der Fürst war ein schöner Mann, in einem Alter von etwa vierzig Jahren, mit einer edlen Gesichtsbildung, die aber etwas Orientalisches hatte. Durch die gediegenen Kenntnisse, welche er besaß, wurde mir sein Umgang bald sehr interessant. Er leistete mir das Versprechen, nach seiner Rückkehr ins Vaterland, so sehr die dortigen Verhältnisse es irgend gestatteten, für die Verbreitung der Ideen, die er in Frankreich lieb gewonnen hatte, und namentlich für die Reformen zu wirken, deren Einführung ihm für sein Vaterland von großem Nutzen zu sein schien. Nachdem er Frankreich verlassen hatte, habe ich aus der Moldau mehrere interessante Briefe von dem edlen Fürsten erhalten, in welchen er mir jene Versprechungen wiederholte und verhieß, in seiner Heimath namentlich für den Volksunterricht und die Verbesserung des Gefängnißwesens thätig zu sein.

Zu der Zeit, als ich anfing mein Journal der Gefängnisse herauszugeben, lebte der durch seine Wohlthaten und seinen Reichthum gleich bekannte russische Fürst Demidoff in Florenz und ich wurde auf eine merkwürdige Weise sein Korrespondent und der Vertheiler seiner Unterstützungen in Paris.

Eines Tages erhielt ich aus Florenz folgenden anonymen Brief:

„Mein Herr!

So lange es Ihnen erlaubt war, den armen Gefangenen Hülfe und Rettung zu bringen, habe ich mit einem lebhaften Interesse Ihre philanthropischen Reisen und Bemühungen verfolgt. Da Ihnen die Obrigkeit gegenwärtig in ihrer Verblendung mit einer Art von Brutalität diese Stätten des Elends und des Jammers verschließt, so wünsche ich, Ihr Bedauern, jene philanthropische Thätigkeit haben aufgeben zu müssen, so viel in meiner Macht steht, zu vermindern. Zu dem Ende übersende ich Ihnen anbei einen Wechsel im Betrage von **2400** Franken, welche Summe ich Sie zu den Ihnen am nützlichsten scheinenden Zwecken zu verwenden bitte. Geben Sie sich keine Mühe meinen Namen zu erfahren; gelingt es Ihnen aber, eine gute Anwendung von dieser kleinen Summe zu machen, so schreiben Sie mir unter der Adresse M. d. M. post restante nach Florenz. Ich werde sodann mit solchen kleinen, für gute Werke bestimmten Geldsendungen fortfahren, und Sie bitten, deren Vertheilung auch fernerhin zu übernehmen. Genehmigen Sie, mein Herr, den Ausdruck meiner Bewunderung.“

Zu der Zeit, als ich diesen Brief empfing, war die Polizei so mißtrauisch gegen mich, und man paßte mir dergestalt auf, daß ich nicht sogleich wagte, den Geldbetrag dieses Wechsels in Empfang zu nehmen, sondern erst zu meinem Advoka-

ten, Herrn Renouard ging und ihn um seinen Rath fragte; denn ich war in der nicht unbegründeten Furcht, man könne später behaupten, daß ich Geld vom Auslande erhalte, um Verschwörer zu unterstützen. Da Herr Renouard mich aber versicherte, daß ich in dieser Beziehung Nichts zu besorgen habe, so gab ich mir sofort Mühe, die mir anvertraute Summe auf die bestmöglichste Weise zu verwenden. Ich ließ mehrere wegen geringer Summen im Gefängniß schmachtende Schuldner in Freiheit setzen, löste die verpfändete Habe einiger Armen vom Leihhause aus, bezahlte die rückständige Miethe einiger bedürftigen Familien u. dgl. m., mit einem Worte, ich suchte durch die mir übersendeten 2400 Franken so viel Menschen als möglich glücklich zu machen. Von allen diesen Unterstützungen setzte ich dann eine genaue Rechnung auf und schickte dieselbe unter der angegebenen Adresse an meinen anonymen Korrespondenten in Florenz.

Kurze Zeit darauf empfing ich ein sehr verbindliches Schreiben, welches diesmal mit dem Namen des Fürsten Demidoff unterzeichnet und von einer neuen Geldsendung begleitet war. Der Fürst sagte mir über meine Bestrebungen und Arbeiten so viel Schmeichelhaftes, daß ich den Inhalt des Schreibens hier nicht wiedergeben kann. Folgendes waren die letzten Worte dieses Briefes: „Ich bitte Sie, mein Herr, danken Sie mir nicht mehr, vor Allem aber machen Sie niemals meinen Namen bekannt und sprechen Sie mit keinem Menschen von den Beziehungen, in welchen Sie zu mir stehen. Meine Gesundheit ist so schwach, daß die geringsten Bewegungen mich ermüden und aufregen; ich muß Sie daher

schon bitten, mir fernerhin keine Rechnung über die Verwendung meiner Geldsendungen abzustatten. Haben Sie die Güte im Namen meines Sohnes Anatole einem armen Gefangenen, der wegen Schulden im Kerker schmachtet, die Freiheit wieder zu geben. Es gereicht mir zur besonderen Genugthuung, Unglückliche, welche Theilnahme verdienen, unter seinen Schutz zu stellen. Ich erhalte hier in Florenz eine unzählige Menge von Bittschriften, aber ich liebe es nicht, Almosen in meiner Nähe zu geben, und noch weniger, daß man meinen Namen erfährt, wenn ich Wohlthaten spende. Wenn Ihre Ansichten mit den meinigen übereinstimmen, so möchte ich lieber eine wohlthätige Stiftung gründen und derselben eine solche Ausstattung geben, daß sie nach meinem Tode reichlich versorgt ist. Fürchten Sie sich niemals, Herr Appert, mich in Kenntniß zu setzen, wenn Sie zu guten Werken Geld nöthig haben, denn Ihre Briefe und Ihr freundlicher Rath thun mir wohl."

Ich erfüllte die Aufträge des edlen Fürsten und schrieb ihm nach einiger Zeit wieder von Neuem; bald wechselten wir häufiger Briefe mit einander, deren Inhalt nicht ohne Interesse sein dürfte, und ich bedaure, daß mir der beschränkte Raum nicht gestattet, längere Auszüge davon zu geben.

Zwei Jahre nach dem Beginn unsrer Korrespondenz starb der Fürst Demidoff. Man hat mir die Versicherung gegeben, daß er die Absicht gehabt, mir in seinem Testament den Auftrag und zu gleicher Zeit auf die großmüthigste Weise die Mittel zu zahlreichen Handlungen der Wohlthätigkeit geben zu wollen, daß ihn aber der Tod nach einer grausamen und langen Krankheit, während welcher er bis auf den letzten Au-

genblick Genesung hoffte, überraschte und ihm eine testamentarische Festsetzung über diesen Punkt unmöglich machte. Allein das bedeutende Vermögen, welches er hinterlassen, ist darum für die Wohlthätigkeit nicht verloren; denn sein Sohn, der Fürst Anatole Demidoff, der einzige Erbe jener Reichthümer, hat auch den edlen Sinn seines Vaters geerbt und vollbringt, wie jener, viel Gutes. Hiervon sei mir erlaubt, ein Beispiel anzuführen, das durch den Contrast, in welchem das Betragen dieses jungen Fürsten mit dem eines andern reichen Mannes steht, um so interessanter und belehrender sein wird.

Ich wünschte einmal eine arme Familie, welche der Theilnahme im höchsten Grade würdig war, aus dem Elende zu reißen und hatte die Idee, mich zu gleicher Zeit an den reichen spanischen Banquier Aguado, welcher auch in Paris wohnte, und an den Fürsten Demidoff zu wenden. Ich schickte daher beiden Herren ein kleines Billet zu, in dem ich sie um einen Augenblick Audienz bat und zugleich den Beweggrund meines Besuches angab. Die beiden Antworten, welche ich erhielt, lasse ich hier unverändert abdrucken, der Leser möge selbst urtheilen.

Brief des Herrn Aguado.

„Herr Aguado hat schon so viel Personen aus seinem Vaterlande zu unterstützen, daß er nicht die Ehre haben kann, Herrn Appert bei sich zu empfangen.“

Brief des Fürsten Demidoff.

„Mein Herr!

Ich habe keineswegs die Beziehungen vergessen, in welchen Sie zu meinem Vater gestanden haben. Wenn man Ihren Namen führt, so bittet man um keine Audienz, sondern bestimmt eine Zeit, in welcher man zu sprechen ist. Haben Sie daher die Güte, mir sagen zu lassen, um wie viel Uhr ich die Ehre haben kann, bei Ihnen vorzukommen, ohne Sie zu stören.

Genehmigen Sie u. s. w.“

Da ich die außerordentliche Güte des Fürsten nicht mißbrauchen wollte, so schickte ich ihm meinen Sekretair zu. Er hatte die Großmuth, demselben für jene arme Familie sofort 300 Franken in Golde (80 Thaler) einzuhändigen.

Der als Schriftsteller bekannte Herr von Rougemont, der Generalprokurater des Königs von Preußen in Neufchatel, ein vortrefflicher Greis, welcher die allgemeine Achtung verdiente, beehrte mich schon zu der Zeit, als ich noch im Beginn meiner Laufbahn für die Methode des wechselseitigen Unterrichts wirkte, mit seiner Freundschaft. Als ich nach meiner Theilnahme bei jener, im ersten Bande erzählten Entweichung zweier politischer Gefangenen eingekerkert worden war und die französische Polizei mich später nach meiner Freisprechung auf alle mögliche Weise verfolgte und mich in meinen Bestrebungen hinderte, bot mir Herr von Rougemont ein Asyl in Neufchatel an. „Kommen Sie, mein junger Freund,“ — dies waren die letzten Worte seines an mich gerichteten Schrei-

bens, — „kommen Sie zu uns in unser schönes Ländchen, Sie sollen gut bei uns aufgenommen und unterstützt werden, Sie können unsre Gefängnisse und Hospitäler besuchen und wir wollen Alles thun, um Ihnen die Ausführung der guten Werke möglich zu machen, welche Sie vollbringen möchten."

Herr von Rougemont vereinigte mit seltenen Kenntnissen Rechtschaffenheit im öffentlichen Leben und Wirken und Weisheit, durch welche Eigenschaften er namentlich für seine jüngeren Freunde ein unschätzbarer Rathgeber und Führer wurde. Allein diese Tugenden ließen ihn nicht ohne Feinde und Eifersüchtige in Neufchatel. Es ging ihm darin, wie allen bedeutenden Persönlichkeiten; denn nur mittelmäßige Köpfe ohne großartige Ideen und hervorragende Talente können dem Hasse der Schlechten entgehen, und so oft man in einem größeren Kreise einen Abwesenden loben hört und Alles bereitwillig einstimmt, kann man sicher sein, daß es ein Mensch ohne Charakter und von schwachen Geistesgaben ist.

Der Marquis Santa-Cruz, welcher einige Zeit spanischer Gesandter in Paris war, gehörte einer altadligen Familie an, theilte aber darum keineswegs die Vorurtheile seiner Landsleute und Standesgenossen. Ein Freund der Verbreitung des Unterrichts im Volke und jedes Fortschritts, suchte er meine Bekanntschaft, um sich von mir in meine Regimentsschulen und in die Gefängnisse führen zu lassen. Da er, wie er mir anvertraute, die Absicht hatte, nach seiner Rückkehr ins Vaterland für die Verbesserung des Volksunterrichts und des Gefängnißwesens zu wirken, so machte es mir viel Vergnügen, ihn überall herumzuführen, um ihm praktischere Ideen zu ge-

ben und ihm eine genauere Kenntniß von den damals in Frankreich bestehenden Schulen des wechselseitigen Unterrichts zu verschaffen. Dieser vortreffliche Mann, den Rang und Titel eines spanischen Granden nicht hinderten, an den Leiden der Armen und Unglücklichen Theil zu nehmen, hat das Wort, welches er mir in Paris gab, bei seiner Rückkehr nach Spanien redlich gehalten. Allein der Erfolg seiner Bemühungen war nur gering; denn die Geistlichkeit und namentlich die Mönche, in der Überzeugung, daß sie die Dauer ihrer Macht und ihrer Privilegien sicherten, wenn sie das Volk so lange als möglich in Dummheit und Unwissenheit erhielten, thaten, was sie nur konnten, um den Bestrebungen des Marquis von Santa-Cruz hindernd in den Weg zu treten.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu wiederholen, daß die Priesterpartei aller Länder durchaus im Irrthum ist, wenn sie ihre Herrschaft dadurch auf die Dauer zu erhalten meint, daß sie der Verbreitung von Bildung entgegenwirkt. Um geehrt zu sein und einen fortwährenden Einfluß üben zu können, muß die Religion an die Spitze der Gesellschaft treten, d. h. sie leiten und selbst zu jedem vernünftigen zeitgemäßen Fortschritt führen. Wenn man unparteiisch nach der Ursache der Verminderung der Religiosität bei so vielen Nationen, dem Grunde des traurigen Zwiespaltes so vieler früher in einer Kirche vereinigter Christen forscht, so muß man bekennen, daß die Blindheit und Tyrannei der Geistlichkeit die erste Veranlassung zu den Kämpfen gewesen ist, durch die jene bedauerlichen Verhältnisse herbeigeführt sind. Und wenn endlich ihre eignen Fehler dies Resultat herbeigeführt

haben, dann hört man die Geistlichkeit über Ärgerniß und Sünde schreien, das Jahrhundert verfluchen und sieht, wie sie auf ihre Gegner den Bannstrahl schleudert! Wahrlich dieser Fluch, dieser Bannstrahl muß auf sie selbst zurückfallen. Je größer die Verehrung ist, welche ich gegen die Religion und die heilige Schrift hege, mit um so festerer Überzeugung muß ich es wiederholen, daß die Geistlichkeit ihre Herrschaft und ihren Einfluß nur dann behalten wird, wenn sie selbst das Beispiel der Frömmigkeit, der Toleranz und Nächstenliebe giebt. Fern von politischen Kämpfen mögen die Geistlichen sich an die Spitze jeder wohlthätigen Wirksamkeit stellen, ihren Gemeinden Eintracht und Liebe predigen, sich selbst mit Wenigem begnügen und mildthätig gegen Arme und Hülfsbedürftige sein, nach keiner andern Herrschaft als der über die Herzen streben, dann wird ihre Macht groß sein nach dem Willen Gottes und in den Augen der Menschen.

Herrn Martinez de la Rosa lernte ich in den Gesellschaften des Herzogs von Choiseul kennen. Obgleich er damals noch nicht jenen bedeutenden politischen Ruf hatte, welchen er jetzt genießt, sondern bloß als ausgezeichneter Dichter bekannt war, so besaß er doch schon eine tüchtige Dosis Stolz und Hochmuth, die sich in seinem vornehmen Blicke und seinem verächtlichen Lächeln ausdrückte. Später ist er ein bedeutender Staatsmann geworden und eine Zeit lang Premierminister der Königin Isabella gewesen. Schon damals hatte er eine diplomatische Haltung und eine ruhige Kälte, welche nichts weniger als herzgewinnend war.

Noch muß ich unter meinen auswärtigen Freunden des

berühmten Pestalozzi, von dem man am Ende dieses Bandes einen Brief finden wird, und des ehrwürdigen Pater Gerard gedenken. Diese beiden Männer waren die ersten, die mir im Auslande ihren Beifall über meine, Behufs der Verbesserung des Gefängnißwesens und über die Methode des wechselseitigen Unterrichts veröffentlichten Schriften kund gaben. Das Lob und die Billigung, welche diese berühmten Pädagogen meinen noch jugendlichen Bestrebungen schenkten, war für mich eine treffliche Aufmunterung zur Beharrlichkeit auf dem einmal betretenen Wege und ist mir zweifelsohne für mein ganzes künftiges Leben von großem Nutzen gewesen.

Der beschränkte Raum verbietet mir, näher auf die Beziehungen einzugehen, in welchen ich noch mit andern, zum Theil historisch bekannten und hochgestellten Personen des Auslandes gestanden habe. Es sei mir aber erlaubt, hier nur ihre Namen zu nennen, in der Hoffnung, daß einigen von ihnen vielleicht dies Zeichen meiner Erkenntlichkeit zukommen wird. Es waren dies: Lady Opie, die Herren Hume, Warney, Bowring, Pinkerton, Alexander Fox, aus England zum Theil Mitglieder des brittischen Parlaments, Verning, Doktor Hamel und Graf Laval aus Rußland, Friedländer aus Preußen, der Graf Hugoni aus Italien, Mollet aus Holland, der Graf Thun aus Ungarn, der Fürst von Salm aus Baiern. Auf meinen Reisen, während meines Aufenthalts in Paris oder Neuilly und in ihren zahlreichen Briefen gaben mir diese Freunde der Menschheit Zeichen ihrer Theilnahme, welche mir stets werth und theuer sein werden. Zu der Zeit, als ich noch in Wohlstand und Ruhe lebte, er-

achtete

achtete ich es für ein Glück, mit diesen Personen aus verschiedenen Ländern in regelmäßigen Verbindungen stehen, mich mit ihnen über die Fragen unterhalten zu können, deren Lösung die gesammte Menschheit interessirt. In der Verbreitung des Guten, das ich durch meine Verbesserungsvorschläge bei fremden Nationen beabsichtigte, schien mir gewissermaßen eine Genugthuung für die Opposition zu liegen, auf die ich bei meinen Bestrebungen in meinem eignen Vaterlande stieß. Denn wahrlich! wenn es sich um Milderung des Looses Unglücklicher handelt, kann ich heute noch weniger als jemals daran denken, daß es überhaupt Grenzen giebt, welche die Länder und Nationen von einander trennen. In diesem Sinne bin ich voll von Ehrgeiz und Eroberungsgeist, ich sehe die ganze Erde als ein Reich an, aber auf meiner geographischen Karte sind nur die Gefängnisse, Waisen- und Krankenhäuser, überhaupt alle wohlthätigen Anstalten verzeichnet, Wohlthun und Barmherzigkeit sind die Reiserouten, welche ich zu verfolgen strebe.

XVII.

Berühmte Schriftsteller meiner Bekanntschaft. — Casimir Delavigne. — Beranger. — Balzac. — Alexander Dumas.

Unter den bedeutenden Schriftstellern, welche ich die Ehre gehabt habe zu meinen Freunden zu zählen, bin ich zuerst dem trefflichen, leider zu früh verstorbenen, Casimir Delavigne eine Erinnerung schuldig. Dieser bekannte Dichter gehörte zu den intimen Gesellschaften, welche meine genaueren Freunde sich von Zeit zu Zeit zu geben pflegten. Er war, wie alle bedeutenden Talente, bescheiden, eine Tugend, mit welcher er eine außerordentliche Anmuth und Liebenswürdigkeit in seiner äußern Erscheinung verband. Seine Unterhaltung war bei uns Allen im höchsten Grade beliebt und eben so gern hörten wir ihn selbst seine schönen Verse deklamiren; denn sein Vortrag war hinreißend und übte eine zauberische Gewalt auf seine Zuhörer. Merkwürdig war es, daß er seine Theaterstücke erst dann aufzuschreiben begann, wenn sie in seinem Kopfe vollständig beendet waren. Machte er seinen Freunden einmal das Vergnügen der Vorlesung eines derselben, so konnte Jeder ohne Rückhalt sein Urtheil darüber abgeben und frei heraus den unvortheilhaften Eindruck bekennen, welche diese oder jene Stelle auf ihn gemacht hatte. Geister höherer Art lieben es,

Bemerkungen und Einwendungen gegen ihre Erzeugnisse anzuhören, und so wie man von Moliere erzählt, daß er über seine unsterblichen Lustspiele selbst seine Dienstmagd um ihr Urtheil befragte, so pflegte auch Delavigne jede Bemerkung, von welcher Seite sie auch kam, ruhig anzunehmen.

Casimir Delavigne war nicht nur ein Mann von ausgezeichnetem Talente, sondern auch von einem vortrefflichen Herzen, und vor Allem zeichneten ihn Sinn für wahre und zärtliche Freundschaft und Liebe zur Wohlthätigkeit aus. Er hat an mich während der Zeit unsrer Bekanntschaft mehrere Briefe geschrieben, um mir arme Leute zu empfehlen, die Unterstützungen von der Königin oder der Prinzessin Adelaide zu haben wünschten und welche derselben würdig waren. Diese Briefe, von denen ich am Schlusse dieses Bandes einen abdrucken lassen werde, waren in einem einfachen und herzlichen Styl geschrieben, welcher von der Gutmüthigkeit und dem freundschaftlichen Sinne des Verfassers Zeugniß gab.

Als mich eines Tages die „Quotidienne" auf das Heftigste angegriffen und mir, wie gewöhnlich, schlechte Absichten bei meinen philanthropischen Reisen und Besuchen untergeschoben hatte, sagte Casimir Delavigne, da ich mich bitter darüber beklagte, diese Worte zu mir: „Lieber Freund, wenn Sie das Gute erreichen wollen, welches Sie bei Ihren Bestrebungen für das Schicksal der armen Gefangenen im Sinne haben, so müssen Sie mit Sicherheit und Festigkeit den einmal eingeschlagenen Weg verfolgen und weder zur Rechten noch zur Linken blicken, sonst werden Sie niemals ihr Ziel erreichen." Ich bin diesem Rathe meines vortrefflichen Freun-

des gefolgt, aber dafür hat man mich auch wahrhaftig auf den beiden Seiten des Weges, welchem ich beharrlich nachgegangen bin, nicht geschont, und oft bin ich mir selbst wie ein Sträfling vorgekommen, der zum Spießruthenlaufen verurtheilt ist und dem von beiden Seiten der Reihe, durch welche er gehen muß, Schläge und Schmähungen ausgetheilt werden.

Die Bekanntschaft des berühmtesten französischen Dichters der Gegenwart, Beranger, habe ich auf einem meiner Besuche der Gefängnisse gemacht. Er saß in der „Force" und zwar merkwürdiger Weise in demselben Zimmer gefangen, welches ich, wie sich der Leser des ersten Bandes erinnert, in Folge der Entweichung zweier politischer Gefangenen einmal bewohnen mußte. Diese erste Zusammenkunft war gleich ziemlich ergötzlich und gab dem berühmten Bewohner jenes Kerkers Gelegenheit zu einigen hübschen Scherzen über die Erbschaft dieses Gefängnisses, welche ich ihm hinterlassen hätte. Seit der Julirevolution hat mir Beranger, der ein eben so vortreffliches Herz besitzt, wie sein Geist ausgezeichnet ist, ebenfalls zu wiederholten Malen Briefe zu Gunsten armer Leute geschrieben, die er der Wohlthätigkeit der Fürstinnen empfehlen wollte. In diesen Briefen pflegten Ernst und Laune gepaart zu sein. So erinnere ich mich, daß er sich einmal für eine Familie verwendete, deren Haupt das Unglück hatte, Mouchard (im Französischen der populäre und verächtliche Name für Polizeispion) zu heißen. Dieser Umstand ward für den Dichter die Veranlassung zu verschiedenen Witzen und Wortspielen, wobei er mich bat, die Bitte um Unterstützung trotz des wenig empfehlenden Namens zu bevorworten. Einen an=

dern Brief, welchen er mir als Antwort auf die Übersendung meines Werkes über „die Bagnos und Gefängnisse“ zuschickte, werde ich in die kleine Sammlung von Originalbriefen aufnehmen, die am Ende dieses dritten Bandes Platz finden wird.

Beranger, welcher sich selbst den bescheidenen Titel eines Chansonnier giebt, ist vielleicht der beim Volke beliebteste und bekannteste Schriftsteller Frankreichs und seine Gesänge werden sicherlich die meisten Produktionen des Jahrhunderts überleben. Einen bedeutenden materiellen Nutzen hat er jedoch aus seinen Werken nicht gezogen; denn da die Buchhandlung, an welche er seine Gedichte verkaufte, bankerott gemacht hat, so ist ihm dadurch ein bedeutender Schaden erwachsen nnd er besitzt gerade nur so viel, um anständig, aber sehr zurückgezogen leben zu können. Durch diesen Verlust seines kleinen Vermögens ist es ihm auch nicht mehr möglich, seinen großmüthigen Hang zu Wohlthaten so wie früher zu befriedigen. Beranger, welcher nicht nur ein ausgezeichneter Dichter, sondern auch ein gesinnungstüchtiger, seinen Freunden wie seinem Vaterlande, dem Ruhme und der Freiheit Frankreichs ergebener Mann ist, hat als wahrer Freund des Volkes während der Julirevolution mit Herrn Lafitte das Seinige beigetragen, die öffentliche Ordnung wiederherzustellen und eine regelmäßige Regierung errichten zu helfen. Über den Tadel, welchen er deßhalb von Louis Blanc erfährt, haben wir uns bereits in dem Abschnitte ausgesprochen, der eine Durchsicht jenes Werkes enthält.

Der bekannte Romanschreiber Balzac gehörte ebenfalls zu jener vorhin erwähnten Vereinigung von Freunden und Bekannten, welche sich gegenseitig zu kleinen Gesellschaften einluden. Er wohnte damals in der Straße Cassini, wohin er mich oft mit unserm gemeinschaftlichen Freunde Borget zu Tische bat. Dieser letztere hat sich durch eine Reise nach China und eine sehr talentvolle Beschreibung derselben bekannt gemacht. Die Wohnung, welche der berühmte Romanschreiber in der genannten Straße inne hatte, war mit einem außerordentlichen Luxus möblirt. Das Silberzeug, die Tischwäsche und selbst die Teppiche des Herrn von Balzac, der bekanntlich Etwas auf seinen Adel giebt, waren sämmtlich mit seinem Wappen bezeichnet und seine Bedienten immer mit einer sehr hübschen Livree angethan. Er selbst hatte in jener Zeit die drollige Idee, sich seinen Gästen stets in einem weißen Mönchskostüm zu zeigen, was ihm allerdings gar nicht übel stand und ihm das Aussehen eines geistvollen und etwas lustigen Klosterbruders gab. Die Besetzung der Tafel bei diesen Diners war außerordentlich fein und gesucht, oder wie man sich heut zu Tage auszudrücken pflegt, sehr comfortabel, und Niemand konnte Herrn von Balzac guten Geschmack und eine Art feinen Taktes für die Bewirthung absprechen. Dabei zeigte sich sein Geist in diesen kleinen Gesellschaften stets in seinem vollsten Glanze; lebhaft und originell war Herr von Balzac einer der heitersten und besten Gastgeber, welche ich gekannt habe, und mit Vergnügen werde ich mich stets an seine Gesellschaften in der Straße Cassini erinnern.

Die Bekanntschaft Alexander Dumas, dieses gegenwärtig durch seine Fruchtbarkeit auf dem Felde des Drama's sowohl als des Romans bekannten Schriftstellers, machte ich durch Herrn von Violaine, welcher Chef, und Herrn Prudhomme, der Mitarbeiter in dem Bureau der Forsten des Herzogs von Orleans war. Durch Herrn Oudard, von dem ich schon früher gesprochen habe, mit dem Beamtenpersonal des Herzogs von Orleans bekannt gemacht, schloß ich mich vorzüglich an die genannten Herren an und stattete ihnen häufige Besuche auf ihren Bureaus ab. Alexander Dumas, der damals noch ein sehr junger Mann und in der Literatur ganz unbekannt war, zeigte nichts desto weniger im Umgange schon viel Geist und vor allen Dingen eine große Heiterkeit des Charakters. Allein sein Chef, Herr von Violaine war durchaus nicht mit ihm zufrieden, sondern fand, daß er seinen Berufsarbeiten gar nicht die gehörige Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmete. Es erklärte sich dies sehr leicht durch den Umstand, daß der junge Dichter, welcher schon damals sein Talent in sich fühlte, mit poetischen Arbeiten sich abgab und wohl wußte, daß er zu andern Dingen berufen sei, als Berichte über den Verkauf des Holzes der herzoglichen Forsten u. dgl. m. anzufertigen. Mitunter konnte sich Herr von Violaine, der von etwas hitzigem Temperament und mit ganzer Seele Forstbeamter war, nicht enthalten, seinem jungen Untergebenen lebhafte Vorwürfe über seine geringe Sorgfalt zu machen. Diese wiederholten Mißbilligungen mögen wohl dazu beigetragen haben, Herrn Alexander Dumas zu dem Entschlusse zu bewegen, die regelmäßige und

langweilige Beamtenlaufbahn zu verlassen und sich ein anderes glänzenderes Feld seiner Thätigkeit zu wählen.

Eines Tages kündigte Alexander Dumas in den Bureaus an, daß er ein Drama „Heinrich der Dritte“ verfaßt habe, welches auf dem Theatre français gespielt werden würde. Das ganze Verwaltungspersonal war über diese Nachricht hocherfreut; die Freunde des jungen Dichters aus Interesse für ihn und in der Hoffnung, daß er sich in der schriftstellerischen Laufbahn auszeichnen werde, seine Vorgesetzten und namentlich Herr von Violaine, weil sie froh waren, ihn los zu werden, und an seiner Stelle sich aus der großen Menge der Bewerber um Gehalt und Ämter, einen brauchbareren Beamten aussuchen zu können. In der That ward das Stück von dem Prüfungscomité des Theatre français für würdig befunden, auf dieser ersten Pariser Bühne gegeben zu werden. Die erste Aufführung beehrten der Herzog von Orleans und seine ganze Familie mit ihrer Gegenwart. Ich aß an diesem, für das Schicksal des jungen Schriftstellers entscheidenden Tage, in Gesellschaft meiner Freunde Oudard und Lamy mit ihm zu Mittag. Nach beendigter Mahlzeit begaben wir uns alle drei ins Theater. Der Saal war so gedrängt voll, daß selbst der Dichter nur mit Mühe auf seinen reservirten Platz gelangen konnte. Endlich erhob sich der Vorhang und die entscheidende Vorstellung begann. Die Schauspieler leisteten Treffliches, die Handlung des Dramas gewann mit jeder neuen Scene an Interesse, so daß dem Dichter von Seiten des Publikums ein rauschender Beifall zu Theil wurde; mit einem Worte, Alexander Dumas feierte

einen Triumph, welcher der erste Schritt auf der neuen Laufbahn war, die er mit so viel Glück durchlaufen sollte. Nachdem durch diesen ersten Erfolg sein Talent auch in den Augen der Welt festgestellt war und sich ihm eine glänzende Aussicht eröffnete, zog er sich natürlich auf immer aus den langweiligen Bureaus der Forstverwaltung zurück.

XVIII.

Freunde und Bekannte in meinem Vaterlande. — Der Maler Charlet. — Ein komischer Gerichtshof. — Ouvrard. — Der Vikomte Seguier, Cathelineau und der General von Brack. — Forbin Janson. — Herr Affre, gegenwärtig Erzbischof von Paris. — Zwei Briefe dieses Prälaten. — Der Abbé Gaultier. — Der Komponist Wilhem. — Der Marschall Gerard. — Der Graf von Montlosier. — Der Doctor Marc, Leibarzt Ludwig Philipps. — Die Gesundheit des Königs das Thermometer der Börse. — Die beiden Sirey, Vater und Sohn. — Der Abbé Guillon. — Mein Verwandter Appert.

Nachdem ich in den vorigen Abschnitten von meinen Freunden im Auslande und von einigen bedeutenden Schriftstellern der Gegenwart gesprochen habe, welche mich mit ihrer Freundschaft beehrten, erlaube man mir noch einige Worte über die Beziehungen zu sagen, in welchen ich in meinem Vaterlande mit Leuten gestanden habe, die ohne gerade auf Berühmtheit Anspruch machen zu können, doch durch ihre Persönlichkeit, ihre Verhältnisse oder ihre Stellung Interesse genug darbieten dürften, um hier dem Leser vorgeführt zu werden.

In erster Reihe nenne ich den Maler Charlet, welcher vor Kurzem gestorben ist. Er war ein außerordentlich origineller und unterhaltender Mann, dessen witzige Karrikaturen Manchem noch in der Erinnerung sein werden. Die Beliebt=

heit, deren er sich bei seinen Mitbürgern erfreute, hatte ihn bis zum Range eines Bataillonschefs in der zehnten Legion der Pariser Nationalgarde steigen lassen. In dieser Eigenschaft führte er häufig in dem Disciplinar-Gericht der Legion, welches sich mit den Dienstvergehen der Herren Bürger und Nationalgardisten zu beschäftigen hatte und dessen Sekretair ich war, den Vorsitz. Man konnte nichts Komischeres und Ergötzlicheres hören, als die Fragen, welche der amtseifrige Präsident Charlet mit einem erkünstelten Ernst, bei dem er nie aus der Rolle fiel, an die Angeklagten richtete, die wegen Nichterscheinens bei einer Heerschau, Vernachlässigung ihres Wachtdienstes, wegen mangelhafter Uniform und dergleichen ähnlicher Verbrechen, vor die Schranken dieses furchtbaren Tribunals gefordert wurden. Die Ermahnungsreden, die er an den betreffenden Sünder hielt, die Gründe, mit denen er sein auf 24, respektive 48 Stunden Arrest in dem sogenannten „Bohnenhotel", dem Gefängniß der Pariser Nationalgardisten, lautendes Urtheil motivirte, brachten Scenen hervor, deren komische Wirkungen denen seiner geistvollen und drolligen Karrikaturen vollkommen gleich kamen. Was den Reiz dieser Gerichtssitzungen noch vermehrte und eine Art von Harmonie in die Komödie brachte, war der Umstand, daß der Berichterstatter, der bei diesem wichtigen Gerichtshofe das Amt des öffentlichen Anklägers versah, Herr Jussieu, der bekannte Verfasser des „Simon von Nantua" war, welcher dem Präsidenten Charlet an Ironie und Komik in seinen mit Pathos gehaltenen Reden Nichts nachgab. Die Scene wurde um so ergötzlicher, wenn, wie es sich häufig ereignete, der ehr-

same Pariser Bürgergardist, welcher gerade vor Gericht stand, die strengen Mienen und die noch strengeren Worte des Anklägers wie des Präsidenten, in der Einfalt seines Herzens und im Bewußtsein der durch Vernachlässigung seines Dienstes auf sich geladenen Sündenschuld für reinen Ernst nahm, und in diesem Sinne Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen gab, welche einen ungemein komischen Effekt hervorbrachten. Es ist ziemlich bekannt, daß der Pariser Nationalgardist, unbeschadet des in ihm wohnenden kriegerischen Sinnes, seine ganze Schlauheit, ja sämmtliche ihm von der Natur gewordene Geistesgaben anzuwenden pflegt, wenn es sich darum handelt, sich auf irgend eine Weise von den Patrouillen und Wachen loszumachen, welche das Gesetz seinem Patriotismus in Friedenszeiten auferlegt, und für seine Abwesenheit von den Revuen einen möglichst annehmbaren Grund aufzufinden. Das ganze System von List und Bemühungen, welches angewendet wird, um nur dem vierundzwanzigstündigen Aufenthalt auf einer Wache zu entgehen und das oft eine doppelt so lange Anwesenheit des Delinquenten im Gefängniß zur Folge hat, ließ sich bei den Sitzungen des Disciplinar-Gerichts in seinem vollen Glanze sehen. Bisweilen hielt es der in Anklagestand versetzte Nationalgardist für angemessen, nicht selbst zu erscheinen, sondern sein eheliches Gemahl abzusenden, um mit beredter Zunge seine Vertheidigung zu führen. Dergleichen Fälle gaben Stoff zu neuen Ergötzlichkeiten. Denn natürlich wurde die Vertheidigung von der Ehegattin des peinlich Angeklagten mit allem dem schönen Geschlechte eigenthümlichen Eifer geführt, der hier um so größer war, als

sämmtliche Pariser Damen erklärte Gegner der Wachordnung der Nationalgarde sind, welche den Ehemann 24 Stunden vom Hause entfernt hält und ihn mitunter zu allerlei kleinen Excessen verleitet. Dieser weiblichen Beredsamkeit gegenüber, welche rücksichtslos der Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung durch die Bürgergarde entgegentrat, benahm sich Charlet stets auf so eigenthümliche und komische Weise, daß sämmtliche Zuhörer und Mitwirkende bei diesen Untersuchungen die größte Mühe anwenden mußten, um nicht durch unmäßiges Gelächter der Würde des Gerichtshofes zu nahe zu treten.

Herr Ouvrard, der Schwiegervater des General Grafen von Rochechouart (des ehemaligen Kommandanten von Paris) gehörte ebenfalls zu meinen Bekannten. Ich lernte ihn auf meinen Besuchen des Gefängnisses „La Conciergerie" kennen, wo er eine Zeit lang einen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen mußte. Doch sah er gar nicht so aus, als ob ihn die Leiden der Gefangenschaft sehr drückten, und ich muß bekennen, daß er sich dieselben sehr zu erleichtern verstand. Wenn ich nach der Conciergerie kam, lud er mich jederzeit ein, mich in seiner Wohnung ein wenig auszuruhen. In der That besaß er eine solche, da ihm der Kastellan des Gefängnisses, der vortreffliche Herr Lebel, die seinige eingeräumt hatte. Ouvrard hielt sich im Gefängniß einen Koch und einen Kammerdiener und lebte überhaupt sehr confortabel und wie es einem Manne ziemte, der Millionen unter seinen Händen gehabt, an der Spitze der großartigsten Finanz-Operationen, mit Königen und Fürsten in Verbindung gestanden hatte und ein Börsenspekulant erster Klasse gewesen war. Aller-

dings hat diese seine finanzielle Thätigkeit eine sehr verschiedenartige Beurtheilung erfahren. Im Gefängniß war er äußerst wohlthätig, spendete reichlich Almosen an die Ärmeren unter seinen Mitgefangenen und zeigte sich überhaupt so gefällig und dienstfertig gegen Jedermann, daß die Bewohner der Conciergerie egoistisch genug waren, sich über seine Freilassung, die ihnen einen Wohlthäter raubte, ungemein zu betrüben.

Den Vikomte Seguier, Sohn des Präsidenten des Pariser Gerichtshofes, Herrn Cathelineau und den General von Brack mache ich mir ein Vergnügen hier unter meinen Freunden aufzuführen. Der erstere beschäftigte sich, obgleich er wie sein Vater Jurist war und bereits eine Richterstelle bekleidete, mit Erfindungen in der Mechanik und hat es darin zu solchen Erfolgen gebracht, daß ihm der ehrenvolle Titel eines Mitgliedes des Instituts zu Theil wurde. Herr Cathelineau, Sohn des Vendeer-Generals, mit dem ich mich trotz der Verschiedenheit unserer politischen Ansichten sehr befreundet hatte, war wie sein Vater ein wüthender Royalist und begab sich, nachdem er durch die Juli-Revolution die Stelle verloren hatte, die er in der Königlichen Garde bekleidete, nach der Vendee, um an dem Aufstande dieser Provinz Theil zu nehmen und für die Sache der älteren Linie der Bourbonen zu kämpfen. Sein trauriges Ende ist bekannt. Er wurde von den französischen Soldaten, welche zur Unterdrückung der Insurrektion nach der Vendee geschickt waren, in einem Keller, wohin er sich geflüchtet hatte, getödtet. Nach dem, was mir über diesen Vorfall bekannt geworden, muß ich bekennen, daß mir der Tod dieses braven Mannes nicht als

ein durch die Nothwendigkeit herbeigeführtes Unglück, sondern als ein unverantwortlicher Mord erschienen ist. Herr Cathelineau hat trotz der Unterstützungen, die ihm die Dauphine vor der Juli-Revolution zu Theil werden ließ, seine zahlreiche Familie in der größten Dürftigkeit hinterlassen und mich dünkt, es würde der jetzigen Regierung würdig sein, ihr Elend zu mildern. Der dritte der drei genannten Freunde, der General von Brack war im Gegentheil ein eifriger Anhänger der neuen Ideen. Er hatte unter der Restauration den kühnen leider nicht zur Ausführung gekommenen Plan gefaßt, die armen Unteroffiziere, welche die Verschwörung von La Rochelle auf dem Schaffot büßen mußten, aus dem Gefängniß zu befreien. Nach **1830** ward Herr von Brack Oberst, später General und gehört ohne Zweifel zu den tüchtigsten und fähigsten Oberoffizieren der französischen Kavallerie.

Von den Damen, mit denen mich das Amt, welches ich bei der Königin bekleidete, in Verbindung brachte, nenne ich die Gräfin von Saint-Aulaire, die Frauen von Mosbourg und Lasteyrie, Töchter des General Lafayette und die Gräfin von St. Aignan. Diese Damen, welche alle mit einem großen Wohlthätigkeitssinn, ausgezeichnete Geistesfähigkeiten und den Wunsch verbanden, durch ihre Unterstützungen den Armen eine wahrhafte Hülfe zu gewähren und nicht der Faulheit und Liederlichkeit neue Mittel zur Verschwendung in die Hände zu geben, fragten mich oft bei Vertheilung ihrer Unterstützungen um Rath oder sendeten mir Hülfsbedürftige zu, damit ich sie der Königin oder der Prinzessin Adelaide empfehlen möchte.

Auch mit zwei Häuptern der französischen Geistlichkeit habe ich in mancherlei Beziehungen gestanden. Der erstere war Herr Forbin Janson, Bischof von Nancy, zu dessen Diocöse mein Landgut gehörte. Ich bin Zeuge gewesen, wie dieser Prälat und die Missionaire, welche man damals in alle Theile Frankreichs aussendete, einen wahrhaft unglaublichen Fanatismus entwickelten und die extravagantesten Handlungen begingen. Die Predigten dieser Eiferer für die Religion hatten gerade die entgegengesetzte Wirkung von dem was sie beabsichtigten. Sie waren durchaus schädlich für wahre Religiösität und erzeugten nur Zwietracht und Haß in den Familien. Die Unpopularität des Bischofs Forbin Janson wuchs dergestalt, daß er nach der Juli-Revolution seine Diocöse verlassen mußte und nicht wagen konnte, wieder zurückzukehren. Dabei muß ich hinzusetzen, daß ich bei meinem häufigen Aufenthalt auf meinem Gute und meinem Umgange mit den Bewohnern jener Gegend die Überzeugung erlangt habe, daß das Volk in Lothringen gerade sehr religiös und voller Ehrfurcht für seine Geistlichen ist.

Herr Affre, gegenwärtiger Erzbischof von Paris ist dagegen ein Prälat von einer tiefen und philosophischen Bildung, dessen Wirksamkeit eine andere ist, als die des vorher genannten Fanatikers. Bei meiner letzten Anwesenheit in Paris hat mich der Erzbischof Affre mit der größten Güte empfangen und mich bei dem Besuche, den ich die Ehre hatte ihm zu machen, mit seinem frommen Rathe und Beistand unterstützt. Er lebt auf eine sehr einfache Weise, empfängt mit Güte und Wohlwollen die Mitglieder der Geistlichkeit seiner Diocöse und hat in seinem Benehmen gegen Jedermann eine Freundlichkeit

und

und Herablassung, welche seinen hohen Rang vergessen läßt und Vertrauen und Liebe hervorruft. Ehe ich Paris verließ, um im Departement der Mosel die Kolonie zu gründen, in welcher entlassene Sträflinge und Kinder von Gefangenen beim Ackerbau und mit Gewerben beschäftigt werden sollten, fragte ich Herrn Affre um seinen Rath über diesen Plan. Folgendes war seine Antwort: „Mein lieber Herr Appert, rechnen Sie nicht zu sehr auf die Hülfe der Personen, welche Ihren Plan jetzt billigen und denken Sie daran, ob es recht ist, daß Sie am Ende ohne Erfolg diesem guten Werke Ihr ganzes Vermögen opfern müssen. Vielleicht fordert Gott ein solches Opfer nicht von Ihnen. Was Sie beabsichtigen, ist sehr schwer auszuführen, und ohne die Gnade des Herrn werden Sie Ihr Werk nicht vollenden können.“ Später hat mich der unglückliche Erfolg meiner Unternehmung diese Antwort des frommen Erzbischofs als eine göttliche Eingebung ansehen lassen. Leider folgte ich ihr nicht, sondern blieb bei meinem Vorhaben. Ich begab mich sogleich nach Metz, wo der Präfekt Herr Germeau mich mit einer Zuvorkommenheit behandelte und in meinem Plan unterstützte, welche ich der Wahrheit gemäß öffentlich anerkennen muß. Nach näherer Überlegung entschloß ich mich, das geräumige Schloß Remelfing auf drei Jahre zu miethen, machte aber in dem Kontrakte sogleich aus, daß es mir ausschließlich frei stände, während dieser Zeit die genannte Besitzung käuflich an mich zu bringen. So begann ich denn die Ausführung meiner Unternehmung, welche durch unverhoffte Unglücksfälle, die mir alle Mittel raubten, nicht nur mißglücken, sondern auch für meine

Feinde der Grund zu unzähligen Verleumdungen werden sollte. Von diesem verfehlten Versuche und den Verhältnissen, welche sein Mißlingen herbeiführten, schweige ich hier, weil ich mir vorgesetzt habe, in der Umarbeitung meines Werkes „Über die Verbrecher und die Gefängnisse", dessen ich schon mehrere Mal in diesen Erinnerungen Erwähnung gethan habe, näher darüber zu sprechen. Ich beschränke mich hier darauf, zwei Briefe abdrucken zu lassen, welche mir der Erzbischof von Paris während der Zeit schrieb, wo ich mich mit jenem philanthropischen Versuche beschäftigte.

„Mein Herr!

Ihr Brief hat mir großes Vergnügen verursacht und die fromme und mildthätige Gesinnung, welche Sie in demselben bekunden, mich tief gerührt. Vertrauen Sie fest darauf, daß der liebe Gott Sie in dem guten Werke, welches Sie unternommen haben, unterstützen wird; indeß dürfen Sie es sich nicht verhehlen, daß Ihr Vorhaben ein sehr schwieriges ist. Verhärtete Gemüther, in denen das Böse feste Wurzel gefaßt hat, der Tugend zurückgeben wollen, ist eine Art von Schöpfung, welche ohne eine mächtige Hülfe des heiligen Geistes unmöglich ist. Dieser hat allein die Macht, sie zu vollbringen. Sie sprechen in Ihrem Briefe von der Bildung einer geistlichen Congregation. Ich glaube, daß eine solche schon in Lyon existirt. Sie können sich zu dem Ende an Sr. Hochwürden den Erzbischof von Lyon, oder besser noch, an Herrn Chalandon wenden, der Ihnen die beste Auskunft ertheilen wird. Ich glaubte daß die Brüder jener Congregation schon ausge-

zeichnete Resultate erzielt haben. Vielleicht, daß der Erzbischof von Bonald Ihnen außer jenen Mönchen noch einen Priester senden kann. Wenden Sie sich deshalb nur an Herrn Chalandon, der selbst aus Lyon ist, und Ihnen in jedem Falle genauere Auskunft als ich wird ertheilen können. Genehmigen Sie den Ausdruck meines Wohlwollens und meiner liebevollen Gesinnung gegen Sie

† Dionys, Erzbischof von Paris."

„Mein Herr!

Ich habe über den Vorschlag, welchen Sie mir machen, viel nachgedacht. Sie wissen, daß die Predigten, bei denen Kollekten zu einem mildthätigen Zwecke gesammelt werden, erst in vier oder fünf Monaten anfangen. Es werden hier in Paris schon eine Menge von Predigten zu einem ähnlichen Zwecke gehalten und ich glaube, daß Sie, da Sie hauptsächlich nur wünschen, Ihrem Unternehmen dadurch eine religiöse Weihe zu geben, andre mindestens eben so wirksame Mittel in Händen haben. Die Vorsehung hat der Diocöse, in welcher Sie leben, einen heiligen Mann zum Bischof gegeben, mit dem ich nächsten Sonntag über Ihr Unternehmen sprechen und ihn bitten werde, Ihnen durch irgend eine öffentliche Handlung seinen Beistand zu Theil werden zu lassen.

Es freut mich, diese Gelegenheit zu haben, Ihnen von Neuem die Versicherung der wohlwollenden Gesinnungen geben zu können, welche ich gegen Sie hege.

† Dionys, Erzbischof von Paris."

Als ich mich im Juli 1845 in der Rheinprovinz befand, vernahm ich, daß der treffliche Erzbischof von Paris in den Bädern zu Ems verweile. Ich beeilte mich, ihm einen Besuch abzustatten, erzählte ihm alle Täuschungen und Unglücksfälle, deren Opfer ich seit jener Zeit geworden war und hatte die Freude, von ihm gut aufgenommen zu werden und aus seinem Munde die beruhigendsten Tröstungen zu hören.

Den Abbé Gaultier, der sich ungemein um die Verbreitung und Verbesserung des Volksschulwesens verdient gemacht hat, lernte ich schon im Jahre 1816 kennen, wo auch ich, wie im ersten Bande erzählt ist, für die Einführung der Lancastermethode in Frankreich wirkte. Als ich damals nach den Minen von Anzin gesendet wurde, um die erste Schule des wechselseitigen Unterrichts zu organisiren, und von dem Abbé Gaultier Abschied nahm, sagte er folgende Worte zu mir, die nie aus meinem Gedächtniß gekommen sind: „Mein junger Freund, Sie schicken sich an, trotz Ihres jugendlichen Alters ein großes Werk zu vollbringen, indem Sie durch Ihren Unterricht Bildung unter Ihren armen und unglücklichen Mitmenschen verbreiten wollen. Sie haben dazu viel Eifer nöthig und müssen sich auf viele Mühe und Arbeit gefaßt machen. Aber wenn es auch zuerst scheinen möchte, als ob keine andere Belohnung für Ihre Anstrengungen Ihrer wartet, so lassen Sie doch den Muth nicht sinken; denn der Herr prüft die Menschen, um sie besser zu machen, wie der Goldschmied das Gold immer wieder umschmilzt, um es zu reinigen und den schlechten Beisatz von dem edlen Metall zu trennen. Möge Barmherzigkeit und Nächstenliebe das heilige

Feuer sein, welches in Ihrem Herzen brenne. Suchen Sie nur den Umgang tugendhafter Menschen, dann wird der liebe Gott Sie vor den Leiden und Wechselfällen dieses Lebens bewahren."

Kurze Zeit nach der Errichtung der ersten Lancasterschulen unternahm es ein bescheidener aber mit reichen Fähigkeiten ausgestatteter Komponist, Herr C. Wilhem, den Gesang in die Anstalten des wechselseitigen Unterrichts einzuführen. Er erfand zu dem Ende eine neue ausgezeichnete Methode, hatte aber nicht die Freude, noch bei seinen Lebzeiten viel von den Früchten seiner Erfindung zu sehen. Ich habe den trefflichen Komponisten persönlich gekannt und bin Zeuge der Anstrengungen und Bemühungen gewesen, welche derselbe lange Zeit nutzlos anwendete, um seiner Methode Eingang zu verschaffen. Es ist unglaublich, mit wie viel Schwierigkeiten ein Mann zu kämpfen hat, in dessen Kopfe eine neue nützliche Idee entsprungen ist, welche er zur Ausführung zu bringen wünscht und ich habe die Überzeugung gewonnen, daß jede noch so geistreiche Erfindung in dem Augenblick, wo sie ins Leben tritt, der Protektion von mittelmäßigen aber mächtigen und einflußreichen Leuten bedarf. Dummköpfe, welche nun und nimmermehr etwas Neues zu Tage fördern werden, haben doch oft Fähigkeit und Macht genug, um eine nützliche Idee, welche zu ersinnen dem Erfinder Ruhe und Glück, ja seine ganze Existenz kostete, im Keime zu ersticken und mir ist, wenn ich die fruchtlosen Bemühungen des uneigennützigen Talentes sah, oft das Wort eingefallen, das einst ein Galeerensklave auf einem meiner Besuche der Bagnos zu mir sagte:

„Es ist viel schwieriger Mitschuldige zu einem guten Werke als zur Beraubung des Postwagens auf offner Landstraße zu finden!" So verging auch das Leben des edlen Wilhem in Versuchen und Anstrengungen, die zum großen Theile fruchtlos waren, und selbst um nur dazu zu gelangen, unentgeltlich Unterricht nach seiner Methode in einer Anstalt ertheilen zu dürfen, bedurfte er der Protektion irgend einer hochgestellten Person. Der vortreffliche Komponist ist, nachdem er dem Gelingen seines Unternehmens unzählige Opfer gebracht hat, gestorben, und heute genießt ganz Frankreich die Früchte seines Eifers und den Segen seiner ausgezeichneten Methode, in welcher ein tüchtiger Musiker, Herr Hubert, den ich gleichfalls persönlich gekannt habe, sein Nachfolger geworden ist.

Den Marschall Gerard lernte ich durch seine häufigen Besuche in den Tuilerien bei der Prinzessin Adelaide kennen, als ich bei dieser Fürstin das Amt bekleidete, von welchem ich schon früher näher gesprochen habe. Der Marschall, welcher sich überall als einen treuen und ergebenen Freund der Freiheit und der Größe Frankreichs zeigte, war einfach und wohlwollend im Umgange und erinnerte mich durch diese Eigenschaften, durch seine freie und offene Sprache und durch sein ganzes Wesen an den trefflichen General Guilleminot, von dem ich im früheren Bande bereits ein Wort gesagt habe. Der Marschall Gerard ist ein treuer und aufrichtiger Anhänger der Königlichen Familie, aber weit entfernt den Höflingen zu gleichen, sagt er überall die Wahrheit, wo seine Pflicht und das Interesse des Hauses Orleans es gebieten.

Beim Herzog von Choiseul lernte ich den Grafen von Montlosier zu der Zeit kennen, wo er seine muthvollen Flugschriften gegen die Jesuiten veröffentlichte. Dieser Greis, welcher später zum Pair von Frankreich gemacht worden ist, hatte trotz seines hohen Alters einen lebhaften Geist und einen scharfen Verstand, vor allen Dingen aber eine seltene Energie, die er ganz gegen die geheimen Umtriebe der Priesterpartei und die frommen Verbrüderungen richtete, welche die ältere Linie der Bourbonen endlich ins Verderben stürzen sollte. Herr von Montlosier war wahrhaftig weder irreligiös noch revolutionair gesinnt, er hatte im Gegentheil vernünftige royalistische Ansichten, deren freimüthiger Ausdruck der Regierung hätte die Augen öffnen sollen. Allein die frommen Journale, die Abbés der verschiedenen Mönchsorden, die damals wieder ihr Haupt erhoben, und besonders die hohe Geistlichkeit bemächtigten sich mit solcher Leidenschaftlichkeit seiner Schriften, daß der Verfasser, von der Regierung vor Gericht gestellt, eine Zeit lang die öffentliche Meinung in ganz Frankreich beschäftigte und daß aus dieser, ursprünglich die Jesuiten allein betreffenden Frage, eine lebhafte Debatte hervorging, bei der die Religion, obgleich von Niemand angegriffen, die Verfolgte spielen wollte.

Der Doktor Marc war schon vor 1830 der erste Arzt des Herzogs von Orleans. Ich machte seine Bekanntschaft, als ich selbst zu dem Hause Orleans in nähere Beziehungen trat. Nachdem die Julirevolution seinen fürstlichen Patienten auf den Thron Frankreichs erhoben, ward Herr Marc, wie ganz natürlich, erster Leibarzt des Königs und erhielt durch

diesen bedeutenden, das Vertrauen des Monarchen bedingenden Posten eine einflußreiche Stellung bei Hofe. In der That kann der Leibarzt eines regierenden Fürsten eine Bedeutung haben, die auf den ersten Blick nicht so leicht in die Augen springt, aber nichts desto weniger reel ist und zum Gelingen oder Mißlingen manches Planes mitwirken kann. Der Leibarzt besitzt das, was man an den Höfen „das Ohr des Fürsten“ zu nennen pflegt; bei der geringsten Unpäßlichkeit des Monarchen, auf dessen Gesundheit und Leben das Geschick des Staates mehr oder weniger beruht, wird seine Stellung wichtiger, bedeutender. Wird die Unpäßlichkeit zu einer wirklichen Krankheit, so wird Alles auf den Leibarzt wüthend, bisweilen allerdings mit Ausnahme des muthmaßlichen Thronerben. Die Minister, denen wohl bekannt ist, daß ein Regentenwechsel ihre Macht gar leicht stürzen kann, sind bald mit der Forderung bei der Hand, eine Consultation berühmter Doktoren über den Zustand des Monarchen anstellen zu lassen; allein der Leibarzt wünscht diese Art von mißtrauischer Kontrolle nicht sehr und giebt diesem Ansinnen erst dann nach, wenn er selbst fühlt, daß eine zu große Verantwortlichkeit auf ihm ruht.

Sehr oft ereignet es sich auch, daß ein Königlicher Patient nicht leicht zu behandeln ist; denn gewohnt, Allen zu gebieten, macht es ihm eben kein Vergnügen, sich den Befehlen der Arzneiwissenschaft, welche schon an und für sich selten angenehm sind, zu unterziehen. In diesem Falle sieht sich der Leibarzt, um seinen Allerhöchsten Patienten nicht böse zu machen, genöthigt, mitunter ein klein wenig abzuweichen von

den Vorschriften der Fakultät, die Blutegel in ein Aderlassen zu verwandeln u. dgl. m.

So viel über die Königlichen Leibärzte im Allgemeinen. Was den Doktor Marc, den ersten Arzt Ludwig Philipps, insbesondere anbetrifft, so muß ich der Wahrheit gemäß berichten, daß er an Liebenswürdigkeit gegen seine hochgestellten Patienten schwer seines Gleichen unter seinen geschickten und gelehrten Kollegen finden dürfte. Statt der Pillen hatte er stets eine gute Anzahl kleiner Geschichten und Anekdoten in der Tasche, welche bekannte Personen, die Gesellschaften dieses oder jenes hochgestellten Mannes zum Gegenstande hatten, zuweilen den Foyers der Theater entnommen waren und sich mitunter selbst bis hinter die Coulissen zu den Schauspielern und Schauspielerinnen verliefen. Dergestalt wußte der Doktor Marc den König und die Prinzen jederzeit zu amüsiren, was ein Verdienst ist, das weder zu den gewöhnlichen gehört noch verachtet werden darf. Zumal für einen Arzt ist die Kunst zu gefallen eine sehr gute Eigenschaft, da oft, wenn er es dahin gebracht hat, sich dem Patienten angenehm zu machen, seine Arbeit halb gethan ist.

Bei Hofe mischt sich mitunter die Politik in die Krankheit der Fürsten, was man in doppeltem Sinne, sowohl von der Ursache als von der Wirkung einer Unpäßlichkeit verstehen kann. Über das erstere Verhältniß, wenn nämlich eine politische Verwicklung die Krankheit eines Fürsten hervorbringt, wäre zu indiskret für bestimmte Fälle sprechen zu wollen. Dagegen sind die Wirkungen der Unpäßlichkeit des Königs bekannt genug. Wird eine solche von dem Journal, welches

das officielle Organ des Hofes ist, angezeigt, so wird der Leibarzt für die Börsenspieler die wichtigste Person des Königreichs; denn von seinen Reden, von seinen vertrauten Mittheilungen hängt das Steigen oder Fallen der Course ab, und für einen Banquier ist es ungemein wichtig, im Voraus eine sichere Nachricht über die Wahrscheinlichkeit des Todes oder der Genesung des Monarchen zu haben. Daß dies letztere keine Fabel, sondern die reine Wahrheit sei, habe ich selbst zu meinem Erstaunen erfahren, als ein reicher Börsenspekulant mir einst den Vorschlag machte, ihm täglich vor 2 Uhr Nachmittags genaue Nachricht zukommen zu lassen, wie sich der König befände und ob die Physiognomie der Königin und der Prinzessin Adelaide Ruhe und Sicherheit oder Unruhe und Furcht über die politischen Verhältnisse verriethe. Er bot mir eine namhafte Summe, wenn ich auf dies Anerbieten eingehen wollte, wodurch ich mich jedoch zum elenden Spione herabgewürdigt hätte, und das ich natürlich ohne Weiteres ausschlug.

Madame Sirey, die Nichte des berühmten Mirabeau, war eine talentvolle Schriftstellerin, die sich namentlich mit der Herausgabe des Journals der „Familienmutter" beschäftigte, in welchem man wirklich gediegene Artikel fand. Ich hatte oft die Ehre, diese Dame in meiner Villa zu Neuilly zu empfangen, wo ich sie mit dem größten Vergnügen in meinen Gesellschaften sah. Ihr Mann, Herr Sirey, bekannt als Verfasser juristischer Schriften ist unlängst gestorben. Der Sohn Beider, Aimé Sirey, welcher vor einigen Jahren in Brüssel bei einer Schauspielerin ein so tragisches Ende fand, war mein intimer Freund geworden. Er war verheirathet

und Familienvater und sprach zu mir stets mit solcher Zärtlichkeit von seiner Frau und seinen Kindern, daß ich weit entfernt war zu ahnen, daß er sich in eine solche Liaison einlassen würde, die für ihn verhängnißvoll werden sollte. Als ich die Nachricht von seinem Tode empfing, fielen mir unser letztes Gespräch und namentlich die Worte ein, welche er bei unsrem letzten Zusammensein in Paris — es war auf dem Concordienplatze, in der Nacht, als wir beide spät aus einer Gesellschaft zurückkehrten — mit wahrhaft prophetischem Geiste zu mir sagte und die für uns Beide zu einer so verhängnißvollen Wahrheit geworden sind, daß ich mich nicht enthalten kann, sie hier anzuführen:

„Mein lieber Appert," — also nahm Sirey das Wort, — „Du hast sehr Unrecht, mit solchem Leichtsinn Deine Gelder auszuleihen und nicht an die Zukunft zu denken. Sieh alle diese Steine hier auf dem großen Platze an, auf welchem wir uns in diesem Augenblick allein befinden, sie stellen gleichsam unsre Freunde vor, wie sie sich um uns drängen, so lange das Glück und ein günstiges Geschick uns lächeln. Allein wenn Du morgen einen einzigen Dienst von ihnen nöthig hast, dann wird sich nicht einer dieser Freunde Deiner erinnern. Doch lassen wir das. Ich begreife, daß Du Dich glücklich fühlst, nach Lothringen reisen und eine Kolonie für die armen entlassenen Sträflinge gründen zu können, die Dir so sehr am Herzen liegen. Ich, mein Freund, ich bin im Besitz einer vortrefflichen Gattin, habe Kinder, welche ich zärtlich liebe, ich könnte glücklich auf unserm Gute bei Limoges leben, und nichts desto weniger ist mein Herz traurig und mein

Geist voll von unglücklichen Gedanken, wie wenn mir bald ein großer Unfall begegnen sollte! Lebe wohl, theurer Freund, der Himmel gebe, daß wir uns bald glücklich und zufrieden wiedersehen, allein ich zweifle sehr daran, daß es je geschehen wird!"

Dem bekannten Herrn Vatout, welcher Ludwig Philipps Vertrauen genießt, und den Almosenier der Königin, den Abbé Guillon, habe ich häufig in den Tuilerien gesehen. Beide waren der Königlichen Familie in hohem Grade ergeben. Der erstere ist ein Mann von Geist, nur scheint es fast, als ob er selbst noch mehr zu haben glaubt, als er wirklich besitzt. Herr Vatout weiß in der Welt zu leben, sich liebenswürdig in Gesellschaften zu benehmen und eine angenehme Unterhaltung zu führen. Er ist gegenwärtig Deputirter, doch glaube ich, daß ihm seine Funktion als Privat-Bibliothekar des Königs, und seine übrigen Amtsbefugnisse, die ihn unter das Ministerium des Innern stellen, nicht Unabhängigkeit genug lassen, um ein recht nützliches Mitglied der Deputirtenkammer abzugeben.

Der gelehrte Almosenier der Königin, der Abbé Gouillon, welcher den Titel eines Bischofs von Marokko (natürlich in partibus infidelium) führt, hat den entgegengesetzten Fehler, zu wenig Selbstvertrauen zu besitzen, nicht mit der seinem Range und seinem Amte zukommenden Würde aufzutreten, worin er es gerade umgekehrt wie die meisten übrigen Priester macht. Der Abbé Guillon tritt stets zu sehr selbst zurück, eine Bescheidenheit, die an den Höfen an sehr unrechtem Orte ist und oft zum unverzeihlichen Fehler wird. Sie hatte

zur Folge, daß man ihn oft hintenansetzte und daß die Höflinge ihm keineswegs die Achtung zukommen ließen, welche seine hohe Stellung bei der Königin, sein Charakter und seine Kenntnisse zu bedingen schienen.

Auch den trefflichen Obersten Capelle, Vater der unter dem Namen Madame Lafarge später zu einer so traurigen Berühmtheit gelangten Marie Capelle, habe ich gekannt. Er war ein ausgezeichneter Artillerieoffizier, der unter den Befehlen des General Lavasseur, bei der Leitung der Artillerieschule zu La Fère mitwirkte, und ein Mann von gediegener Bildung und großer Liebenswürdigkeit im Umgange. Glücklicherweise ist er vor dem berüchtigten Vergiftungsprozeß gestorben, in welchem seine Tochter Marie eine so gräßliche Rolle spielen sollte. Diese habe ich als kleines Kind oft auf meinen Knieen geschaukelt und ich erinnere mich, daß sie schon damals viel Lebhaftigkeit und Geist und eine für ihr Alter zu frühe Entwickelung bekundete.

Es sei mir erlaubt, am Schluß dieses Abschnittes eines meiner Verwandten, des durch eine Erfindung ziemlich bekannten Herrn Appert mit einigen Worten Erwähnung zu thun. Er hatte ein sehr einfaches und wenig kostspieliges Mittel ersonnen, alle Arten Fleisch und Gemüse lange Zeit hindurch ganz frisch und unverdorben aufzubewahren, eine Erfindung, die namentlich für die Seeleute und die Unglücklichen, welche während einer langen Seefahrt auf dem Schiffe erkranken, von Wichtigkeit geworden ist; denn man konnte fortan den Schiffen einen bedeutenden Vorrath an frischem Fleisch und Gemüse mitgeben. Diese Entdeckung machte ihrer Zeit viel

Aufsehen, mehrere Regierungen und besonders viele gelehrte Gesellschaften belobten Herrn Appert öffentlich, sendeten ihm Ehrenmedaillen zu und forderten ihn auf, seine Erfindung und die Mittel, welche er zur Erreichung seines Zweckes angewendet, durch den Druck zu veröffentlichen. Da man ihm reiche Belohnung verhieß, so verweigerte er das Anerbieten der englischen Regierung, die ihm sein Geheimniß für eine bedeutende Summe abkaufen wollte und machte seine Erfindung in einem Buche öffentlich bekannt. Der damalige Minister des Innern in Frankreich ließ ihm in dem Blindenhospital ein Lokal zur Errichtung von Werkstätten anweisen, um seine Erfindung im Großen zur Ausführung zu bringen. So schien es, als ob das Schicksal diesen verdienstvollen Mann für seine jahrelangen Bemühungen endlich belohnen wolle. Allein was geschah? Nachdem Herr Appert sein kleines Vermögen bei Einrichtung dieses Etablissements zugesetzt und sein Geheimniß veröffentlicht hatte, ließ ihm der Minister anzeigen, daß er von jetzt ab das ihm angewiesene Lokal gegen eine bedeutende Miethe behalten könne, oder es räumen müsse. Da er nicht im Stande war, dieselbe zu bezahlen, so geschah das letztere, und der großmüthige Erfinder, dessen durch sein Buch bekannt gewordene Verfahrungsart nun schon von allen Regierungen in den Seehäfen angewendet wurde, war um die Früchte seiner mühevollen Erfindung betrogen. Erst nach unzähligen Eingaben, Bitten und Verwendungen gelang es ihm, von der Regierung als Entschädigung für die Veröffentlichung seines wichtigen Geheimnisses auf Lebenszeit eine jährliche Pension von — **1200** Franken (etwa **300** Thaler) zu erhalten, und

er ist in einem Alter von 85 Jahren in der größten Dürftigkeit gestorben. Man wußte, daß man diesen Greis durch Ertheilung des Kreuzes der Ehrenlegion unendlich glücklich gemacht hätte, aber seine verdienstvolle Erfindung, welche einer großen Menge von Seeleuten das Leben gerettet hat, schien der Regierung kein genügender Anspruch auf diese Auszeichnung zu sein, die man doch an Unwürdige genug verschwendet hat. So hat mein armer Verwandter dies Leben, ohne eine Belohnung für seine mühevollen Anstrengungen erhalten zu haben, in einer solchen Armuth verlassen, daß er noch kurz vor seinem Tode sich genöthigt sah, seine goldenen Medaillen, die einzige ihm durch gelehrte Gesellschaften gewordene Anerkennung seiner Verdienste, auf die Pfandleihe zu tragen.

XIX.

Ein Wort über meine Privatverhältnisse. — Mein Aufenthalt in Lothringen. — Verkauf des Gutes in Grand-Mesnil. — Landsitz in Neuilly. — Mein Ausscheiden aus der amtlichen Stellung, die ich bei der Königin und der Prinzessin Adelaide bekleidete.

Während des ganzen Zeitraums von zehn Jahren, in welchem ich die Ehre hatte, ein Amt bei der Königin und der Prinzessin Adelaide zu bekleiden, durfte ich Paris nur dann verlassen, wenn Ihre Majestät und Ihre Königl. Hoheit eine Reise unternahmen. Da sich dies nur selten ereignete, auch meine Berichte über die den Fürstinnen vorgeschlagenen Unterstützungen zweimal in jedem Monat zur Unterschrift vorgelegt und die Vertheilungen der bewilligten Summen stets sogleich vorgenommen werden mußten, so war es mir nie länger als 10 bis 12 Tage und zwar nur dreimal im Jahre möglich, auf meinem Gute Grand-Mesnil in Lothringen zu verweilen. Auch verfehlten meine werthen Freunde Oudard und Lamy, die während meiner Abwesenheit meine Arbeiten besorgten, nicht, mir zu schreiben, daß man schon gefragt habe, wann ich zurückkäme, daß eine große Menge Bittschriften bereits auf mich warte u. s. w. Diese Briefe so wie Alles, was mir im Auftrage der Fürstinnen zugesendet wurde, hatten die Portofreiheit und gelangten vor 1830 unter dem Siegel des Herzogs

von

von Orleans, seit der Juli-Revolution unter dem des Königs zu mir. Von 1826 bis 1829 war die Regierung auf Alles was mit dem Herzoge von Orleans in näherer Berührung stand, so argwöhnisch, daß einst eine höhere Militairperson aus Toul sich zu dem Unterpräfekten, Herrn von Rosiere, begab und ihm vorschlug, alle Briefe und Depeschen, die unter dem Siegel des Herzogs von Orleans an mich gelangten, öffnen zu lassen. Obgleich Herr von Rosiere stets die größte Ergebenheit gegen die ältere Linie der Bourbonen zeigte, so besaß er doch in seinem Privatleben wie in seiner öffentlichen Wirksamkeit zu viel Ehrlichkeit, um nicht eine solche Zumuthung auf das Entschiedenste von sich zu weisen. Als nach 1830 eine neue Besetzung fast aller Präfektur- und Unterpräfekturstellen vorgenommen wurde, suchte ich diesem ehrenwerthen Beamten meinen Dank dadurch abzustatten, daß ich mir Mühe gab, ihn auf seinem Posten zu erhalten. Es war mir bereits gelungen, die Beistimmung des Ministers zu erhalten, allein die politischen Leidenschaften waren durch die Juli-Revolution auch in Toul dermaßen aufgeregt, daß man sich endlich doch genöthigt sah, einen andern Unterpräfekten zu ernennen.

Da sich nach 1830 auch meine Besorgungen bei der neuen Königin vervielfältigten und ich nur noch selten so viel Zeit erübrigen konnte, um einige Tage auf meinem Gute in Lothringen zuzubringen, so beschloß ich endlich, es zu verkaufen und den Ertrag auf den Ankauf von Grundstücken zu verwenden, die in der Nachbarschaft des Hauses, das ich in Neuilly besaß, lägen. Bald fand ich Käufer in der Person

zweier Israeliten, die einen ziemlich bedeutenden Preis dafür zahlten, und ich verließ für immer das einsame und unbekannte Dörfchen Grand-Mesnil, in welchem ich nichts desto weniger glückliche Tage verlebt hatte. Dafür wendete ich jetzt alle meine Sorgfalt auf die Vergrößerung und Verschönerung meiner Besitzung in Neuilly. Durch allmähligen Ankauf der anliegenden Grundstücke, zahlreiche neue Bauten u. s. w. gelang es mir, einen Landsitz zu schaffen, der aus zwölf separat gelegenen elegant möblirten Sommerwohnungen bestand, deren Miethe mir drei Mal mehr als der Ertrag meines Gutes in Lothringen einbrachte. Zu dieser Besitzung gehörte unter Anderm der hölzerne Pavillon, welcher am Eingange des Boulogner Gehölzes für den jungen Herzog von Bordeaux und seine Schwester erbaut worden war und den mir Lord Seymour unter der ausdrücklichen Bedingung verkauft hatte, daß diese ehemalige prinzliche Wohnung niemals zum Kaffeehause oder einem andern öffentlichen Etablissement benutzt würde.

Ich selbst brachte den größten Theil des Sommers in Neuilly zu, und theilte meine Zeit in die Regulirung und Vertheilung der von den Fürstinnen, welche ebenfalls in Neuilly residirten, bewilligten Unterstützungen, die Besuche von Schulen und Gefängnissen und die Bauten und Verschönerungen, welche ich in meinem am Ufer eines Arms der Seine reizend gelegenen Landsitze vornahm.

Allein wer sich einbildet, daß man eine Stellung bei Hofe behalten kann, ohne an Intriguen Theil zu nehmen, ist im Irrthum, und es heißt ein Wunder verlangen, wenn man

unabhängig von den Höflingen leben, laut Alles, was einem nicht gut scheint, tadeln, den von allen Seiten andringenden Versuchungen widerstehen will und dabei erwartet, von Eifersucht und Verleumdung verschont zu werden. Auch war ich keinesweges so glücklich. Lüge und Heuchelei, alle schlechten Leidenschaften der Antichambre vereinigten sich, mir zu schaden, und mich traf das allen treuen und uneigennützigen Freunden der Großen aufbewahrte Loos, die Ungnade, unter dem Vorwande der Besorgniß für meine eigene Gesundheit und allgemeiner in den Bureaux vorgenommener Reformen, wozu der Tod des trefflichen Oudard scheinbar den äußern Anlaß gab. Die Königin und die Prinzessin Adelaide, welche während meiner zehnjährigen Amtsführung mir niemals den leisesten Vorwurf gemacht, stets alle meine Vorschläge ohne Ausnahme gebilligt, mir nie ein Zeichen des Mißvergnügens gegeben hatten, die von mir nicht ein einziges Mal mit einer mich persönlich angehenden Bitte belästigt worden waren, der König, der die Güte gehabt, mir bei manchen ernsten Vorfällen sein Wohlwollen und ich darf wohl sagen sein Vertrauen zu schenken und für meine philanthropischen Bestrebungen die größte Sympathie zu zeigen, konnten dessen ungeachtet, wie dies in den Palästen zu gehen pflegt, jenem unbekannten aber starken und beharrlichen Einfluß nicht widerstehen. Prächtige Geschenke, Diamanten, eine kostbare Uhr, sehr werthvolle Silbersachen wurden mir im Namen der Königlichen Familie übersendet und versichert, daß dieselbe meine langen und treuen Dienste stets anerkennen und niemals vergessen würde, ja die Abgesandten, welche mir diese Geschenke über-

brachten, wollten mich Glauben machen, daß, während man mich sichtbar vom Hofe entfernte, man mich innerlich dem Herzen dieser edlen und vortrefflichen Fürsten nur näher brächte.

In einer andern Schrift werde ich Gelegenheit haben, seltsame und interessante Einzelheiten über die Mittel mitzutheilen, deren man sich bedient, um bei Hofe einen Minister, Gesandten, Adjudanten, Sekretair u. s. w. in Ungnade zu bringen. Der Leser wird aus dieser neuen Schrift mit Unwillen ersehen, daß das Privatleben, der Verlust des Vermögens, das unverdienteste Unglück, welche Achtung und Theilnahme erwecken sollten, für die Höflinge, dieser Pest für Könige und Völker, deren schändliche Intriguen schädlicher sind, als die Umtriebe der Revolutionaire, nur zu geheimen Gründen werden, ihre niedrigen Verfolgungen fortzusetzen. Allein nicht um mich zu beklagen werde ich die Feder ergreifen, einzig und allein um ohne Furcht und Haß eine getreue Schilderung zu liefern, welche nützliche Lehren und nicht Anklagen gegen die enthalten soll, deren unsinnige und schändliche Beschuldigungen ich nun schon so lange ertragen muß.

XX.

Zwei Proben aus meinem Tagebuche. — Meine Unterredung mit der Prinzessin Adelaide am 23. Januar 1832. — Meine Audienz bei der Königin und der Prinzessin Adelaide am 8. August 1835.

Während meines Aufenthalts am Hofe Ludwig Philipps führte ich ein Tagebuch und schrieb jeden Abend auf, was ich den Tag über Merkwürdiges gesehen oder gehört hatte. Vielleicht daß ich dasselbe ohne alle Änderungen einmal herausgebe. Hier begnüge ich mich, zwei Proben aus demselben abdrucken zu lassen.

Meine Unterhaltung mit der Prinzessin Adelaide am 23. Januar 1832.

Die Prinzessin hatte sich genöthigt gesehen eine Anleihe von drei Millionen Franken zu machen, um ihre erhöhten Ausgaben decken zu können, da sie von der Civilliste des Königs einen Zuschuß weder erbitten noch annehmen wollte. Bei dieser Gelegenheit sagte sie an dem genannten Tage folgende Worte zu mir:

„Da sehen Sie, wie die Königswürde uns reich macht; täglich fragt man, was der König mit seinem Gelde macht; man müßte nur die Namen ehrenwerther Freunde der Frei=

heit veröffentlichen, welche in Folge schlechter Geschäfte beim Könige um Unterstützungen nachgesucht und von ihm zwanzig=, dreißig=, vierzig= und bis zu dreimalhunderttausend Franken erhalten haben. Man nimmt keine Rücksicht auf die außerordentlichen Ausgaben, welche mein Bruder zu machen gezwungen wurde; so z. B. die Tafel der dienstthuenden Offiziere, welche ganz wie die unsrige gehalten wird; die Zahl der Wagen, der Pferde, der Leute ist bedeutend und kostspielig zu unterhalten und der König konnte doch nicht anders! Man will Luxus für Paris, und die Deputirten, welche am stärksten schreien, sind gerade die, welche die meisten Bittschriften bevorworten! Mein Bruder hat mit seinen Einkünften das Palais-Royal beendet, die zur Apanage des Hauses Orleans gehörigen Güter verbessert, und doch müssen diese Besitzungen einmal früher oder später wiederum Staatseigenthum werden. Als wir nach Frankreich zurückkehrten, fanden wir unser Vermögen in einer solchen Unordnung, daß die Juristen, welche mein Bruder zum Rechtsbeistand nahm, ihm riethen, auf die Erbschaft zu verzichten, was weder er noch ich in irgend einem Falle gethan hätten. Das sind Dinge, Herr Appert, auf die man gar keine Rücksicht nimmt. Die Sparsamkeit des Königs, unsere frühere Lebensweise vor der Revolution, Alles das ist Nichts. Sieht man denn um uns Günstlinge, Leute, deren Stellung sich selbst seit den Julitagen geändert hat? In der That, Herr Appert, man weiß nicht mehr, was man thun und wie man den Leuten das Vertrauen einflößen soll, von dem unsre Gesinnung und unser Bewußtsein uns sagt, daß wir es in jeder Beziehung verdienen; aber dem Himmel

sei Dank, man kann uns in Wahrheit Nichts vorwerfen und der gesunde Sinn der Nation wird einst, das müssen wir glauben, mit Gerechtigkeit über alle diese Nichtswürdigkeiten urtheilen!"

Mein Besuch in den Tuilerien am 8. August 1835,

(am Tage nach dem Tedeum, welches für die Rettung des Königs beim Attentat Fieschi's in den Pariser Kirchen gesungen worden war.)

Die Königin empfängt mich mit einer besonderen Güte und sagt zu mir, daß es ihr Vergnügen macht, mich zu sehen. Ihre Majestät bewilligt die 100 Louisd'or, um die ich sie für die Preisvertheilung in den Pariser Schulen bitte. Spricht darauf mit mir von Fieschi und fügt hinzu: „Herr Appert, das ist ein schaudererregendes Verbrechen! man begreift einen Fanatiker wie Louvel, aber ein Elender, welcher um einen Menschen zu tödten, es darauf ankommen läßt, 20, 30 Andere ohne Unterschied zu ermorden, daß ist gräßlich und ohne Beispiel! Ach Herr Appert, man lebt ja gar nicht mehr, und der geringste Bewohner Frankreichs ist glücklicher als wir; aber der liebe Gott will es, darum müssen wir ertragen, was er uns sendet. Seit diesem scheußlichen Mordversuche giebt es keine Ruhe mehr für uns u. s. w."

Während dieser Unterhaltung saß ich neben dieser vortrefflichen Fürstin, deren Gesichtszüge ihre innere Erregung bekundeten. Ihre Augen blickten gen Himmel und benetzten sich mit Thränen.

Die Würde und der Adel, welcher in den Worten der

Königin lag, bewegten mich tief, und ich vergaß vielleicht in meinen Antworten die Zurückhaltung zu beobachten, welche der ernste obgleich stets wohlwollende Ton Marie Amélie's erheischen. Niemals empfing mich Ihre Majestät mit so viel Güte. Sie sprach darauf mit einem außerordentlichen Schmerze zu mir von dem armen Oudard, welchen sie gestern mit der Prinzessin Adelaide in seiner Wohnung besucht hat. Man kann die Ausdrücke dieser rührenden und erhabenen Güte nicht wiedergeben. Mein Herz und mein Geist waren, als ich die Königin verließ, voll von Bewunderung.

Mein Besuch bei der Prinzessin Adelaide.

Ich ging zur Prinzessin, welche kurz vor meinem Eintritte in ihr Vorzimmer aus dem Kabinet des Königs kam. Als sie mich sah, lächelte sie sehr gnädig und sagte zu mir: „Guten Tag lieber Herr Appert, es ist mir sehr angenehm, Sie zu sehen. Was für traurige Ereignisse seit so kurzer Zeit!" Ich folgte der Prinzessin in ihr Kabinet, dort sagte Ihre Königliche Hoheit mit lauter und sehr bewegter Stimme Folgendes: „Wissen Sie, Herr Appert, daß ich geradezu umkomme! das schaudervolle Attentat gegen den König, für den ich tausend Leben hingeben möchte, läßt uns keine Ruhe mehr. Wie ich Ihnen schon gesagt habe, die Karlisten beunruhigen seit 1830 jeden Augenblick durch ihre Intriguen und ihr Bündniß mit den Republikanern den glücklichen Zustand Frankreichs. Die Karlisten, zu feige selbst zu handeln, geben den Republikanern, welche mehr Muth und Ehrlichkeit bei ihren verbrecherischen Unternehmungen haben, aber die Werkzeuge

dieser Elenden sind, Geld und Rathschäge! Herr Thiers und Herr Gisquet sind uns, glaube ich, ergeben, aber Herr Appert, es giebt Etwas, was stärker ist als sie und was Alles lähmt! Die Gesinnung der Bewohner des Landes ist vortrefflich, die guten Franzosen sind einstimmig über diesen schändlichen Mordversuch, aber dabei bleibt es. Unsre Feinde thun täglich neue Schritte, und die Straflosigkeit der Schuldigen, obgleich sie der Gerechtigkeit überwiesen sind, wird außerordentlich gefährlich."

Hierauf zählt Ihre Königliche Hoheit alle Emeuten, Prozesse und Arrestationen auf und fügt hinzu: „Man nimmt unglückliche Handwerksgesellen fest, welche verführt und bezahlt waren, und niemals findet man einen Verführer, niemals eins der Häupter und doch wäre gerade das nöthig; dann würde man wissen, woran man sich zu halten hätte. Man hat meinen Bruder dahin getrieben, den Belagerungszustand von Paris zu befehlen und der Kassationshof, der zum Theil aus Karlisten besteht, hat die Maßregel für ungesetzlich erklärt — Sie wissen, daß der König es eben so wenig, wie ich wollte! Dieser nie endende Prozeß der Pairskammer u. s. w. alles das ist gegen den gesunden Menschenverstand und die wahren Interessen des Landes!"

Die Prinzessin spricht hierauf mit mir von einem Briefe des Erzbischofs von P.... und fügt hinzu: „Der Brief ist nicht aufrichtig gemeint, er will sich uns nähern, weil er Furcht gehabt hat, daß irgend eine Angabe Fieschi's seine Partei bloßstelle. Ich wenigstens traue ihm nicht! die Königin will dagegen nicht glauben, daß es die Karlisten sind,

welche uns so viel Verlegenheiten bereiten, sie rechnet auf ihre Rückkehr zu uns, aber ich hasse sie und hoffe Nichts von diesen Leuten. Sie hegen mehr Abscheu gegen Alles, was den Namen Orleans trägt, als sie gegen Napoleon hatten; sagen sie doch meiner Schwester, was sie hierüber denken und wissen; das kann ihr die Augen öffnen! Ich bin Französin bis in die Fingerspitzen hinein und deßhalb eben seufze ich über das, was vorgeht. Es ist Zeit, daß alle braven Leute uns sagen, was sie von den Komplotten der Karlisten und der Republikaner, ihrer Agenten wissen; und wenn man Leute, wie Tretat, Cavaignac, Raspail und die wüthenden Vendeer, nachdem man sie mit einer wahren Angst ins Gefängniß gesteckt hat, immer wieder losläßt, so werden wir nie dazu kommen, zu herrschen. Ich höre nicht auf es zu wiederholen, die Republikaner müssen durch die Gesetze, die Karlisten durch die Furcht, die ihnen natürlich ist, und die Festigkeit, welche die Regierung gegen sie zeigen muß, gebessert werden!"

Hierauf sage ich zu ihrer Königlichen Hoheit, daß Fieschi mich kennte und daß er mir vielleicht Manches entdecken würde. „Nehmen Sie sich in Acht, guter Herr Appert," antwortete die Prinzessin, „sich in diese Sache zu mischen, man würde es allerhöchsten Orts mit Mißvergnügen sehen; erwarten wir die gerichtliche Untersuchung, aber ich fürchte, daß man auch diesmal Nichts erfährt; denn man nimmt sich schlecht dabei, und irgend eine unbekannte und bedeutende Macht hindert, zur Entdeckung der Hauptschuldigen zu gelangen. Und doch wäre das nöthig, um diese unversöhnlichen Feinde Frankreichs und seiner Ruhe zu vernichten. Der liebe Gott hat meinen

Bruder und meine Neffen durch ein Wunder erhalten, und ich danke ihm dafür aus dem Grunde meiner Seele. Ich bitte ihn nur um eine Gnade, nämlich uns die wahren Verschwörer zu entdecken und uns endlich über ihre Komplotte und über das Unglück Licht zu verschaffen, welches sie noch anrichten werden, wenn man nicht schnelle Mittel gegen ihre höllischen Machinationen ergreift."

Die Prinzessin hatte während dieser Unterhaltung, welche mehr als 20 Minuten dauerte, Thränen in den Augen und befand sich in der äußersten Unruhe.

LETTRES ORIGINALES.*)

1.

LETTRE DE M. BENJAMIN CONSTANT.

J'ai lu, Monsieur, avec beaucoup d'intérêt et une véritable reconnoissance pour l'auteur votre ouvrage sur les hospices, les prisons et l'éducation première. Les citoyens qui, sans se décourager, luttent comme vous contre la tendance du moment, et la ligue des ennemis de l'humanité en faveur de l'ignorance, le plus sûr moyen d'établir ou de prolonger la servitude, méritent bien de leur siècle et de leur pays, et le tems viendra où l'opinion libre et réveillée leur accordera la récompense qu'elle leur doit. Je me fais un devoir de le devancer par mon suffrage, quelque peu important qu'il soit, et je vous prie d'agréer, Monsieur, les assurances de ma profonde estime et de ma très-haute considération.

Paris ce 30. Juillet 1824.

B. Constant.

*) Es ist bei diesen Briefen durchaus die Orthographie der Originale beibehalten worden.

Original-Briefe.

1.

Brief Benjamin Constant's.

Mit vielem Interesse und einer wahren Erkenntlichkeit für den Verfasser habe ich, mein Herr, Ihr Werk über die Krankenhäuser, die Gefängnisse und den Elementarunterricht gelesen. Diejenigen Bürger, welche wie Sie ohne den Muth sinken zu lassen gegen die Tendenz des Augenblicks, gegen den Bund der Feinde der Menschheit zu Gunsten der Unwissenheit, als dem sichersten Mittel, die Knechtschaft zu begründen oden oder zu verlängern, ankämpfen, erwerben sich ein wahrhaftes Verdienst um ihr Jahrhundert und um ihr Vaterland, und kommen wird die Zeit, wo die öffentliche Meinung, wenn sie wieder frei geworden und erwacht ist, ihnen die schuldige Belohnung zuerkennen wird. Ich mache mir eine Pflicht daraus, dieser Zeit durch mein Urtheil, wie wenig Gewicht es auch haben mag, zuvorzukommen und bitte Sie, mein Herr, den Ausdruck meiner tiefsten Verehrung und größten Achtung entgegen zu nehmen.

Paris, den 20. Juli 1824.

B. Constant.

2.

LETTRE DE M. GUIZOT.

Je vous dois mille remercîments, Monsieur, de votre persévérance dans vos bonnes offres pour l'enseignement mutuel à Liége; mais d'après les nouvelles que je viens de recevoir, les Liégeois n'en profiteront pas encore. Le Roi des Pays-Bas a fondé à Liége, en remplacement des Ignorantins, deux grandes écoles primaires, et la ville a cru devoir, dans ce moment-ci, ne pas entrer en concurrence avec des etablissemens dont elle est fort reconnoissante. On n'en a pas moins été très-sensible à votre proposition; gardez, je vour prie, pour l'avenir cette bonne volonté et recevez l'assurance de mes sentimens les plus distingués.

26. Déc. *Guizot.*

3.

LETTRE DE M. PESTALOZZI.

Monsieur et très-respectable ami de l'humanité.

La vicissitude de ma santé, l'urgence des devoirs et des nécessités momentanées et spécialement mon désir de vous communiquer une brochure, dont la publication est retardée par les mêmes circonstances, sont les vraies causes, auxquelles je vous prie d'attribuer la

2.

Brief Guizot's.

Ich bin Ihnen, mein Heer, tausend Dank schuldig für die Beharrlichkeit in den trefflichen Anerbietungen, welche Sie der Stadt Lüttig für die Methode des wechselseitigen Unterrichts gemacht haben; allein nach den eben erhaltenen Nachrichten werden die Lütticher die Wohlthaten derselben doch nicht genießen können. Der König der Niederlande hat in Lüttich an der Stelle der von den Brüder=Ignoranten geleiteten Anstalten zwei große Elementarschulen errichtet, und die Stadt hat geglaubt, daß sie in diesem Augenblick mit jenen Anstalten, für welche sie sehr dankbar ist, nicht in Concurrenz treten würde. Man ist nichts desto weniger für Ihren Vorschlag sehr dankbar gewesen; ich bitte Sie nur für die Zukunft diesen guten Willen zu bewahren. Empfangen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung

Den 26. Dezember. Guizot.

3.

Brief Pestalozzi's.

Mein Herr und sehr verehrungswürdiger Freund der Menschheit!

Der Wechsel in meinem Gesundheitszustand, die Forderungen des Berufs und der augenblicklichen Nothwendigkeit, besonders aber mein Wunsch, Ihnen eine Brochüre mitzutheilen, deren Veröffentlichung durch dieselben Verhältnisse verzö=

paresse de faute impardonnable d'avoir manqué jusqu'à ce jour de vous écrire; veuillez bien le pardonner et ne pss l'attribuer à un manque d'attention, d'attachement réel et sincère, que j'ai aux vues bienfaisantes, dont vous vous occupez avec un zèle si digne.

L'éducation de la jeunesse est l'objet de tous les efforts de ma vie, et je sens vivement, à quel point un homme qui se voue *dans nos circonstances* avec ardeur et sincérité à cette tâche qui devient toujours plus pénible et plus épineuse, mérite de respect et de reconnoissance.

Tout ce qui tend à la perfection du système de Lancastre, m'intéresse de coeur et d'âme, et je reconnois certainement votre mérite sur ce point, je pense beaucoup sur ce système, c'est un *gouvernail*, et il faut vérifier et éclaircir l'homme, qui le prend dans sa main et veut gouverner d'après ces principes; il faut que les objets d'instruction, que l'on veut soumettre à ce gouvernement, soyent arrangés et organisés auparavant, avec le plus haut raffinement de la Psychologie, afin que l'impression de ce que les enfans apprennent en cette forme sur leurs facultés intellectuelles se trouve en harmonie et en équilibre avec l'impression, qu'en reçoit leur mémoire.

Je sens le mérite que vous avez sur ces points, et je souhaiterois fortement être dans le cas de m'entretenir personnellement avec vous, mais à mon âge je ne peux pas espérer de vous voir chez vous, et je dois me

gert wurde, sind die wahren Ursachen, welchen ich Sie bitte, meine Trägheit und den unverzeihlichen Fehler, Ihnen bis auf den heutigen Tag noch nicht geantwortet zu haben, zuzuschreiben. Haben Sie die Güte es zu entschuldigen und es nicht auf einen Mangel an Aufmerksamkeit, an wahrhafter und aufrichtiger Zuneigung zu schieben, welche ich für die wohlthätigen Ideen habe, mit denen Sie sich mit einem so würdigen Eifer beschäftigen.

Die Erziehung der Jugend ist der Gegenstand aller Bemühungen meines Lebens und ich fühle lebhaft, wie sehr ein Mann, der sich in unsern Verhältnissen mit Eifer und Aufrichtigkeit der Lösung dieser Aufgabe hingiebt, welche immer mühvoller und dornenreicher wird, Ehrfurcht und Erkenntlichkeit verdient.

Alles was sich auf die Vervollkommnung des Lancastrischen Systems bezieht, interessirt mich von ganzer Seele und von ganzem Herzen, und ich erkenne sicherlich Ihr Verdienst in diesem Punkte an; ich denke viel über dies System nach, es ist ein Steuerruder und man muß den Mann, der es in seine Hand nimmt und nach diesen Grundsätzen lenken will, prüfen und aufklären; die Gegenstände des Unterrichts, welche man dieser Leitung unterwerfen will, müssen vorher mit der höchsten psychologischen Feinheit geordnet und organisirt sein, damit der Eindruck, welchen das, was die Kinder unter dieser Form lernen, auf ihre intellectuellen Fähigkeiten hervorbringt, sich in Harmonie und Gleichgewicht befindet, mit dem Eindruck, den ihr Gedächtniß davon empfängt. Ich fühle das Verdienst, welches Sie in diesen Punkten haben und sehr

contenter de l'espoir que peut-être des circonstances heureuses vous amèneront une fois dans nos environs, j'ai plusieurs essais sur l'instruction des langues, de même que sur quelques marches d'instruction, dont les bases sont purement intuitives, que je crois très-propres à être employées dans les formes de l'enseignement mutuel.

Monsieur de Rougemont, à qui je dois l'honneur de vous connoître, est un de mes premiers amis, et connoît depuis une longue série d'années les efforts, que je fais sur l'éducation, et mes vues individuelles sur cet objet, je suis enchanté de connoître en vous un ami de ce respectable ami de l'humanité et de la patrie.

Je suis charmé de pouvoir faire par vous la connoissance de Mr. le Comte de Lasteyrie, et je souhaite fort d'avoir par ce moyen l'occasion de venir en quelque relation avec lui. Je ne manquerai pas de profiter de cette occasion, pour lui envoyer la brochure que je ferai imprimer sous peu.

Agréez, Monsieur et très-respectable ami de l'humanité, l'expression de mes sentimens distingués pour vos nobles travaux, et l'assurance de la parfaite estime avec laquelle

j'ai l'honneur d'être

Votre très-humble serviteur

Yverdun 13. May 1822. *Pestalozzi.*

würde ich wünschen, in dem Falle zu sein, mich persönlich mit Ihnen unterhalten zu können; allein in meinem Alter darf ich nicht hoffen, Sie besuchen zu können und muß mich mit der Hoffnung begnügen, daß glückliche Umstände Sie vielleicht einmal in unsre Gegend führen werden. Ich habe mehrere Versuche über den Sprachunterricht, ebenso wie über einige Stufen des Unterrichts vor, deren Grundlagen rein auf der Anschauung beruhen und welche ich für sehr geeignet halte, in den Formen des wechselseitigen Unterrichts angewendet zu werden.

Herr von Rougemont, welchem ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke, ist einer meiner ersten Freunde und kennt seit einer langen Reihe von Jahren die Anstrengungen, welche ich auf die Erziehung verwende, und meine individuellen Ansichten über diesen Gegenstand; ich bin entzückt, in Ihnen einen Freund dieses verehrungswürdigen Freundes des Vaterlandes und der Menschheit kennen gelernt zu haben.

Ich bin hoch erfreut, durch Sie die Bekanntschaft des Herrn Grafen von Lasteyrie machen zu können und ich wünsche sehr auf diese Weise Gelegenheit zu haben, mit ihm in einige Verbindung zu treten. Ich werde nicht ermangeln, diese Gelegenheit zu benutzen, um ihm die Broschüre zu übersenden, welche ich binnen Kurzem drucken lassen werde.

Genehmigen Sie, mein Herr und sehr verehrungswürdiger Freund der Menschheit, den Ausdruck meiner ausgezeichnet theilnehmenden Gesinnungen in Bezug auf Ihre edlen Bemü-

4.

LETTRE DU DUC DE DOUDEAUVILLE.

Paris ce 21 mars 1831.

D'après le changement de ministère, Monsieur, je crois nécessaire de renouveler vos démarches. Je vous envoie donc une nouvelle note; pour en assurer le succès, on agit d'un autre côté auprès du garde des sceaux, et l'on seconde ainsi vos efforts. Ils seront heureux, j'en suis persuadé, d'après la confiance que j'ai, dans vos moyens de tout genre, et dans votre obligeance. Ne le soyez pas moins, Monsieur, de mes sincères remercîments, et des sentiments avec lesquels j'ai l'honneur d'être

votre très-humble et très-obéissant serviteur

Duc de Doudeauville.

hungen und die Versicherung der vollständigen Achtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ihr sehr ergebener Diener

Yverdün, den 13. Mai 1822. Pestalozzi.

4.

Brief des Herzogs von Doudeauville.

Paris, den 21. März 1831.

Nach dem Ministerwechsel glaube ich, mein Herr, daß es nothwendig ist, Ihre Schritte zu erneuern. Ich übersende Ihnen also eine neue Eingabe; um den Erfolg derselben zu sichern, thut man von einer andern Seite bei dem Großsiegelbewahrer Schritte und unterstützt so Ihre Bemühungen. Nach dem Vertrauen, welches ich in Sie, in die Mittel jeder Art, welche Ihnen zu Gebote stehen, und in Ihre Gefälligkeit setze, bin ich überzeugt, daß dieselben zu einem glücklichen Ende führen werden. Sein Sie es nicht weniger, mein Herr, von meinem aufrichtigen Dank und von den Gesinnungen, mit welchen ich die Ehre habe zu sein

Ihr sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener

Herzog von Doudeauville.

5.

LETTRE DE M. CASIMIR DELAVIGNE.

Monsieur et ami,

permettez moi de recommander à votre humanité la femme Jussan, dont les bienfaits de la Reine ont adouci l'année dernière l'extrême détresse. Sa misère est encore plus horrible aujourd'hui; son mari est malade sur la paille, sans feu, sans couverture, sans remèdes; ses trois enfans meurent de faim. Je vous en supplie, mon ami, venez promptement au secours de cette famille au désespoir, j'appelle sur elle toute votre pitié.

Recevez la nouvelle assurance de ma haute estime et de mon amitié bien sincère.

Paris, ce 9 decembre 1831.

Casimir Delavigne.

6.

LETTRE DE M. ETIENNE.

Mon cher ami,

50 morts, 50 malades dangereusement, déjà 48 orphelins de père et de mère, des enfants qui meurent dans leur berceau auprès du cercueil de leurs pères, des cadavres, qu'on ne peut ensevelir faute de bras, voilà

5.

Brief des Dichters Casimir Delavigne.

Mein Herr und Freund,

Erlauben Sie mir, Ihrer Menschlichkeit die verehelichte Jussan anzuempfehlen, deren bis aufs Äußerste gestiegenes Elend im vergangenen Jahre durch die Wohlthaten der Königin gemildert wurde. Ihr Jammer ist heut noch schrecklicher; ihr Mann ist krank und liegt auf Stroh, ohne Feuer, ohne Decke, ohne Arznei; ihre drei Kinder sind vom Hungertode bedroht. Ich flehe Sie an, mein Freund, kommen Sie schnell dieser Familie, welche sich in Verzweiflung befindet, zu Hülfe, ich rufe Ihr ganzes Mitleid auf dieselbe herab.

Empfangen Sie von Neuem die Versicherung meiner hohen Achtung und meiner aufrichtigen Freundschaft.

Paris, den 9. Dezember 1831.

Casimir Delavigne.

6.

Brief Etienne's.

Mein lieber Freund!

50 Todte, 50 schwer Erkrankte, schon 48 Waisen, welche Vater und Mutter verloren haben, Kinder, die in ihrer Wiege bei dem Sarge ihrer Eltern sterben, Leichen, welche man aus Mangel an Händen nicht beerdigen kann, das ist

l'affreux tableau, qu'offre la petite commune de *Mortaincourt* (canton de Void), à peine peuplée de 345 individus.

La moisson n'y sera pas recueillie, elle est sans bras pour le travail, sans revenus pour l'indigence.

Au nom du ciel, mettez ce lugubre spectacle sous les yeux de la Reine et de M^me^. Adélaïde. J'invoque en mon nom leur admirable compassion et qu'elles soient une providence pour tant d'infortunes. Mes compatriotes vous devront cette bonne action ajoutée à tant d'autres.

Paris ce 31 Août 1832.

Tout à vous

Etienne.

7.

LETTRE DE M. LE DUC DE CHOISEUL.

Monsieur,

Je reçois avec une sensible reconnaissance votre bel et intéressant ouvrage, et je vais le lire avec ce vif intérêt, que l'ouvrage et son auteur m'inspirent. J'ai été malade et longtems souffrant. Je suis mieux, et je serais très-heureux, si Jeudy vous vouliez reprendre vos

das schaudervolle Gemälde, welches die kleine Ortschaft Mertaincourt (im Kanton Void), welche kaum eine Bevölkerung von 345 Individuen hat, darbietet.

Die Ernte wird nicht gehalten werden, die Gemeinde ist ohne Arme für die Arbeit, ohne Mittel für die Armuth.

In des Himmels Namen bringen Sie dies jammervolle Schauspiel vor die Augen der Königin und der Prinzessin Adelaide. Ich rufe in meinem Namen ihr der Bewunderung werthes Mitleid an, mögen sie für so viel Unglück eine Vorsehung sein. Zu so viel guten Handlungen werden Ihnen meine Landsleute auch diese schuldig sein.

Paris, den 31. August 1832.

Ganz der Ihrige
Etienne.

7.

Brief des Herzogs von Choiseul.

Mein Herr,

Mit einer besonderen Erkenntlichkeit habe ich Ihr schönes und interessantes Buch erhalten und werde es mit dem lebhaften Interesse lesen, welches das Werk und sein Verfasser mir einflößen. Ich bin krank und lange Zeit leidend gewesen. Jetzt befinde ich mich besser und es würde mich sehr

bonnes habitudes de venir déjeûner chez moi, et y recevoir mes remercîments, que je voudrais vous mieux exprimer.

Veuillez, Monsieur, agréer l'assurance de mon très-inviolable et ancien attachement et celle de ma considération la plus distinguée.

Ce 11 Avril 1836.

Le duc de Choiseuil.

8.

LETTRE DE M. BÉRANGER.

Monsieur,

C'est encore moi, mot par lequel je suis forcé de commencer toutes les lettres que je vous adresse; c'est encore pour mes pauvres vieux *P.....* de Bezons. S. M. la Reine a eu la bonté de me faire dire, qu'elle continuerait les secours qu'à ma recommandation sa bonté avait tant de fois accordés. Que votre obligeance prenne part à une si bonne intention, Monsieur, et j'aurais moins à regretter de m'être tant éloigné de Paris. Je désirerais, que vous voulussiez envoyer à *Mr. Béga*, qui demeure maintenant rue *Vineuse №* 13 à Passy, la petite somme dont vous pouvez disposer pour mes vieillards de Bezons. Ils en ont bien besoin: leurs 86

freuen, wenn Sie wiederum Ihre gute Gewohnheit beginnen wollten, Donnerstags bei mir zu frühstücken und meinen Dank entgegennehmen, den ich Ihnen besser auszudrücken wünschte. Haben Sie die Güte, mein Herr, die Versicherung meiner unverbrüchlichen und alten Anhänglichkeit und meiner ausgezeichneten Achtung zu genehmigen.

Den **11.** April **1836.**

Herzog von Choiseul.

8.

Brief Beranger's.

Mein Herr,

Wiederum ist es mein Ich, mit dem ich nothgedrungen alle Briefe anfangen muß, welche ich an Sie richte; wiederum ist es für meine armen alten P..... aus Bezons. J. M. die Königin hat die Güte gehabt mir sagen zu lassen, daß sie die Unterstützungen fortsetzen würde, welche ihre Güte auf meine Empfehlung so oft ertheilt hat. Möge Ihre Gefälligkeit Theil nehmen an dieser guten Absicht J. M., mein Herr, dann werde ich es weniger bedauern, mich so weit von Paris entfernt zu haben. Ich wünschte, daß Sie Herrn Bega, der gegenwärtig in der Straße Vineuse Nr. **13** in Passy wohnt, die kleine Summe, über welche Sie verfügen können, für meine alten Leute aus Bezons übersendeten. Sie haben dieselbe sehr nöthig; ihre **86** Jahre brin-

ans les livrent à de graves infirmités et ils n'ont que moi et Mr. Béga pour quêter à leur intention.

S. M. m'ayant fait dire, qu'elle continuerait aussi les secours accordés par elle à Fontainebleau, à la veuve L..... et à la femme G...., mère de cinq enfants; pourriez-vous, Monsieur, pousser l'obligeance jusqu'à les faire parvenir dans cette ville? Je doute, que cela soit possible. Mais si vous remettiez le tout à Mme. Béga, en lui marquant les parts qu'elle doit faire, moi je ferais remettre par un ami, que j'ai laissé à Fontainebleau la portion de secours, que vous appliqueriez à ces deux pauvres femmes. Je sens que j'abuse de votre bonté; mais je sais aussi combien elle est grande et quel zèle vous mettez à remplir les intentios généreuses de la Reine.

Je vous dois bien des remercîments, Monsieur, pour tout le fruit, que j'ai retiré de la lecture de votre ouvrage, que mon déménagement ne m'a laissé le tems de lire que depuis mon séjour ici. Cette production complette la mission que votre coeur vous a fait remplir, et vous y donnez les preuves d'un talent d'écrivain auquel ne semblait pas vous obliger votre rôle actif dans un si bel apostolat. Que de réflexions ne faites vous pas faire, et combien ne serait-il pas à désirer que ceux, qui font les lois, eussent su et pu comme vous, en suivre les conséquences jusqu'à leur terme fatal! au moins pourront-ils vous lire, et pourrez-vous les éclairer! C'est un nouveau service rendu que d'avoir su tirer de

gen eine Altersschwäche von schweren Folgen hervor und sie haben nur mich und Herrn Vega, um für sie um Almosen zu bitten.

Ihre Majestät haben mir sagen lassen, daß sie die von Höchstdenselben in Fontainebleau der Wittwe L..... und der verehelichten G...., einer Mutter von fünf Kindern, bewilligten Unterstützungen auch ferner ertheilen würden; könnten Sie wohl, mein Herr, die Gefälligkeit so weit treiben, auch diese Summen in jene Stadt gelangen zu lassen? Ich zweifle, daß das möglich ist. Aber wenn Sie das Ganze an Madame Vega übermachten und ihr die Vertheilung bezeichneten, welche damit geschehen soll, so würde ich durch einen Freund, den ich in Fontainebleau habe, den Theil der Unterstützungen, der jenen beiden armen Frauen zukommt, übergeben lassen. Ich fühle, daß ich Ihre Güte mißbrauche; aber ich weiß auch, wie groß sie ist und mit welchem Eifer Sie die edelmüthigen Absichten der Königin in Erfüllung bringen.

Ich bin Ihnen viel Dank schuldig, mein Herr, für den Genuß, den ich durch die Lektüre Ihres Werkes gehabt habe, welches mein Umzug mir erst seit meinem Aufenthalte hierselbst Zeit gelassen hatte, zu lesen. Dies Werk vervollständigt die Sendung, die Ihnen Ihr Herz zu erfüllen aufgelegt hat, und zugleich beweisen Sie damit ein schriftstellerisches Talent, zu welchem die thätige Rolle, die Sie bei einem so trefflichen Unternehmen übernommen haben, Sie nicht zu verpflichten schien. Wie viel geben Sie nicht in diesem Buche zu denken, und wie sehr wäre es nicht zu wünschen, daß die, welche die Gesetze geben, ebenso wie Sie die Consequenzen derselben bis zu ihrem furchtbaren Ende hätten verfolgen können!

cette triste matière un livre dont la lecture peut convenir même aux gens du monde. Applaudissez-vous de votre succès, Monsieur, il n'en est pas d'un genre plus utile et plus honorable.

Recevez, avec une nouvelle excuse de mon importunité habituelle, Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée.

Votre très-humble serviteur

29 Janvier 1837. *Béranger*

à Tours.

9.

LETTRE D'ALEXANDER DUMAS.

Mon cher Appert,

Voici un brave homme bien innocemment compromis par moi et que je vous recommande.

Lors de cette malheureuse affaire des poudres de Soissons, qui (à cette époque et pour me servir des expressions du duc d'Orléans) était belle comme un de mes drames, et que maintenant j'ose à peine avouer à mes amis intimes, quelques braves gens du peuple, me prêtèrent main forte pour comprimer Bourgeoisie et Noblesse. Celui, que je vous adresse, faisait partie de ma

Wenigstens können sie jetzt Ihr Werk lesen und aus demselben Belehrung schöpfen! Dadurch, daß Sie diesen traurigen Stoff zu einem Buche zu verarbeiten vermochten, dessen Lektüre selbst für das größere Publikum paßt, haben Sie Ihrer Sache einen neuen Dienst geleistet. Wünschen Sie sich Glück zu Ihrem Erfolge, mein Herr, denn in der That wüßte ich keinen, der nützlicher und ehrenvoller wäre.

Empfangen Sie, mein Herr, zugleich mit einer nochmaligen Entschuldigung meiner gewöhnlichen Zudringlichkeit die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung

Ihr sehr ergebener Diener

Den 29. Januar 1837. Beranger
in Tours.

9.

Brief Alexander Dumas.

Mein lieber Appert,

Da ist ein braver Mann, der, ohne im Geringsten Schuld daran zu sein, durch mich compromittirt ist und den ich Ihnen empfehle.

Zu der Zeit, als sich in Soissons jene unglückliche Pulvergeschichte zutrug, welche (damals und um mich eines Ausdrucks des Herzogs von Orleans zu bedienen) prächtig war wie eins meiner Dramen, und welche ich jetzt kaum meinen genauesten Freunden zu gestehen wage, unterstützten mich einige brave Leute aus dem Volke thatkräftig, um Bourgoisie und

clientelle, mais le brave homme a perdu la sienne grâce au coup d'épaule qu'il m'avait donné. Ses pratiques (il était boulanger) le quittèrent, car ils ne voulaient pas manger le pain pétri par un patriote, et comme sans pratique il ne pouvait pas vivre, quand il s'est vu sur point de mourir de faim, il est venu me dire: „*du pain ou des pratiques*"

Du pain j'en ai pour moi tout juste et Dieu me le conserve, *des partiques*, je ne pouvais pas lui donner des miennes, n'en ayant pas trop. Alors il a pensé à se faire un mérite de son patriotisme de 1830 pour obtenir un petit Bureau de Tabac en 1832.

Ici s'est présentée une autre difficulté, c'est de faire comprendre à ce brave homme, que celui qu'il a vu, enlevant en 1830 des milliers de poudres, une hache et un pistolet à la main, ne pouvait pas en 1832 par ces mêmes moyens lui faire cadeau du moindre Bureau de tabac des 86 départemens.

Dans cette conjoncture j'ai pensé à vous. Je vous l'envoie avec une demande, Mr. Denos chef du personnel s'en charge pour peu qu'elle soit recommandée, et il me dit que votre nom le recommanderait beaucoup.

Je crois en outre que le pauvre diable meurt de faim et qu'un petit secours d'une cinquantaine de francs lui ferait bien plaisir. Là dessus pas un mot ne m'a été dit et c'est une présomption. Demandez le lui.

Mille amitiés fidèles

Réponse s'il vous plaît. *Alex. Dumas.*

Adel im Zaume zu halten. Der, den ich Ihnen hier zuschicke, gehörte zu meinen Kunden, aber der brave Mensch hat die Seinigen verloren, Dank dem Stoß, mit welchem er mir bei jenem Aufruhr unter die Arme griff. Er war nämlich Bäcker und seine Kunden verließen ihn, weil sie kein Brod essen wollten, das von einem Patrioten geknetet war. Da er nun ohne Kundschaft nicht leben konnte, so ist er, als er sich auf dem Punkt sah, Hungers zu sterben, zu mir gekommen und hat mir gesagt: „Brod oder Kunden!"

Brod habe ich just so viel als ich selbst brauche und der Himmel möge es mir erhalten, was die Kunden anbelangt, so konnte ich ihm doch nicht die Meinigen geben, da ich eben nicht zu viel habe. Darauf ist ihm eingefallen, sich aus seinem Patriotismus von **1830** ein Verdienst zu machen, um im Jahre **1832** ein kleines Tabacksbureau zu erhalten.

Hier hat sich nun eine andre Schwierigkeit ergeben, nämlich die, dem braven Mann begreiflich zu machen, daß der, welchen er im Jahre **1830** mit einer Axt und einem Pistol in der Hand tausende von Patronen erobern sah, ihm im Jahre **1832** durch dieselben Mittel nicht das kleinste Tabacksbureau in allen **86** Departements verschaffen könne.

Bei dieser Lage der Dinge habe ich an Sie gedacht. Ich übersende Ihnen den Menschen mit einer Bittschrift; Herr Denos, der Chef des Personals im Ministerium, nimmt sie an, sobald er nur eine Empfehlung hat, und er sagt mir, daß Ihr Name ihn sehr empfehlen wird.

Außerdem glaube ich, daß der arme Teufel nahe daran ist, Hungers zu sterben, und daß ihm eine kleine Unterstützung

10.

LETTRE DE M. DAUSMESNIL (LA JAMBE DE BOIS).

Vincennes le 23 Juin 1832.

Mon cher Monsieur Appert,

Je viens encore vous faire une demande. Je craindrais cependant que Sa Majesté, notre excellente Reine, ne me trouvât indiscret, si sa bonté touchante ne devait bientôt m'excuser en faveur du motif, car elle est de tous les malheureux le refuge, et tous la bénissent comme une providence..... Voici l'exposé de la position de Mme. M...., en faveur de laquelle je sollicite, femme du lieutt. M...., actuellement à Cherbourg et auparavant à Vincennes. Lors du départ des vétérans, Mme. M.... ne put accompagner son mari avec ses 6 enfans. Je lui laissai son logement, ne voulant pas la laisser sur le pavé — depuis 15 mois elle habite le château. Son mari touche 66 fr. par mois à Cherbourg.

von etwa 50 Franken sehr angenehm sein würde. Doch darüber hat er mir kein Wort gesagt und das ist bloß eine Vermuthung. Fragen Sie ihn danach.

Tausend freundschaftliche Grüße
Alexander Dumas.

Um Antwort wird gebeten.

10.

Brief des General Dausmesnil
(bekannt unter dem Namen des „hölzernen Beins".)

Vincennes den 23 Juni 1832.

Mein lieber Herr Appert,

Ich habe Sie schon wieder um Etwas zu bitten. Inzwischen würde ich fürchten, daß Ihre Majestät, unsre vortreffliche Königin, mich für indiskret hält, wenn nicht ihre rührende Güte mich bald wegen des Grundes dieser Bitte entschuldigen müßte; denn sie ist die Zuflucht aller Unglücklichen und Alle segnen sie wie eine Vorsehung. Folgendes ist in Kürze die Lage der Madame M....., für welche ich eine Bitte an Ihre Majestät richte. Sie ist die Frau des Lieutenants M....., gegenwärtig in Cherbourg, früher in Vincennes in Garnison. Als die Veteranen abmarschirten, konnte Madame M..... ihren Mann mit ihren sechs Kindern nicht begleiten. Ich ließ ihr ihre Wohnung,

Il lui en envoie 30 dont voici l'emploi: pour l'aîné de ses enfants, âgé de 17 ans, apprentif tapissier à Paris, 6 francs par mois et 3 pains de munition par semaine. — Pour le 3ème., âgé de 14 ans, apprentif bijoutier, 5 fr. par semaine. — Le second, qui a 15 ans, est chez elle et toujours malade. — Les autres enfans sont aussi près d'elle, savoir un garçon de 9 ans, une fille de 11 et une de 5. Toute cette famille ne vit que de pain de munition, et mène au château une conduite exemplaire. — S'il était possible de faire placer un de ses enfans, ou de lui accorder un secours annuel pour l'aider à vivre et à élever sa famille, ce serait un grand bienfait, qu'elle mérite. Soyez mon interprète près de Sa Majesté, mon cher Monsieur Appert, et veuillez bien lui témoigner la respectueuse reconnaissance de son tout dévoué et bien dévoué serviteur.

Agréez, je vous prie, l'assurance de mon sincère attachement et de ma considération distinguée.

La Lieut[t]. G[al]. Command[t]. Supérieur de Vincennes

B[on]. Daumesnil.

weil ich sie doch nicht auf die Straße hinausstoßen wollte. Seit funfzehn Monaten wohnt sie also in der Festung. Ihr Mann hat 66 Franken monatliches Gehalt in Cherbourg. Er schickt ihr 30, welche folgendermaßen verwendet werden: für den ältesten der Söhne, welcher 17 Jahr alt und Tapissierlehrling in Paris ist, 6 Franken monatlich und drei Kommißbrodte die Woche. Für den dritten, der 14 Jahr alt und Juvelierlehrling ist, 5 Franken die Woche. Der Zweite, welcher 15 Jahr alt ist, befindet sich zu Hause und ist immer krank. Die andern Kinder, nämlich einen Knaben von 9 Jahren und zwei Töchter von 11 und 5 Jahren hat sie ebenfalls bei sich. Diese ganze Familie lebt nur von Kommißbrod und ihre Führung ist in der Festung exemplarisch. Wenn es möglich wäre, eins von ihren Kindern irgendwo unterzubringen oder ihr eine jährliche Unterstützung zu bewilligen, damit sie ihr Leben fristen und ihre Familie erziehen kann, so wäre das eine große Wohlthat, welche sie verdient. Sein Sie mein Dolmetscher bei Ihrer Majestät, mein lieber Herr Appert, und haben Sie die Güte, ihr die unterthänige Erkenntlichkeit ihres ganz ergebenen Dieners zu bezeugen.

Ich bitte, genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Anhänglichkeit und meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Der General-Lieutenant Oberkommandant von Vincennes.

Baron Dausmesnil.

11.

LETTRE DE M. JOUY (DE L'ACAD. FRANÇ.)

Paris 19 Avril 1836.

Monsieur.

J'ai attendu pour vous remercier du présent que vous m'avez fait, qu'une première lecture de votre ouvrage m'ait permis d'en apprécier tout le mérite. On ne manquera pas de vous reprocher d'avoir appelé trop d'intérêt sur une classe d'hommes que la société a rejetés de son sein, comme si la pitié n'était pas un sentiment divin et le seul, où l'excès même ne puisse jamais être condamnable. — Ce qu'il y a de certain, selon moi, c'est que votre livre est à la fois un bon ouvrage et une bonne action, et qu'il ne peut manquer de figurer, en première ligne, l'année prochaine dans le concours, ouvert par le vénérable Monthyon, en faveur de l'ouvrage le plus utile aux moeurs.

Recevez, Monsieur, avec tous mes remercîments l'assurance de ma parfaite considération et de ma plus haute estime pour des talents dont vous faites un si noble et si généreux usage.

Tout à vous d'esprit et de couer.

Jouy.

11.

Brief des Akademikers Jouy.

Paris den 19. April 1836.

Mein Herr!

Um Ihnen für das mir gemachte Geschenk zu danken, habe ich gewartet, daß eine erste Lektüre Ihres Werkes mir erlaubt, dessen ganzes Verdienst zu würdigen. Man wird nicht verfehlen, Ihnen vorzuwerfen, zu viel Theilnahme für eine Klasse von Menschen hervorgerufen zu haben, welche die menschliche Gesellschaft aus ihrem Schooße ausgestoßen hat, wie wenn das Mitleiden nicht ein von der Gottheit stammendes Gefühl und das einzige wäre, wo das Übermaß selbst niemals verdammungswerth sein kann. Nach meinem Urtheil ist es sicher, daß Ihr Werk zu gleicher Zeit ein gutes Buch und eine gute Handlung ist, und daß es nicht fehlen kann, daß wir es im nächsten Jahre bei der Bewerbung um den Preis sehen, welchen der ehrwürdige Monthyon für das der Sittlichkeit ersprießlichste Werk gegründet hat.

Empfangen Sie, mein Herr, mit allem meinen Dank die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochschätzung und der höchsten Achtung für die Talente, von welchen Sie einen so edlen und großmüthigen Gebrauch machen.

Ganz der Ihrige in Geist und Gemüth

Jouy.

Berlin, gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Frem

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Appert, Benjamin Nicolas Marie,

Erinnerungen aus meinen Erlebnissen am Hofe Ludwig Philipps, aus den Zeiten des Kaiserreichs und der Restauration

Bd.: 3

Berlin 1846

Gall.rev. 51 f-3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10618857-7